This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide

Studien zur niedersächsischen Volkskunde von Dr. Ed. Kück

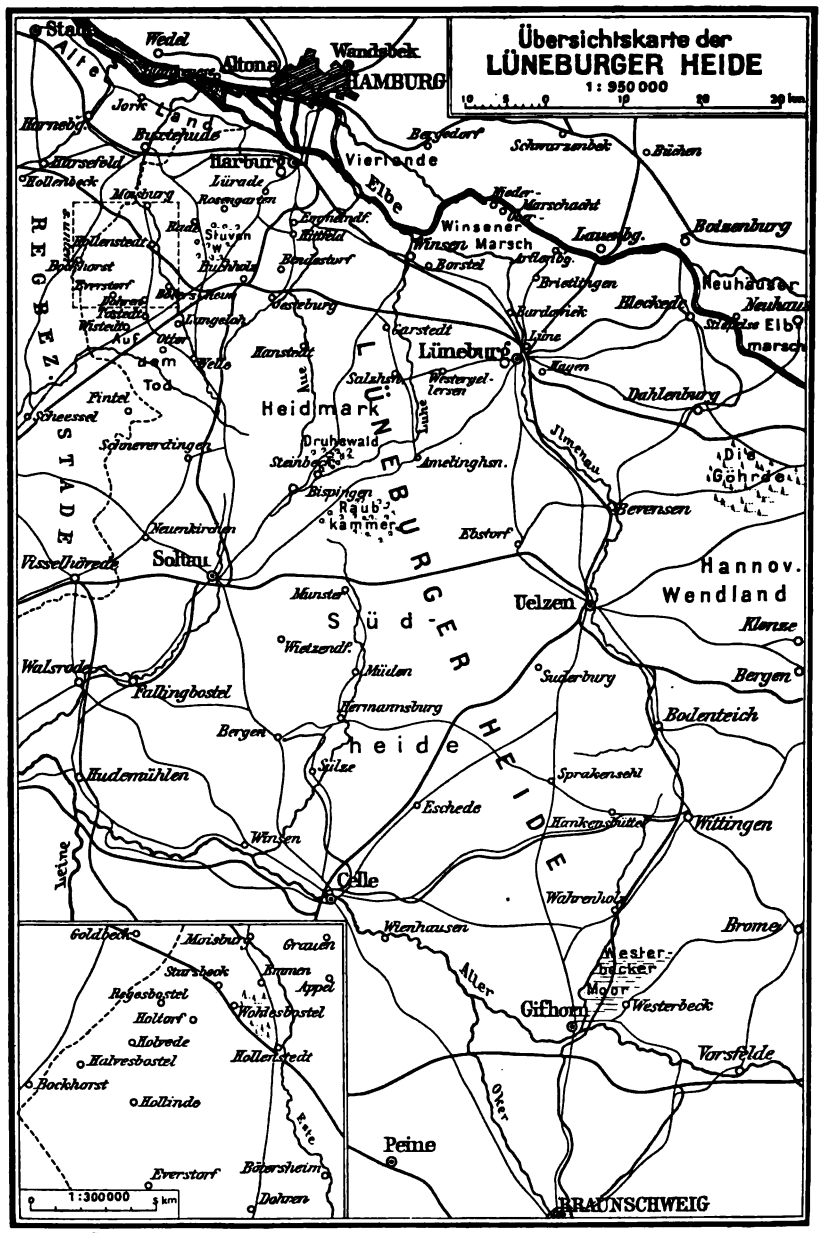
26275.33.5

Harvard College Library

FROM THE GIFT OF

EDWIN STANTON MULLINS
(Class of 1893)

FOR BOOKS ON FOLKLORE


Übersichtskarte der
LÜNEBURGER HEIDE
1 : 950 000
Altona
Wandsbek
HAMBURG
Harburg
Vierlande
Elbe
Winsen
Lüneburg
Heidmark
Soltau
Uelzen
Celle
Gifhorn
Peine
BRAUNSCHWEIG
Hannov. Wendland
Die Göhrde
Bevensen
Dahlenburg
Bolzenburg
Lauenbg.
Bergen
Bodenteich
Wittingen
Brome
Vorsfelde
Westerbeck
Hudemühlen
Fallingbostel
Walsrode
Visselhövede
Schneverdingen
Neuenkirchen
Bispingen
Raubkammer
Amelinghsn.
Ebstorf
Suderburg
Sprakensehl
Eschede
Wienhausen
Wahrenholz
Hankensbüttel
Sülze
Hermannsburg
Müden
Wietzendf.
Munster
Bergen
Winsen
Lüne
Garstedt
Salzhsn.
Westergellersen
Hanstedt
Jesteburg
Bendestorf
Stuven
Buchholz
Lürade
Rosengarten
Moisburg
Hollenbeck
Harsefeld
Buxtehude
Jork
Wedel
Stade
Alte Land
Bergedorf
Schwarzenbek
Büchen
Winsener Marsch
Borstel
Brietlingen
Bardowiek
Bleckede
Neuhauser Elbmarsch
Neuhaus
Dahlenburg
Jlmenau
Luhe
Aue
Aller
Oker
Leine
Ilmenau
Lüneburger Heide
Südheide
Regbez. Stade
Goldbeck
Moisburg
Grauen
Starsbeck
Emmen
Appel
Regesbostel
Holtorf
Wohlesbostel
Hobrede
Halvesbostel
Hollenstedt
Bockhorst
Hollinde
Este
Everstorf
Bötersheim
Dohren
1:300000
5 km

gez. Radtke.

Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide

Studien zur niedersächsischen Volkskunde, in Verbindung mit dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege

herausgegeben von

Dr. Eduard Kück
Oberlehrer am Gymnasium zu Friedenau-Berlin

Mit 41 Abbildungen, 24 Singweisen und einer Karte

Leipzig
Verlag von Theod. Thomas
1906

26275.33.5

HARVARD COLLEGE
MAR 19 1914
LIBRARY.
Gift of
Edwin S. [illegible]
of
[illegible]
DEZ
12/13

Alle Rechte, auch hinsichtlich der Abbildungen und mit Einschluß des Übersetzungsrechtes, vorbehalten.

Druck von Fr. Richter in Leipzig

Frau Auguſte Wieſe, verw. Rück,
in Lüneburg,
ſeiner lieben Mutter,

und

Herrn Heinrich Sohnrey
in Steglitz,
dem volkstümlichen Erzähler und dem Anwalt der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatspflege, ſeinem verehrten Landsmann,

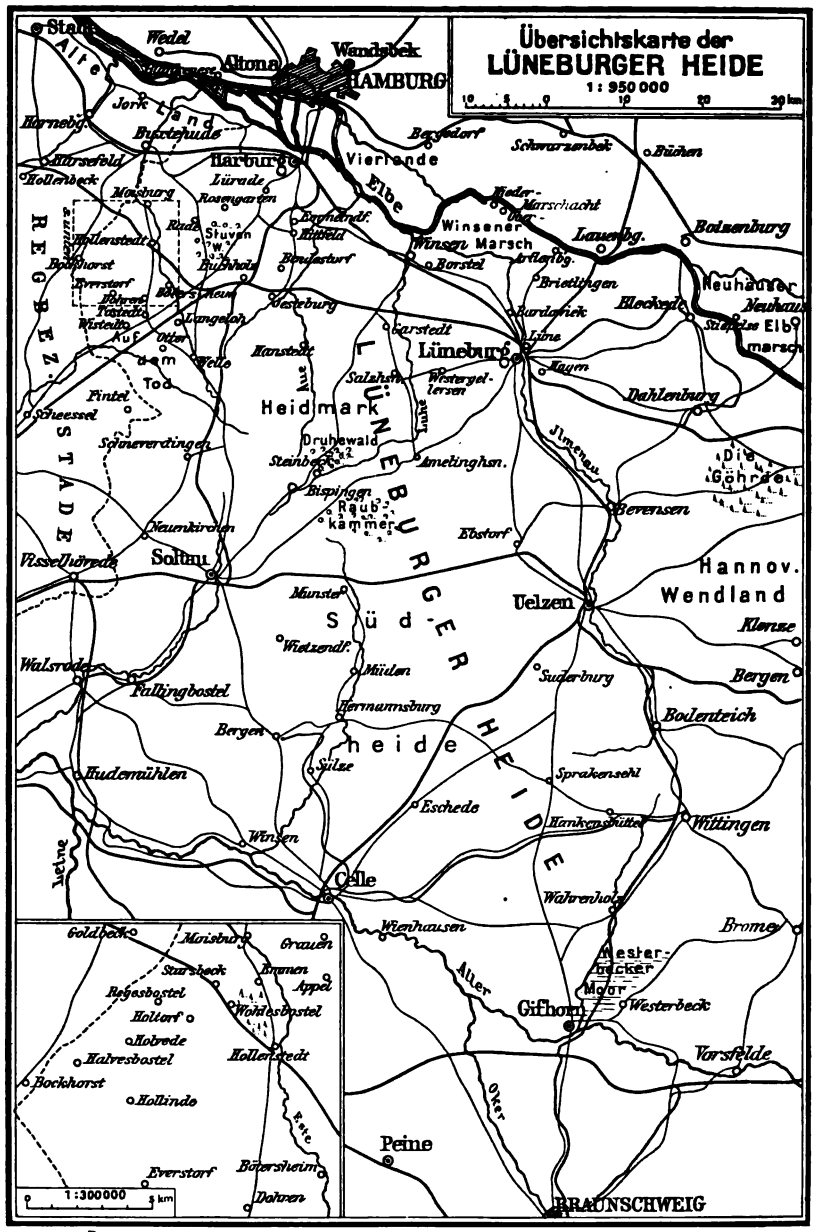
zugeeignet.

Vorwort.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit." Die Volkssprache der Lüneburger Heide wird immer weiter zurückgedrängt, die alten Sitten und Bräuche schwinden, die verehrungswürdigen Reste des Volksglaubens fallen der Vergessenheit anheim, das Bauernleben der Heide ist unter dem Einfluß der Neuzeit und ihrer Kultur in einer starken Umbildung begriffen. Die letzten Jahrzehnte haben mehr zerstört als früher lange Jahrhunderte; die jüngere Generation der Heide weiß kaum mehr, wie es in de olen Tiden aussah, und bald wird die letzten Vertreter und Zeugen jener Zeiten die Erde decken. Ein ähnlicher Rückgang des alten Volkstums und seiner Überlieferungen zeigt sich ja leider weit über die Heidegegenden hinaus. Um so lebhafter drängt sich der Wunsch auf, daß es dem warmherzigen Streben der vielen, für die Wohlfahrt des flachen Landes eintretenden Männer gelingen möge, wenigstens einen völligen Bruch mit der Vergangenheit zu verhindern.

Aus der Liebe zur Heide, die meine Heimat ist, und aus dem Wunsche, etwas dazu beizutragen, daß die bedrohten Schätze des Volkstums nicht auch der Forschung verloren gehen, reifte in mir vor etwa sechs Jahren der Plan eines Wörterbuches der Lüneburger Heide. Ich erwähne das hier nicht nur, um die Bitte um landsmännische Unterstützung daran zu knüpfen,[1]) sondern auch,

[1]) Eine vorläufige Bitte in dieser Hinsicht habe ich bereits im 2. Heft der Lüneburger Museumsblätter ausgesprochen. Im nächsten Heft, voraussichtlich im Februar 1906, wird ein ausführlicher Bericht mit praktischen Vorschlägen zum Sammeln veröffentlicht und als Sonderabdruck gern jedem,


Übersichtskarte der
LÜNEBURGER HEIDE
1 : 950 000
10 5 0 10 20 30 km
Stade
Wedel
Altona
Wandsbek
HAMBURG
Alte Land
Jork
Buxtehude
Harburg
Vierlande
Elbe
Bergedorf
Schwarzenbek
Büchen
Harnebg.
Harsefeld
Hollenbeck
Moisburg
Lürade
Rosengarten
Winsener Marsch
Winsen
Lauenbg.
Boizenburg
Neuhauser Elbmarsch
Neuhaus
Bleckede
Brietlingen
Bardowiek
Lüne
Lüneburg
Garstedt
Hanstedt
Salzhsn.
Westergellersen
Heidmark
Dahlenburg
Jlmenau
Die Göhrde
Bevensen
Druhewald
Steinbeck
Amelinghsn.
Bispingen
Raubkammer
Ebstorf
Neuenkirchen
Soltau
Visselhövede
Munster
Süd-heide
Uelzen
Hannov. Wendland
Klenze
Bergen
Suderburg
Walsrode
Fallingbostel
Müden
Hermannsburg
Bodenteich
Hudemühlen
Sülze
Sprakensehl
Eschede
Hankenschütte
Wittingen
Winsen
Celle
Wahrenholz
Wienhausen
Brome
Westerbecker Moor
Westerbeck
Gifhorn
Vorsfelde
Peine
BRAUNSCHWEIG
Aller
Oker
Leine
Aue
Luhe
Stuven W.
Rade
Buchholz
Bendestorf
Jesteburg
Langeloh
Otter
Welle
Auf dem Tod
Fintel
Scheessel
Schneverdingen
REGBEZ. STADE
LÜNEBURGER HEIDE
Goldbeck
Moisburg
Grauen
Starsbeck
Emmen
Appel
Regesbostel
Holtorf
Wohlesbostel
Holrede
Halvesbostel
Hollenstedt
Bockhorst
Hollinde
Este
Everstorf
Bötersheim
Dohren
1:300000
5 km

gez. Radtke.

Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide

Studien zur niedersächsischen Volkskunde, in Verbindung mit dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege

herausgegeben von

Dr. Eduard Kück
Oberlehrer am Gymnasium zu Friedenau-Berlin

Mit 41 Abbildungen, 24 Singweisen und einer Karte

Leipzig
Verlag von Theod. Thomas
1906

26275.33.5

HARVARD COLLEGE
MAR 19 1914
LIBRARY.
Gift of
Edwin S. [illegible]
of
[illegible]
DEZ
12/43

Alle Rechte, auch hinsichtlich der Abbildungen und mit Einschluß des Übersetzungsrechtes, vorbehalten.

Druck von Fr. Richter in Leipzig

Frau Auguſte Wieſe, verw. Kück,
in Lüneburg,
ſeiner lieben Mutter,

und

Herrn Heinrich Sohnrey
in Steglitz,
dem volkstümlichen Erzähler und dem Anwalt der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatspflege, ſeinem verehrten Landsmann,

zugeeignet.

Schulbesuch und Kühehüten 45. Erster Spinnunterricht 46. Erste Versuche im Nähen, Adamsbaum 47. Die Mädchen und das Stricken, 33 Kinderrätsel 48. Konfirmation 53.

Zweiter Abschnitt: Knecht und Magd, Bräutigam und Braut 55

Gliederung des Gesindes, Dienstantritt 55. Der Koffertag 56. Die Arbeit des Gesindes: Der Dorfkuhhirte 57, die Weide ein unaufgeteilter Rest der alten Mark 57 f. Die Verkoppelung und die Ersetzung des Dorfkuhhirten durch die Knaben und Mädchen der einzelnen Höfe 60, durch konfirmierte Knaben 61. Der Schäfer 61, Schafschur, Wollhandel 64, Schafmärkte 65. Der Klein- und der Großknecht 65. Der Häusling 66. Heidehauen 66. Landwirtschaftliche Geräte 68. Die Gewinnung des Torfes 71. Die Jahresarbeit der Mägde 73. In der Ernte 74, Schnüren 75. Ausschlagen und Dreschen 77. Dachschütten 79. Der Sonnabendabend 79, Dauer des Sonntags 80. Lohnverhältnisse 80.

Die Tracht der Heide 81. Echte und unechte Volkstracht 82. Volkstracht und wirtschaftliche Verhältnisse 83. Verwechslung der Heidebäuerin mit der Bardowieckerin in neueren Darstellungen 84. Volkstracht und Kirchspiel 85. Die Tracht der Heide in ihrem Zusammenhang mit der Bauernwirtschaft dargestellt: Behandlung des Hanfes 87, Brakelköst 88, das Wickeln des Wockens 92, Wockenblätter 93. Behandlung des Flachses 93, der Wolle 94. Strickende Männer, der Bauernstrumpf 97. Spinnrad 98, Haspel 101. In der Spinnstube 102, sieben Spinnlieder 104. Das Weben: Kochen des Garns 111. Das Scheren, die verschiedenen Scherrahmen 112. Aufziehen des Garns (Aufzug) 115. Herstellung des Einschlages 117. Das Bleichen im Grashof, die Nachtwache in der Leinenhütte 120. Beiderwand 120, Dreikamm, Sludderbüxen, Handtücher 121. Tischlaken, Buntweben 122. Die Frauentracht: Arbeitstracht 122, Sonn- und Festtagstracht einschließlich des „Goldgeschirrs" 125, Kirchtracht 127, Abendmahlstracht 128. Die Kopftracht der Frauen 129: die Moppe mit der schnabelförmigen Stirnbinde 130, die Pappmütze (Snippmütz) 133, Mützenschachteln 135, die einzelnen Arten der Pappmützen, die Sonntagsmütze, die Kirchmützen (de Knüppels-mütz, de Gel-blanke, de Witt-blanke, de Golle, de Sülwerne) 136 f., die Abendmahlsmütze 137, die Trauermützen, abweichende Haubenformen 138. Die Brauttracht 139. Zur Geschichte der Brautkrone 140. Brautkrone und Perlenkranz im alten Lüneburg 142. Die Männertracht 142.

Tanzmusik 144. Bunte und runde Tänze 145. Tanzlieder 147. Jahrmarkt 151. Faſtnachtsfeier, Ohrendag (Erntefeſt) 152. Burſche und Mädchen: ſein und ihr Ideal 154f. Der Volksglaube und die angehende Braut 156. Freiwerberei 157. Dat Loeft (Verlobung) 158. Genehmigung der Gutsherrſchaft 160. Sie „laſſen ſchreiben" 161. „Von der Kanzel poltern" 163f. Die Hochzeitsbitter 164. Der Kiſtenwagentag und der Kiſtenfüllerspaß 168. Die Ausſteuer 170. Küchenlieder 172. Hochzeitsgeſchenke 173. Der Hochzeitstag 174. Der Ausgang der Braut und der Ollersmann (Ältermann) 175. „Brut, Brut, ſmit ut!" 176. Die Trauung 177. Die Naſlansmudders 178. Die „große Mahlzeit" 179. Ehrentänze 180. Das Vordringen ſtädtiſchen Einfluſſes 182. Einfachheit der Feier in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 183. Bezeichnung der Frau nach dem Hausnamen ebd.

Dritter Abſchnitt: Eignes Haus und eigner Herd, Altenteil und Tod 185

Das Heim der Verheirateten 185ff. Husbörn (Hausrichtung) 185, Tünen und Lehmen 186. Lage des Fletts (der Vordiele) 188. Der Rehmen 189. Die Feuerſtätte und ihre Entwicklung bis zum modernen Sparherd 191. Die Feuerkieke 195. Die Beleuchtung: Kienſpan, Krüſel 196, Tranfunzel 197. Die Ausſtattung des Fletts 198. Die Räume hinter dem Flett 199f.: Dönz, Blangendönz, Twiſchenkommer, Dönzenboen, Kurnboen, Kroepelboen. Einrichtung der Dönz 201. Die Butzen (Schlafſtätten) mit dem Kartoffellager darunter 203. Schilleratſen (Wandbilder) 205. Der Ehrenſitz auf dem Stuhl ebd. Die Pfanne, Löffelſchnitzen, Aufkommen der Gabeln, das Taſchenmeſſer 206. Ausſtattung der Blangendönz ebd. Blumenpflege 207, Baumzucht 208. Boden, Diele und Vieh ebd. Höftſtänder 209. Die Hille 212. Sot (Ziehbrunnen) und Börntrog 212f. Die Große Tür und der Hofraum 214. Torfſchauer und Backholz, die Scheune und das Banſen 215. Swinkawen und Swinhus 215f. Bienenzaun 216. Die Backhäuſer als die Häuslingshäuſer der Heide bereits im 16. Jahrhundert nachweisbar 216. Gliederung der Landbevölkerung im 16. Jahrhundert und ſpäter 216f. Beſchreibung des Backhauſes 217. Das ſpätere Häuslingshaus 219.

Die Arbeit der Bauerfrau 220f. Ihre verantwortungsvolle Stellung 221. Ihre Arbeit im Verlauf eines Tages und die verſchiedenen Mahlzeiten 221f. Cichorienkaffee 225. Sonſtiges

aus der Heideküche: Tunke, Eierſpeiſen, Buchweizenpfannkuchen 226, Boddermelks-warmbeer 227, Suppen 227 f. Das Schlachten: Slachtelköſt, Bübelwuſtawend, Herſtellung der verſchiedenen Würſte 228, Schwarz- und Weißſauer 229 f., das Fleiſch im Rauch 230. Braunbier 230, Met, Wachs 231. Brotbacken 232, beſſeres Gebäck 233. Milch- und Käſewirtſchaft 234 f.

Volkstümliche Geſundheitspflege: Allgemeines, Roggenbreikur 236. Verwendung des Fliebers 237. De Huk (das Zäpfchen) uptehn, Hattſpann 237. Rölken, ruge Heinerich, Wermut, Rainfarn, Schafmiſt, Brühwaſſer 238. Die Tollhundsbutter der Goldbecker Mühle 238 f. Sympathetiſche Kuren 239 f. Die Mittel der Bendeſtorfer und der Starsbecker Mühle 239 f. Beſprechen 240. Behandlung des Neſſelfiebers und des kalten Fiebers, Vertreibung der Warzen u. a. 241. Spukſeherei 242.

Hühnerzucht 244. Gänſezucht 244 f. Verpflichtungen gegen den Gutsherrn 245. Der Kiepenkirbel 246. Der Viehhändler, der Kaufmann 247. Trinkſitten 248. Die Wäſche 248. Zur Kirche 249. Am Sonntagnachmittag 250. Zum Abendmahl 251. Einholen der Pflicht durch Pfarrer und Küſter ebd. Dorfſinn 252. Geſelliger Verkehr: güſt Kinnerbeer 253.

Auf dem Altenteil 254. Ein Begräbnis in der Heide 255. Das weiße Begräbnislaken (Notlaken) 256. Das weiße Begräbnislaken in ſlaviſchen Gegenden, volkstümlicher Urſprung des lüneburgiſch-ſlaviſchen Begräbnislakens 258. Weiß als volkstümliche Trauerfarbe 258 f. Das Sarglaken (Liklaken) 259. Bahrtücher von Genoſſenſchaften 259 f. Schwarz als Trauerfarbe 260. Die Särge der alten Zeit ebd. Vorzeichen des Todes 260 f. Das Einnähen der Toten, die Totenwache, die Einladungen der Totenfrau, der Sterbekittel 261. Das Hineinlegen der Leiche in den Sarg, die häusliche Leichenfeier 262, das Verlaſſen des Hauſes durch die Große Tür 263. Abſchaffung der Sitte des Einnähens und des Sterbekittels, der Leichenpfahl ebd.

Regiſter 265

Erster Abschnitt.

Jugendjahre.

Die schwere Stunde war vorüber: We hebbt en lütten Jungen! Die junge Mutter lag still in der schrankartigen Bettstatt, der Butze, der Kleine im Kissen neben ihr. Viel Vorkehrungen waren nicht getroffen worden. Die Mützennäherin hatte einige dunkle Wollmützen (Moppen) mit schwarzem Bandtüll und Ösen aus schmalem rotseidenem Band genäht, eine kattunene Moppe für die Nacht, zwei Por Ärmels, d. h. zwei hinten zuzubindende, mit Barchent gefütterte Kattunjäckchen, dazu ein drittes Jäckchen von schwer schmutzendem Shirting (Schötting) und höchstens drei bis vier Hemden, denn waschen moet we ja doch alle Dag'. Dazu kamen einige Kindertücher aus abgewaschenen, weichen Bettlaken. Um den Hals wurde in drei Zipfeln (dre-timpig) ein kattunenes Tuch gelegt, damit das Kind sik nich nat spe. Vom Kaufmann waren zwei flanellne Luren (Luddern)[1]) und ein handbreites buntes Wickelband gekauft worden. Die eine Lure und das Wickelband wurden für die Taufe zurückgelegt. Bis dahin behalf man sich mit der andern Lure oder holte zum Wechseln ein Stück Beiderwand hervor; Wickelbänder für die erste Zeit hatte sich die junge Frau aus den baumwollenen Bettzeugstreifen gemacht, die gelegentlich der Aussteuer beim Anfertigen der Kissenbezüge abgefallen waren. Ärmere Frauen pflegten Wickelband und Luren nicht zu kaufen, sondern aus getragenem Zeuge (buntem Baumwollenzeuge, einem Beiderwandrocke) herzustellen.

[1]) Das Wort geht auf mnd. lode = Fetzen, Lappen zurück. Dazu gehört in-luddern = einbünzeln. In der Südheide und der Heidmark heißt es de Lûr und inlûrn.

Die tägliche Nahrung der Wöchnerin war außer Kaffee und Zwieback das Water-warmber (Waſſer-warmbier): altes Feinbrot wurde in Waſſer gekocht, Butter, Zucker und Salz dazu getan und die Suppe durch einen Durchſchlag gerührt. Schlimm waren beſonders die Frauen aus kleinem Stande daran; die Frau ſtand gewöhnlich allein, der Mann mußte verdienen, die Arbeit wartete; da war es nichts Seltenes, daß nach einigen Tagen wieder gemolken, gebuttert und gefüttert wurde. Aber auch die Frau des beſſer geſtellten Landmanns hielt keineswegs immer ihre ſechs Wochen aus, und die Warnung: Süß Weken hebbt ſüß Haken (oder ſüß Winkel) wurde oft überhört. Stellenweiſe (z. B. in Hittfeld) war es Sitte, daß bei Wochenbeſuchen allerlei Gebäck mitgebracht wurde, große Krengel, Topfkuchen und andere Dinge, die gewöhnlich dem Manne dienlicher waren als der Frau; hierauf geht das Wort: Dat (Derartige Leckerbiſſen) kann de Mann eten, wenn de Fro in de Wochen is.

Der Knabe iſt nun 14 Tage alt, der kleine Heide[1]) ſoll getauft werden. Die Geburt iſt ſchon am erſten Sonntage in der Kirche verkündet worden, die Mutter hantiert wieder im Hauſe herum, die Hebamme (Ba-mudder, d. h. Bademutter, auch Mudder Gripſch, d. h. Mutter Greif, genannt) iſt zu den in Ausſicht genommenen Gevattern (Fallern, mnd. vadder) geweſen und hat jeden gefragt, wenn he (ſo lautet die Formel) mit Meiers[2]) ehren lütten Jungen Sünndag na Kark gahn wull, dat he ok den rechten Namen kreg. Zu einem Knaben werden ausſchließlich Gevattern, zu einem Mädchen Gevatterinnen (Fallerſchen) gebeten.[3]) Die Bitte iſt für die Betreffenden eine Ehre, auch deshalb, weil nach dem Volksglauben die Eigenſchaften der Gevattern auf das Kind übergehen,[4]) und darf nicht abgelehnt werden,

---

[1]) Alte Leute nennen noch heute den erſten pechſchwarzen Stuhlgang des neugeborenen Kindes Heiden-dreck.

[2]) Der betreffende Hausname.

[3]) Faller und Fallerſch bezeichnen dann auch das männliche und weibliche Patenkind, ein ſchon alter Sprachgebrauch.

[4]) Das Brem. Wb. (I 330), de drudde Deel vam Kinde ſlegtet na den Vadder (Gevatter) bietet einen älteren Glauben, der vermutlich früher auch in der Heide geherrſcht hat.

ſonſt würde das Haus des oder der Betreffenden im nächſten Jahre abbrennen; eine Ausnahme macht eine Frau, die ſelbſt ein Kind erwartet: dieſe nimmt zwar an, hält aber das Patenkind nicht ſelbſt über die Taufe, ſondern läßt ſich vertreten. Daß die mit Geldverpflichtungen verbundene Aufforderung ſehr oft wenig erwünſcht war, kommt auch in der ſprichwörtlichen Wendung zum Ausdruck: Wenn dat Kind döft (getauft) is, wüllt ſe all Faller ſtahn. Gewöhnlich wurden drei, ſeltener zwei Paten gebeten, immer aus der nächſten Verwandtſchaft, der Großvater, die Großmutter, die Geſchwiſter der Eltern, mit Vorliebe diejenigen, die bei der Hochzeit (als Hochzeitsbitter, Brautjungfer) beſonders hervorgetreten waren. Das Kind erhielt ſeinen Namen nach dem oder der nächſten Verwandten unter den Paten. Bei den ſpäteren Kindern ging man weiter im Kreis der Verwandten: wekeen an de Reg wür, de wür tarrt (wer an der Reihe war, der wurde als Gevatter oder Gevatterin geladen, eigentlich „herangezerrt").

Der Tauftag war da. Vor der Kirche ging die Hebamme zur Pfarre, holte von den für Geld zu leihenden drei verſchiedenen Taufkleidern (Kaſſel-tüg, von mnd. karſten, kaſſen = zum Chriſten machen, taufen) das von der Mutter gewünſchte und wickelte das Kind.[1]) Über das Wickelband kam das Taufkleid, quer über dieſes wurde ein kleines ſeidenes Tuch geſteckt, die Taufmoppe aus buntem Wollzeug aufgeſetzt und nun der Täufling in dat grote Küſſen gebunden. Dieſes bis zum Tauftage unbenutzte Kiſſen bildete ein beſonderes Stück jeder Brautausſtattung: es war $^1/_2$ Elle länger als andere Kopfkiſſen und hatte gewöhnlich einen rotkarrierten baumwollenen Überzug. Nach der Taufe wurde es die Wiegendecke, zunächſt aber ſollte das Kind darin zur Taufe getragen werden. In das hochkantig geſtellte Kiſſen wurde eine Höhlung gedrückt, das Kiſſen, wenn das Kind hineingelegt war, mit baumwollenem Schürzenband zuſammengebunden und um das Ganze ein Tuch geſchlagen. Dann ging die Hebamme mit den Paten zur Kirche.

Kamen die Kindtaufsleute (Kindöps-lü, die Paten des zu taufenden Kindes) von einem Außendorfe gefahren, ſo hielt die

[1]) Mit dieſem Wickeln und einem nochmaligen am Abend des Tauftages hatten die Dienſte der Hebamme ihr Ende erreicht.

Hebamme das Kind im Kissen unter dem weiten Beiderwandsmantel (in späterer Zeit unter dem schwarzen Tuchmantel) der Bäuerin und legte ihm im Gasthaus des Kirchdorfes das Taufkleid an. Da nicht „gebuddelt“ [1]) wurde, brachten die Auswärtigen eine Frau zum Säugen mit, gewöhnlich eine Mitbewohnerin des Dorfes, die ebenfalls ein Kind an der Brust hatte, eine sogenannte Sög-möhm (Säugemuhme), wie denn auch sonst gleichzeitig stillende Frauen beim Säugen sich gern aushalfen. Natürlich war eine solche nicht immer vorhanden, dann fuhr irgend eine Frau des Dorfes, die aber trotzdem de Sögmöhm genannt wurde, mit der Hebamme zum Kirchdorfe. Fig. 1 zeigt eine derartige Abfahrt zur Taufe: der schon betagten Säugemuhme wird im „großen Kissen“ der Täufling hinaufgereicht und ein kleiner zusammengebundener leinener Lappen mit entzweigebissenem Zucker, der sogenannte Zucker-titt, mit dem der Kleine beruhigt werden soll; im Hintergrunde bringt ein kleines Mädchen die fußwärmende Fürkiek, von der später die Rede sein wird. Bei entfernt liegenden Dörfern war es nicht selten, daß die Säugemuhme auf der Fahrt und bei der Taufe selbst zugleich die Hebamme vertrat. Die Mutter war — ebenso wie der Vater — bei der Taufe nicht zugegen, sie saß daheim und las in einem geistlichen Buche; der Glaube war, daß dann das Kind gut lernen werde.

Früher waren Doppelnamen, die gleichzeitig als Rufnamen dienten, in weit ausgedehnterem Gebrauch als jetzt. So Hans Detel (Hans Dethlef), Hans Jochen (Joachim), Hein Gird (Heinrich Gerhard), Jehann Peter, Jehann oder Hans oder Klas Hinnerk.[2]) Bei solchen Doppelnamen hatte immer der zweite den Ton. Das gilt auch von den Mädchennamen, z. B. Trin Durt (Catharina Dorothea), Trin Meriken (Mariechen), Ann' Durt (Anna D.), Ann' Merie, Ann' Gret, Gret Lisch (Margarethe Elisabeth). Die heutigen weiblichen Einzelnamen

[1]) Als später die künstliche Ernährung aufkam, wurde in die Flasche (den Buddel) ein Rohrhalm gesteckt und dieser oben mit Werg umwickelt. Erst langsam wurde dieses rohe Mundstück durch den über die Flasche gezogenen Gummilutscher (Koh-titt, Kuhzitz) verdrängt.

[2]) Im Aussterben begriffen sind die Namen Matten (Matthias) und Dierk (Dieterich).

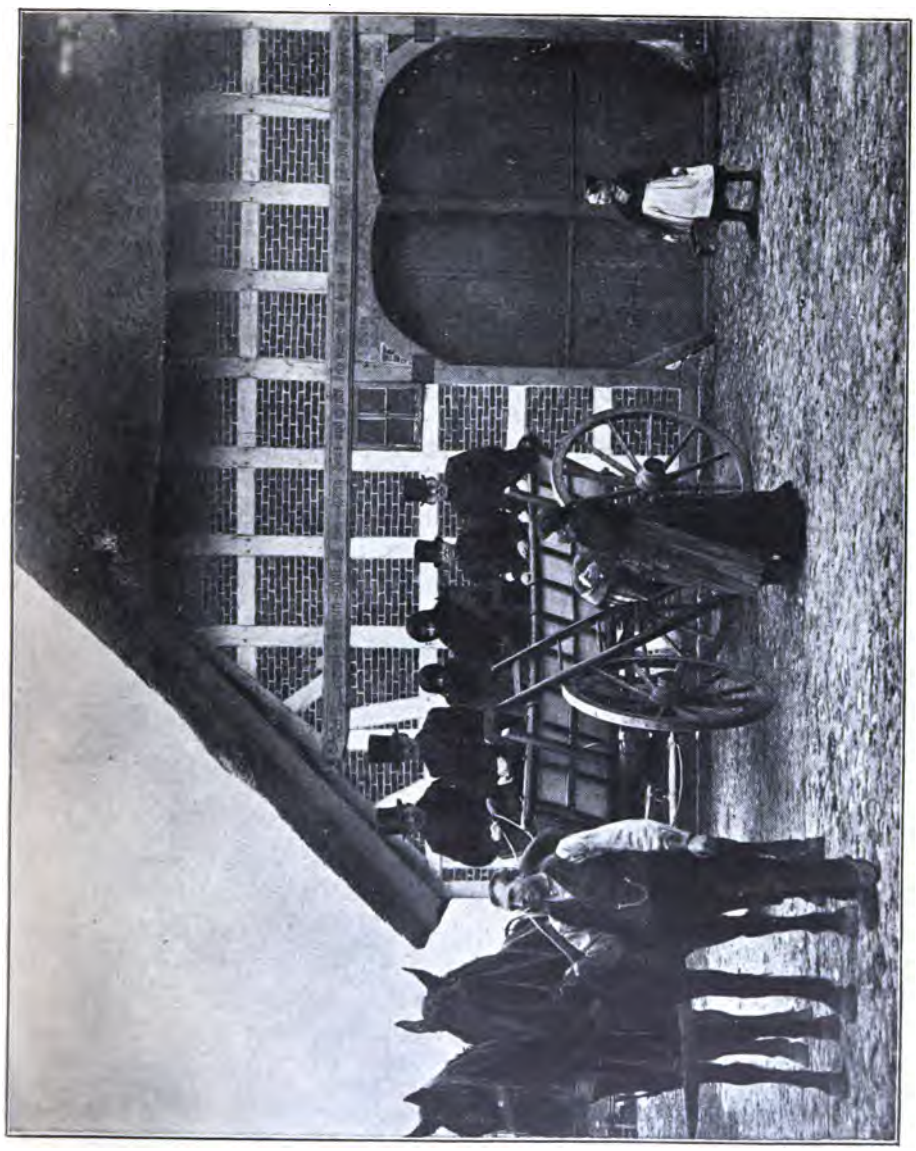


Fig. 1. Abfahrt zur Taufe.

treten vorwiegend als Verkleinerungswörter auf; gelegentlich zeigt ſich auch ein Einfluß lateiniſcher Formen.[1]) Ich nenne: Duris (Doris), Durten (vermutlich aus Durtken oder Durtjen, wofür auf das Dortſchen der Südheide und das mecklenb. Durtick hinzuweiſen iſt), Fiken neben Sephi (Sophie), Gretſchen (aus älterem Gretjen), Lieſe neben der Verkleinerungsform Liſchen (Eliſabeth), Merie (Marie), Miken (aus Meriken, das ſeit mehreren Jahrzehnten vergeſſen iſt), Stina (Chriſtine), Trina (Catharine, das ältere Trin[k]' iſt ausgeſtorben) und ſchließlich Ingel (Engel), das aber im Schwinden begriffen iſt. Auf die Modenamen, die von den höheren Ständen her fortgeſetzt den älteren Beſtand der bäuerlichen Vornamen bedrohen und verändern, ſoll hier nicht eingegangen werden.[2])

Fiel das Kind nach der Taufe in einen längeren Schlaf, ſo galt dies für eine Folge der heiligen Handlung. Der kirchlichen Feier folgte die häusliche, dat Kinner-ber (mnd. kindel-ber). Zu ihr waren die nächſten Verwandten geladen; ſofern ſie Paten waren, verſtand ſich ihre Teilnahme von ſelbſt. Stellenweiſe ſagten die von der Kirche kommenden Paten zu Vater und Mutter: We hebbt 'n lütten Heiden mit na Kark nommen un bringt jo 'n (Euch einen) lütten Chriſten weller. Beim Abſchied gab jeder Gevatter (jede Gevatterin) der Hebamme vier Schilling (25 Pfennig) für die Einladung und den Eltern einen Gulden als Gaw' (Gabe), auch wohl einen Taler, wenn die ganze Familie bewirtet worden war.

Die Paten brachten ſpäter, wenn ſie in der Nachbarſchaft wohnten, dann und wann dem Patenkind ein Geſchenk mit, einen Kuchen, ein Pferdchen vom Markt, eine Schürze; ein Konfirmationsgeſchenk (etwa ein Geſangbuch) war ſchon etwas Beſonderes und Seltenes. Ein innigeres Verhältnis zwiſchen Paten und Patenkind, wie es in andern, beſonders ſüddeutſchen Gegenden die Regel iſt, bildete ſich gewöhnlich nicht heraus.

---

[1]) Z. B. bei Stina, Trina (aus lat. Chriſtina, Catharina).

[2]) Selbſtverſtändlich waren auch in der Heide die an männliche und weibliche Vornamen anknüpfenden Neckereien im Schwange, z. B. Kriſchan, Lat de Katt nich bi de Fiſch gahn! Trina, Appelſina, büſt den Düwel ſin (des Teufels Braut).

Die Mutter begann zwar bald wieder im Hause herum zu arbeiten, besuchte aber kein anderes Haus: irst müß se Karkgang holen. Das geschah nach sechs Wochen, am Schluß der Wochenzeit. Die Mutter teilte dem Prediger, für dessen Frau sie gleichzeitig oft ein Pfund Butter oder einige Eier mitbrachte, ihre Absicht mit, und dieser wies mit einem Dankgebet auf das überstandene Wochenbett hin. Stellenweise legte die heimkehrende Mutter das Gesangbuch auf die Decke des Täuflings;[1]) das brachte ihm Segen.

Mancher Glaube umgiebt Wöchnerin und Kind während der Schwangerschaft und der nächsten Jahre. Die junge Frau soll, sobald sie schwanger (nich mihr up frêen Föten) ist, dies nicht in Abrede stellen, sonst lernt das Kind lügen. Sie darf beim Nähen keinen schwarzen Zwirn um den Hals hängen, sonst bekommt das Kind einen Streifen um den Hals. Harnen der angehenden Mutter auf dem Kirchhofe hat beim Kinde Bettnässen zur Folge. Sitzt eine schwangere Frau vor der Anrichte, so macht sich das Kind im Mutterleibe bemerkbar, indem es den Mund aufsperrt. Häufiges Zahnweh während der Schwangerschaft deutet auf ein Kind männlichen Geschlechts:

Tähnenpin
Mut en lütten Jungen sin.

Die erste Suppe der Wöchnerin vermag junge Mädchen von starker Bleichsucht zu heilen: die Frau läßt einen Teil der Suppe zurück, schweigend kommt das Mädchen, ißt mit demselben Löffel und geht schweigend fort. Eine Frau, die Zwillinge (Twesselte) geboren hat, vermag eine Sehnenverrenkung zu heilen. Sie spinnt einen eine Elle langen Faden von Hanf oder Flachs, ein sogenanntes Sehnenband, und bindet es stillschweigend dem sie aufsuchenden Kranken, der ebenfalls Stillschweigen zu beobachten hat, um die übergeschlagene Sehne; der Faden wird lose zugebunden, nicht geknotet, seine Enden werden fest untergesteckt; er muß so lange sitzen, bis er abfällt. — Die Verhärtung der Brust[2])

[1]) Germania 37, 115 (Kirchspiel Moisburg).

[2]) Bekanntlich zeigt sich eine ähnliche Verhärtung des Euters beim Milchfieber der Kühe. Darauf und auf die gleich lange Schwangerschaft geht das Wort: Is ken Fro so rik,
Se is en Koh glik.

beim Milchfieber führte man einſt, wie noch der Name Boſtſchoet (Bruſtſchuß) anzudeuten ſcheint, auf den Schuß einer Hexe zurück. Die Nachgeburt wurde von der Hebamme tief eingegraben.[1]) Dieſe löſte auch den Kleinen die etwas feſtgewachſene Zunge, indem ſie leicht in die unter ihr befindliche Haut knippte. War dem Kinde der Nabelſtrang abgeheilt, ſo wickelte ihn die Mutter in ein leinenes Läppchen, nahm ihn beim Kirchgang mit und ließ ihn irgendwo in der Kirche fallen; das brachte dem Kinde Glück. — Die Nägel eines Kindes dürfen im erſten Jahre nicht geſchnitten werden, das wäre eine Verkürzung der Lebensdauer. Kleine Hunde im eigenen Hauſe beſeitigt man, damit das Kind nicht gebrechlich wird oder früh ſtirbt. Ein verwachſenes oder mit einem Bruch behaftetes Kind wurde und wird in der heilkräftigen Johannisnacht um zwölf Uhr von zwei Frauen ſtillſchweigend durch einen twelten (gabelförmigen) Bom, oberhalb der Gabelung, gezogen; die Krankheit geht in den Baum über.[2]) Oder ein junger Baum, etwa ein Eichheiſter, wurde geſpalten und dann das Kind durchgezogen: den Baum band man hierauf wieder zuſammen; ſo gewiß er ſich wieder zurecht wuchs, ſo gewiß verwuchs der Schaden des Kindes. Ein andauernd ſchreiendes Kind wurde um Mitternacht ſchweigend durch das linke Bein einer Männerhoſe oder Männerunterhoſe gezogen. Der ausgetretene Maſtdarm läßt ſich durch ein mit Öl beſtrichenes Totenlicht zurückdrängen. Kamen ausnahmsweiſe die oberen Zähne zuerſt, ſo

---

[1]) Dagegen mußte die Nachgeburt eines Tieres, beſonders der Kuh (de Slick, eigentlich Schlamm), von der Sonne verzehrt werden; man hängte ſie, was ſtellenweiſe noch jetzt geſchieht, über einen jungen Baum, der ſchon einen Zweig hatte. Die Vögel, beſonders die Raben, halfen und helfen der Sonne.

[2]) Ähnlich wird das Gliederreißen abgebunden: man legt einen Tannenzweig um den Arm oder das Bein und ſpricht leiſe: „Ik binn di an, nimm mi dat af, im Namen Gottes des Vaters“ u. ſ. w. Das muß dreimal nach Sonnenuntergang geſchehen, am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, und in den beiden folgenden Wochen wiederholt werden. Vergl. auch den von L. Wiecher (Harburg) berichteten Fall vom Forttragen des kalten Fiebers in einen Brombeerſtrauch (Niederſ. 8, 317): das über den Strauch geſtreute Salz hat ihn nicht zum Verwelken zu bringen vermocht und der Kranke deshalb ſterben müſſen.

ſagte der Volksglaube: De Tähnen waßt na nerden (nach unten) in de Ir (oder auch bit't in de Ir), dat Kind will wol nich grot warden. Breite und auseinanderſtehende Zähne deuten darauf, daß es weit in der Welt umherkommt. Von einem Kinde, das unter Bruſtbeſchwerden zahnte, ſagte man: Dat Kind kriegt de Tehnen dör de Boſt. Vor Krämpfen ſchützt der Same des Johannis geſchnittenen Bärlapp (Krain-fot = Krähenfuß, auch Hexenkrut[1]) genannt): er wird in den Lutſcher getan, und die Kinder müſſen dieſen belecken. Gegen Zahnkrämpfe (Schürken)[2]) half die abgeſchabte Farbe eines gedrechſelten Stuhles, von der etwa eine Meſſerſpitze voll in Waſſer aufgelöſt und dem Kinde gegeben werden mußte. Hatte ein Kind ſich weggeſchrien, ſo kam es wieder zu ſich, wenn die Mutter dreimal unter die Luke und dreimal zurücktrat. Die Krämpfe eines Kindes gehen leichter vorüber, wenn man ihm ein ſchwarzes geerbtes Tuch (Arw-dok) überwirft.[3]) Die Wiege darf nicht geſchaukelt werden, wenn das Kind nicht darin liegt; ſonſt bekommt es Kopfweh. Auch ſoll man die Wiege nicht mit dem Arm überſpannen; ſonſt bekommt das Kind Herzbeklemmung (Hatt-ſpann). Hatte das Kind Blaſen auf der Zunge (weiße Schwämmchen, das ſogenannte Faſch oder Faſt,[4]) ſo ſtrich eine Frau, die ſich darauf verſtand, mit friſchgepflückten Grashalmen dreimal über die Zunge („Im Namen Gottes . . .") und wiſchte ſie dann mit einer feinen Speckſcheibe ab. Ein Knabe mit einem Haarwirbel (Dwardel) auf dem Vorderkopf wird dereinſt Stiefvater werden (up Stefkinner freen). Kinderſegen bringt Sorgen (Je mihr Kinner, je mihr Vaderunſer), aber Gott-

---

[1]) Dieſer Name wird damit erklärt, daß die mit Bärlappſamen eingeriebene Hand, in Waſſer getaucht, trocken bleibt.

[2]) Verkleinerungswort zu Schür (Schauer). Hochdeutſch ſagt und ſchreibt man (auch in den Standesamtsregiſtern) „Scheuerchen".

[3]) W. Poeck, Aberglaube und Beſchwörungsformeln aus der Lüneburger Heide, Germania 37, 114—120. Das Material Poecks, der jetzt in Hamburg lebt und mehrfach als Schriftſteller hervorgetreten iſt, entſtammt in der Hauptſache dem Kirchſpiel Moisburg. Auch die beiden folgenden Volksmeinungen und überhaupt das über das Kirchſpiel Moisburg Beigebrachte geht auf dieſe Quelle zurück.

[4]) In andern Gegenden Boß, Fröſk'n, vielleicht = Froſch, vgl. Korr. 24, 58. 59.

vertrauen hilft darüber hinweg (Gift de lewe Gott Jungens, gift he ok Büxen).

Die Wiege (Weg') war gewöhnlich rot angeſtrichen, oft ſtellte ſie ein Erbſtück der Familie dar (Fig. 2). „Bei den Bauern giebt es noch alte Kinderwiegen, die können wohl 200 Jahre alt ſein. Die ſind ganz aus Eichenholz gearbeitet, die Bretter alle aus einem Stück. Wenn man ſo einen alten Mann fragt: Wie alt

Fig. 2. Alte Wiege.

iſt ſchon die Wiege, Ja, ſagt er, das weiß ich nicht, ich habe ſie gar nicht anders gekannt, da ſind ſchon meine Großeltern in groß gewiegt.“ [1]) Unten in die Wiege kam etwas Stroh, darüber ein Kopfkiſſen und ein weiteres zur Unterlage; als Decke diente das bei der Taufe erwähnte „große Kiſſen“. Etwa in der Mitte jeder Längsſeite war bei vielen Wiegen ein Meſſingknopf eingeſchroben; vom einen zum andern wurde ein baumwollenes Band gebunden, um ein Bloßſpaddeln oder Herausfallen des Kindes zu verhüten.

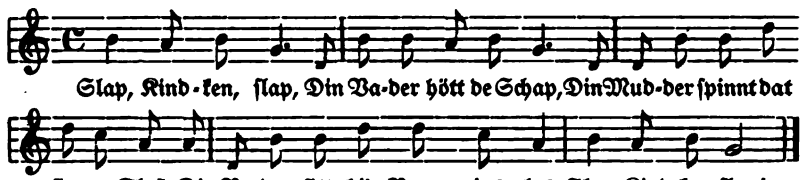
[1]) So ſchreibt ein alter Heidebewohner, der einige Aufzeichnungen über ſein Leben gemacht und mir zur Verfügung geſtellt hat.

Hatte das Kind sich satt getrunken und war in die Wiege gelegt worden, so begann das „Rampumpeln", denn ahne Wegen slapt se nich. Da saß denn die Großmutter oder wer sonst immer dabei und sang und wiegte, oder, war Essenszeit, so wurde die Wiege auch wohl mit Hülfe einer Gurte vom Tisch aus in Bewegung gehalten. Wollte das Kind nicht still sein, so legte sich die Mutter über die Wiege, und so, unter Säugen und leichtem Schaukeln, schlief es endlich ein. Die Wiege war ohne Bedachung, nur im Sommer wurden öfter am Kopfende 1—2 Weidenbügel hineingesteckt und zum Schutz gegen die Fliegen mit einer Schürze behängt.

Die Frauen stillten lange, gewöhnlich zwei Jahre („So lang' we sögt, kriegt we ken Kind weller"). Zuweilen wurde noch länger gestillt: so hat in meiner engeren Heimat ein etwa dreijähriger Junge wiederholt draußen im Felde (zu Hause würde man ihn geneckt haben) die Mutter gebeten, sich auf die Schiebkarre zu setzen und ihm die Brust zu geben. Fürchtete die Frau von einer Speise, die sie genoß, eine üble Wirkung auf das säugende Kind (besonders von blähenden Speisen), so wischte sie ihm eine Kleinigkeit davon mit dem Finger an die Lippen: das beugte dem Schaden vor.

Die Wiegenlieder, auch die Spiele, mit denen man die Kleinen beschäftigen und aufheitern wollte, zeigen wie noch heute durchaus die heimische Mundart, die Lieder und Spiele der heranwachsenden Kinder teils hochdeutsche, teils niederdeutsche Sprache, dagegen wurden von den Erwachsenen fast nur hochdeutsche Lieder gesungen. Bei den Wiegenliedern und den Kinderspielen hatte sich eben die alte Überlieferung am festesten erhalten. Hochdeutsche Wiegenlieder im Munde einer niederdeutschen Bauerfrau, in deren Familie nur plattdeutsch gesprochen wird, wären auch geradezu unnatürlich; ja, diese urwüchsigen Erzeugnisse herrschten und herrschen zum großen Teile sogar außerhalb der bäuerlichen Kreise, in den hochdeutschen Familien. Im schulpflichtigen Alter wurde es anders, da lernte das Kind auch hochdeutsche Lieder kennen. In den Spinnstuben gewannen die hochdeutschen Lieder mit der Zeit vollständig die Oberhand und verdrängten die alten niederdeutschen Spinnlieder ganz und gar.

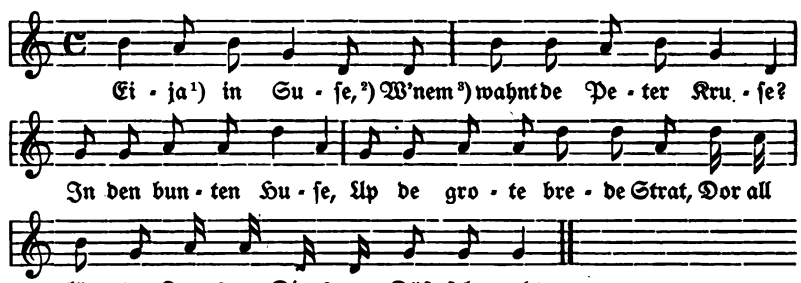
Von den Wiegenliedern zeigt das „Schlaf, Kindchen, ſchlaf“ in ſeinem zweiten Zeilenpaar eine bisher nicht belegte[1]) Faſſung:



Auch das folgende unterſcheidet ſich von den bisher veröffentlichten Texten.[2]) Die Mutter will das Kind aus dem Arm in die Wiege legen:

Eija wiwi,
Ken (Wer) ſlöpt denn nu bi mi?
We wüllt dat gans anners maken,
(Miken) ſchall in de Eija ſlapen,
Eija wiwi!

Mit dem Eija begannen noch andere Lieder. So das bekannte Eija popeija, wot raſſelt in'n Stroh, ſo auch die beiden folgenden, weniger bekannten.



[1]) Abweichende Faſſungen bei Böhme I Nr. 65, Droſihn 10, 11, 23, Niederſ. 10, 36.
[2]) Das (in) Suſe iſt wohl als ein das ſanfte Einlullen malendes Schallwort zu betrachten, vgl. Böhme S. 13 u. 711. [3]) = Wo (eigentlich „woneben“).

---

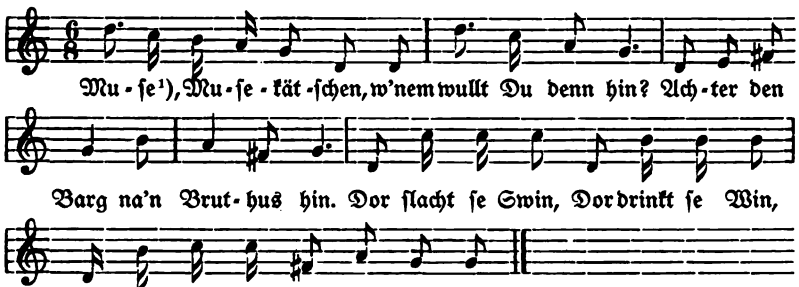
[1]) Vgl. Böhme I Nr. 1 ff. Die Weiſe weicht von der dort mitgeteilten immerhin ſo ſehr ab, daß die Wiedergabe zweckmäßig ſchien.

[2]) Vgl. Böhme I Nr. 40. Die Weiſe entſpricht der des vorangehenden Liedes.

Eija[1]) popeija, unſ' Küken is dot,
Wot wüllt we dor mit maken? Dat is ja man got!
We wüllt dor de Fellern (Federn) von plücken
Un wüllt dor de Küſſen mit ſtoppen,
Dor ſchall unſ' lütt .... (Name) up ſlapen.

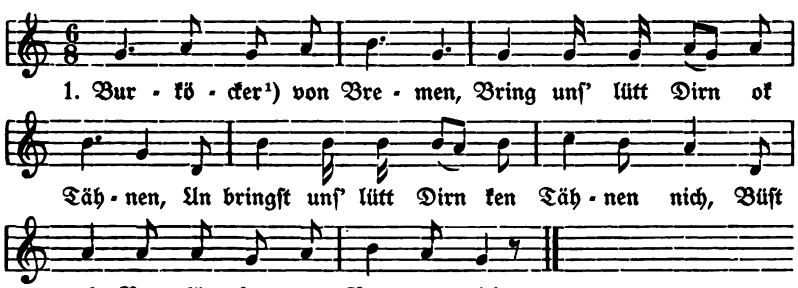
Andere Kinderlieder waren:

Bimmel bammel beier,[2])
De Köſter mag ken Eier.
Wot mag he denn?
Speck in de Pann'.
Dat is en ullen Leckermann.



[1]) Vgl. auch Böhme I Nr. 669 ff., beſonders 672.

Das körperliche Gedeihen und Wohlbefinden und ſchöner Putz bilden mehrfach den Inhalt der Lieder.



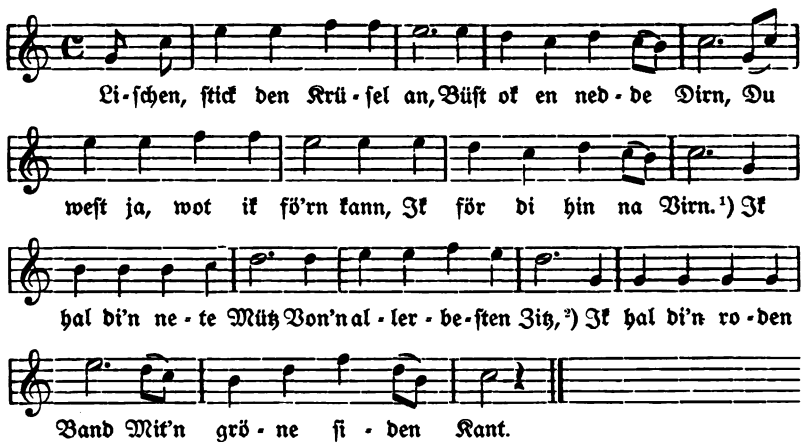
[1]) Burköcker iſt aus Buh-köhken (Verkleinerung von Bucco, vgl. S. 14 Anm. 1) entſtellt. In Oldenburg und Bremen (vgl. Böhme I Nr. 121 G) ſang man früher als zweite Zeile: Laat uſen lütjen (Fritz) betämen, d. h. laß ihn gewähren.

[1]) Vgl. Böhme I Nr. 78. Die Weiſe iſt unbekannt.
[2]) Vgl. Böhme I Nr. 313 ff. Die Weiſe entſpricht der dort mitgeteilten.

2. Burköcker von buten (draußen),
Bring unſ' lütt Dirn ok'n Stuten,
Un bringſt unſ' lütt Dirn ken'n Stuten nich,
Büſt ok Burköcker von Bremen nich.

Nach der Weiſe „Eija in Suſe" ſang man denſelben Kinderfreund an, der kein Geringerer war als der Biſchof Bucco[1]) oder Burchard von Halberſtadt aus dem elften Jahrhundert:

Bucco von Halberſtadt,
Bring unſen lütten (Willem) wat.
Wat ſchall ik em denn bringen?
'n Poor golle Schoh mit Ringen,
Dor ſchall he up danzen un ſpringen.



[1]) Verden. [2]) Kattun.

Dies Lied war urſprünglich, wie der Inhalt vermuten läßt, ein Tanzlied und iſt erſt ſpäter aus dem Tanzſaal in die Kinderſtube gedrungen. Dasſelbe Schickſal ſcheint folgendes Wiegenlied[2]) gehabt zu haben:

[1]) Bucco wurde allmählich als Bu-koh (Bezeichnung der Kinder für die Kuh) empfunden, und ſo wurde auch von Bukökken von Halberſtadt geſungen, vgl. Richey 27. Zum Text des folgenden Liedes vgl. Droſihn 34, Böhme I Nr. 121 A—F.

[2]) Die Weiſe iſt unbekannt.

Hans un ſine Grete
Danzen fix herüm,
Hans füng an to fleiten,
Mök (Machte) den Puckel krumm.
To (Da) kömen de lütten Panzen[1])
Un füngen an to danzen
Un röpen all juchhei,
Dat wür en Burenreih.[2])

Gewöhnlich vorgeſprochen wurde:

Putt putt putt, min Höhneken,
Wot deiſt in minen Hof
Un plückſt mi all min Blömeken?
Du makſt mi dat to grow.
Unſ' Mudder ſchall di ſchilln (ausſchelten),
Unſ' Vadder ſchall di ſlahn,
Putt putt putt, min Höhneken,
Wot will di dat noch gahn?[3])

Ebenſo folgender Kettenreim:[4])

Jochen, Poten, lat mi lewen,
Vagel ſchall mi Stroh dregen,
Stroh will'k de Koh gewen,
Koh ſchall mi Melk gewen,
Melk will'k den Bäcker gewen,
Bäcker ſchall mi 'n Stuten backen,
Stuten will'k de Katt gewen,
Katt ſchall mi Müſ' fangen,
Müſ' will'k in 'n Bom hangen,
Wenn de Bom brickt,
Fallt alle Müſ' in' n Dreck.

---

[1]) Ene lütje Panſſe ein gelindes Scheltwort gegen kleine ſchalkhafte Mädchen, Brem. Wb. III 291.

[2]) Bauerntanz.

[3]) Vgl. Böhme I Nr. 637 ff., Droſihn 21. 22, Nachweis einer Kompoſition Jahrb. 27 (1901), S. 26 u. 30.

[4]) Verwandte Faſſungen bei Böhme I Nr. 1519 ff.

Auch folgender Vers wurde den Kleinen vorgesprochen:[1])

Widewidewitt, min Mann is kommen.
W. wot het he bröcht?
W. en Sack vull Kurn.
W. den hett he stahlen.
W. he mut an 'n Galgen.
W. he hingt dor all.
W. he kann nich starwen.
W. he is all dot.

Bei den Spielen werden, wie überall, gern Vorgänge aus dem Leben der Tiere, überhaupt der Welt der Kinder, nachahmend dargestellt. Da heißt es:

Farken steken, Wüstken maken,[2])
Dat schall seggen quiek, quiek, quiek
(bei den letzten Worten wird das Abschlachten des Schweines nachgemacht).

Putt putt putt putt Perd beslahn,[3])
Morgen schall't na Hamborg gahn
(dabei Klopfen der Sohle).

Mit abwechselndem Heben eines Knies, auf dem das Kind sitzt, wird gesprochen:

Zuck zuck zuck na Moehlen,[4])
Peter sitt up den Fahlen (Füllen),
Miken sitt up de bunte Koh,
Zuckt[5]) de beiden na Moehlen to.

Lernt das Kind essen, so sagt die Mutter, indem sie ihm ein Stückchen Brot hinhält:

A, B, bit af,
Bit en grot Stück af!

---

[1]) Vgl. Böhme I Nr. 328.

[2]) Vgl. Böhme I Nr. 131 ff.

[3]) Andere Reime vom Beschlagen des Pferdes bei Böhme I Nr. 291 ff.

[4]) na Moehlen = nach der Mühle. na Möllen (Drosihn 77), nach Mellen (Böhme I Nr. 357) sind Entstellungen. Schwierigkeit macht die Reimbindung mit der nächsten Zeile. Vielleicht bieten die Verkleinerungswörter Moeleken: Foehleken (bei Böhme I Nr. 424) das Ursprüngliche.

[5]) = reiten mit zuck, zuck.

Man faßt, beim Daumen beginnend, die Finger einer Hand der Reihe nach an:

De is int Water follen,[1])
De hett em weller ruttagen,
De hett em'n rein Hemm (Hemd) antagen,
De hett em int Bett legt,
Un de ull Lütt hett't weller fegt.

Oder man benennt die Finger in derſelben Reihenfolge ſo:

Luskniker, Puttenliker, Langmeier,
Goldfinger, Lüttfinger.[2])

Die Mutter beſchreibt mit dem Finger kleine Kreiſe in der Hand des Kindes und ſpricht:

Heſt en Daler in de Hand,[3])
Gah na'n Mark un köp di Band,
Köp en Swin un köp en Koh
Un ſu'n (ſo ein) lütt Bälamm dorto!

Oder ſie ſagt:

Elken,[4])
Seelken,
Stipp in,
Klapp in!

Im Anfang wird die offene Hand mit einem Finger kreuzweiſe durchſtrichen und nach dem „Einſtippen" und „Einklappen" gekitzelt.

Bis ins vierte Lebensjahr waren Knaben und Mädchen gleichgekleidet. Nun aber erhielt der Knabe Büx un Jack von grauweißem Beiderwand, wie dieſer vom Webetau kam, und dazu eine Zipfelmütze (Klingbüdels-mütz). Die Mädchen bekamen ſtatt der Moppe eine richtige Pappmütze, wie die Erwachſenen ſie trugen. Dazu wurden blaugefärbte Beiderwands-, im Sommer gedruckte Leinen- oder Shirtingkleider, ferner gedruckte baumwollene, mit Armlöchern verſehene und am Hals zugeſchnürte Schürzen getragen.

[1]) Vgl. Böhme I Nr. 200 ff.
[2]) Vgl. Böhme I Nr. 195 e und f.
[3]) Verwandt iſt Böhme I Nr. 169.
[4]) Elken wohl ſinnlos und nur dem Reim zur Liebe.

Blaue Strümpfe, hölzerne Pantoffeln und Sonntagsschuhe vervollständigten den Anzug der Kleinen.

Beim Spielen waren die Kinder durchweg sich selbst überlassen; selten wurde von den Älteren mit ihnen gespielt, am häufigsten noch das weithin bekannte „Wolf und Gans“:[1] All min lütten Gös, kommt na Hus! — Dat droeft we nich. — Worüm denn nich? — De Wulf sitt achtern Barg. — Wot deit he dor? — Legt Eier. — We vel? — .... (Zahl). — All min lütten Gös, kommt na Hus! Nun kommen sie, der Wolf ergreift eine, die übrigen laufen zur Mutter und gruseln sich.

Eigentliches Spielzeug besaßen die Kleinen kaum, wie denn überhaupt auf eine möglichst einfache Erziehung schon aus Sparsamkeitsrücksichten Wert gelegt wurde:

Kinner in de Asch (die im Aschenhaufen herumwühlen)
Bringt Gild in de Tasch.

Selbst eine Puppe fehlte in der Regel; eine Steckrübenpuppe mit Hedehaar oder eine aus alten Flicken half dann wohl aus. Ein Klöterspielzeug stellte die Mutter aus der Luftröhre einer geschlachteten Gans (der Strütten, Gos-strütten) her: sie wurde heraus gelöst, getrocknet und in drei Teile geschnitten, in jedes Stück kamen einige Erbsen, die Enden wurden zugebunden; auch als Garnwickel fanden die Gegenstände Verwendung, daneben hatte man Garnwickel aus zusammengebundenen Wallnußschalen mit Erbsen darin. Beim Kaufmann erstand das Mädchen sich fünf haselnußgroße Tonkugeln (Peduck-löpers), und das Kugelfangspiel, der Peduck,[2] nimmt fortan in der ganzen Jugendzeit einen großen Raum ein.

---

[1] Dasselbe Spiel ähnlich im Braunschweigischen: Nieders. 8, 255, vgl. auch Böhme II Nr. 395.

[2] Die ältere Form scheint Perduck zu sein, wie man z. B. in Altona — neben Karduck — sagt. Die Deutung des Wortes ist anscheinend noch nicht gefunden. Vgl. Mentz I 121, II 19. Schon hier sei erwähnt, daß man in der Heide unter Mardel eine etwas größere Ton- oder Glaskugel versteht: diesem Worte liegt mnd. marmel (Marmor) zu Grunde, das in der Bremer Gegend (Nieders. 8, 89) noch heute gebraucht wird, während anderwärts andere Formen (Märmel, Murmel) in Gebrauch sind.

Man unterſcheidet den lütten und den groten Peduck. Es handelt ſich bei dieſen Spielen darum, ſämtliche Bedingungen nacheinander zu erfüllen. Gelingt ein Griff nicht, ſo muß die Spielerin aufhören, und die Mitſpielerin beginnt, um ihrerſeits alle Griffe richtig durchzuführen. Gewöhnlich ſpielt man im Knien; die Zahl der Spielenden iſt unbeſchränkt. Im Sommer wird im Freien, im Winter auf dem Fußboden geſpielt. Bezeichnen wir die fünf Kugeln fortlaufend mit den Buchſtaben a—e, ſo verläuft das „kleine" Peduckſpiel in folgender Weiſe:

a wird (wie bei allen folgenden Gängen) in die Höhe geworfen und, nachdem b gegriffen worden iſt, aufgefangen. Beim zweiten Emporwerfen von a wird c gegriffen, worauf b und c an die Erde gelegt werden.

Ebenſo werden d und e nacheinander gegriffen und bei Seite gelegt.

Dann folgt das Greifen und Wiederfortlegen von b+c,[1]) dann von d+e.

Nun wird b für ſich gelegt und andrerſeits cde; zuerſt wird b, dann c+d+e gegriffen.

Indem man b c d e in der Hand hat, wirft man a in die Höhe, legt ſchnell b c d e hin und fängt a wieder auf. Darauf wird a nochmals in die Höhe geworfen und b+c+d+e gegriffen: dieſer ſchwierigſte Gang heißt Topp.[2])

Zum Schluß werden alle fünf Läufer hingelegt; man nimmt a und greift der Reihe nach b, c, d, e. Nunmehr hat die Spielerin alle Kugeln in der Hand, und hiervon heißt dieſe Schlußbedingung in de Hand ſpelen.

Beim „großen" Peduck, bei dem es ſich durchweg um das Auffangen mehrerer Kugeln handelt, werden zunächſt b, c, d, e hingeworfen, a in die Hand genommen.

a in die Höhe, b gegriffen, a+b in die Höhe, c gegriffen, bc fortgelegt.

---

[1]) Das Pluszeichen bedeutet, daß die beiden Kugeln gleichzeitig gegriffen werden.

[2]) Vergl. mnd. top die Spitze, das höchſte Ende einer Sache.

a in die Höhe, d gegriffen, a+d in die Höhe, e gegriffen, d e fortgelegt.

a in die Höhe, b+c gegriffen; a+b+c in die Höhe, d+e gegriffen; b c d fortgelegt, ebenso e.

a in die Höhe, e gegriffen; a+e in die Höhe, b+c+d gegriffen.

b+c+d+e in die Höhe und aufgefangen, nachdem a fortgelegt worden ist.

b+c+d+e nochmals in die Höhe, a gegriffen.

Schlußgang: a in die Höhe, b gegriffen; a+b in die Höhe, c gegriffen; a+b+c in die Höhe, d gegriffen; a+b+c+d in die Höhe, e gegriffen.

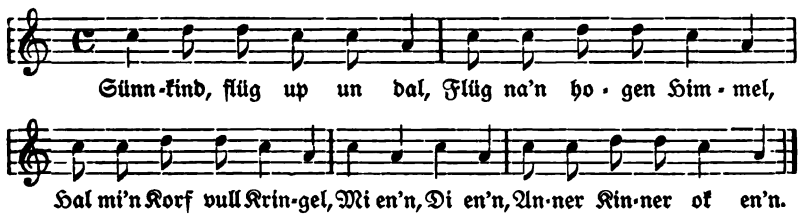
Eine Abart und Erschwerung des „kleinen" Peducks ist das sogenannte Grapschen: bei ihm handelt es sich darum, die Kugel von oben (!) her zu fangen.

In den späteren Jugendjahren wurde den Kindern auch wohl einmal erlaubt, ein abgesetztes Spiel Karten zu benutzen, und dann wurde — besonders an Winterabenden — Hahnrei und Fukerhahn, Febelur,[1]) Schwarzer Peter und Napoleon gespielt.

Der Schulunterricht und häusliche Beschäftigungen, zu denen die Mutter anhielt, nahmen nur wenige Stunden in Anspruch. So trieb sich denn die junge Welt den größten Teil des Tages auf Feld und Anger, in Wiese und Wald herum, natürlich ohne Strümpfe und Schuhe; noch heute erzählen alte Leute, daß das Barfußlaufen bis Martini die Regel war. Die kleinen Mädchen, die früher als erschreckte Gössel zur Mutter geflüchtet waren, hüteten jetzt selbst die Gänse und waren nicht wenig stolz, wenn sie zum ersten Male, das Butterbro din das Taschentuch geknotet und einen buntgeschnitzten Weidenstecken in der Hand, ihre Schutzbefohlenen hinaustrieben; die Knaben mußten, wenigstens in den Dörfern, die keinen Dorfhirten hatten, die Kühe weiden. Dann wurden in den Sandbergen Backöfen gebaut und aus den Blättern des Sauerampfers (Sürken oder Sürn), den sogenannten Surbloe, Salat bereitet und — roh — gegessen; die linsenartigen Dolden

[1]) Verderbnis aus Vive l'amour. Fukerhahn von fukern = betrügen.

der Malve waren Pfannkuchen oder Käse (Katten-kes). Beliebt war auch das Spielen mit Tannäpfeln: diese wurden reihenweise in einen durch Steine angedeuteten viereckigen Raum gelegt; das war der Stall und sie selbst die Schafe, wie denn offenbar von diesem Kinderspiel her Schap überhaupt den Tannapfel bezeichnet; sie erhielten Gras und Blätter als Futter und wurden gehütet. Den Kopf der Mädchen schmückte oft ein Butterblumenkranz und den Hals Ketten, deren Ringe aus den Stengeln der Butterblumen oder Pustblomen (des Löwenzahns) hergestellt waren. Gern wanden die Kleinen einen Kranz aus dem Wiesenvergißmeinnicht: mit der unteren Seite wurde er in einen tiefen Teller voll Wasser gesetzt, und noch tagelang wuchsen die Blumen, auf dem Fensterbrett stehend, lustig in die Höhe. Der Name der Pustblume hängt mit einem Glauben zusammen: beginnt ein Kuckuck zu rufen, so pusten die Kinder die Staubfäden fort, so lange er ruft; so viel Mal sie gepustet haben, so viel Jahre leben sie noch. Oder dem Kuckuck wird zugerufen: Kuckuck, we lang' lew ik noch? So oft er ruft, so viel Jahre. Aus Binsen wird der zierliche Kuckucksstuhl geflochten. Auch bilden die größeren Mädchen mit einer besonderen Armverschränkung einen Kuckucksstuhl, um ein jüngeres zu tragen (in 'n Kukucksstohl dregen lautet der Ausdruck). Die zu Tragende legt ihren rechten Arm über den linken, faßt mit der rechten Hand die linke der zur Linken Stehenden, mit der linken die rechte der rechts Stehenden. Die links Stehende ergreift von unten her mit der Rechten die Linke der Mitträgerin, und nun wird die Kleine emporgehoben und getragen. Lebensorakel giebt außer dem Kuckuck das Marienkäferchen (dat Sünn-kind, Sonnenkind). Sobald eins sich auf die Hand gesetzt hat, singt man:



Dann zählt man: En Johr, twe Johr und so fort, bis der Käfer fortfliegt. Die letzte Zahl giebt die noch übrigen Lebensjahre an. Andere Anrufe an den Marienkäfer bei Böhme Nr. 824 ff.

Die Knaben[1]) machten aus Ahorn Spritz- und Schießbüchſen (Sprütt-, Schet-büſſen). Bei den Schießbüchſen wurde mit zwei Eicheln geſchoſſen: die vorgeſchobene trieb die andere mit einem Knall heraus; auch zwei Hedepfröpfe oder zwei Kartoffelſtücke leiſteten denſelben Dienſt. Auch aus einer Poſe (Paſ') ſchoß man mit Kartoffelſtücken, die mit der Poſe unmittelbar aus einer Kartoffelſcheibe herausgeſtoßen waren. Aus Weiden wurden Flöten hergeſtellt, auch Waldhörner: dieſe in der Weiſe, daß ein dickerer Weidenzweig abgezogen (af-wittelt) und der von oben nach unten ſich immer verbreiternde Streifen dementſprechend gewickelt wurde. Als Mundſtück wurde ein Brümmel oder Brümmerken (mnd. brummer Knarrer) darauf geſteckt, das aber oft auch für ſich zum Hervorbringen von Tönen gebraucht wurde: man klopfte einen Weidenzweig ſo lange, bis ſich der Stock herausſchieben ließ, und ſchnitt dann den Baſt in Stücke von der Länge des kleinen Fingers; jedes Stück wurde an der einen Seite etwas zugeſpitzt, ſo war eine Anzahl Brümmerken fertig. Mit dem Kiwitt brachte man Töne hervor, die dem Schreien des Kiebitzes verwandt waren. Der dull Jürden (tolle Georg),[2]) ein Knopf, durch den ein Hölzchen geſteckt war, wurde durch zwei Finger in wirbelnde Bewegung geſetzt. Sehr beliebt war auch der Snurrkaſel (Schnurrkreiſel),[3]) ein auf eine Schnur gezogenes gezacktes Stück Leder oder Blei: die durch zwei Löcher in der Mitte laufende Schnur wurde an beiden Enden angefaßt und einigemal im Kreiſe geſchwungen; dann ließ ſie ſich andauernd unter ſchnurrendem Geräuſch auseinanderziehen und zog ſich wieder zuſammen.

---

[1]) Vgl. auch den Artikel von L. Wiecher (Harburg): Spiele und Spielſachen des niederdeutſchen Landkindes (Niederſ. 8, 88), deſſen Ausführungen ſich an einigen Stellen mit den folgenden berühren.

[2]) Jürden für Jürgen wie morden neben morgen. Der bei Wiecher (a. a. O.) begegnenden Bezeichnung Pinn-dopp liegt mnd. pin (Nagel, Pflock) und dop (Knopf) zu Grunde, alſo = Knopf mit einem Pflocke.

[3]) Der Kreiſel heißt mnd. kuſel, das in der Heide als Küſel weiterlebt, und keſel (vgl. Brum-keſel, Brem. Wb. I 149). In Kaſel liegt wohl die letzte Form, aber ohne Umlaut gebildet, vor. Man hört auch Snurr-kater, eine volksetymologiſche Umbildung, der das von Wiecher verzeichnete Snurr-katt'n an die Seite tritt.

Wir wenden uns nunmehr zu den Spielen der heranwachsenden Kinder, zunächst denjenigen, bei denen Lied und Tanz fehlten.

Bei Dull Hund ist ein Kind der tolle Hund, die Verfolgten sitzen auf den Leitern eines leeren Ackerwagens und kriechen oben auf die Leitern, wohin der Hund in der Regel nicht reichen kann. Das bekannte Spiel, bei dem der hinkende Fuchs greift, heißt Voß ut'n Lock.[1]) Ein anderes, bei dem der Betreffende die anderen mit gefalteten Händen greift, wie in Berlin und Umgegend bei dem „Bär aus", führt die sonderbare Bezeichnung „Holland und Seeland". Bei „Hase und Jäger" verfolgt der Jäger die Hasen, legt mit dem Stock auf einen an und versucht diesen dann zu ticken (mit dem Stock leicht zu schlagen, mnd. tacken berühren). Mit dem Klumpsack verwandt sind Großmudder Schötteldok und Ful Ei.[2]) Beim ersten Spiel läßt das um den Kreis gehende Mädchen hinter einer den Schötteldok fallen und summt vor sich hin:

Dor is de ganze Dok . . . . . ,
Dor wüll we'n reinen wedder weten.

Bemerkt die Betreffende das Tuch, so sucht sie die andere zu schlagen, andernfalls stößt das herumgehende Mädchen sie das nächste Mal von ihrem Platz und ruft höhnisch dabei: Großmudder, Schötteldok! Die Fortgestoßene nimmt nun das Tuch auf und „ist" es. Bei Ful Ei stellt wenigstens heute ein kleiner Stock das „faule Ei" dar; im übrigen verläuft das Spiel ganz ähnlich. Mit Kirschkernen spielte man ein Ratespiel, bei dem entweder das Grade oder Ungrade oder die Anzahl der Kerne zu erraten war. Im zweiten Falle lautete die Frage:

Permutt, Permin,[3])
Ra' mal, we vel schült sin

---

[1]) In Mecklenburg Voß tau Lock, Hink-voß, Hinke-buck (Nieders. 8, 310). Weitere Beiträge zu dem Spiele und seinen verschiedenen Benennungen ebenda 291, 324, 390, Korr. 24, 44 und 86.

[2]) Ich weise besonders auf die bisher unbelegten Namen hin; im übrigen vgl. Böhme, S. 557.

[3]) Anklingend an die Verbindungen hütt un mütt und hün un perdün, die aber noch keine überzeugende Deutung gefunden haben (Korr. 18, 67; 19, 17).

(wie viel ſollen es ſein)? Dazu kam als Verſteckſpiel das Finkenſtein[1]) genannte Spiel, bei dem der Suchende den Gefundenen (oder umgekehrt dieſer, wenn er zuvorkam, den Suchenden) im Male, etwa an einer Tür, anſchlug mit dem Rufe:

En twe dre ver Finkenſten,
. . . . . [2]) ſchall't wen.

Bei den meiſten dieſer und der folgenden Spiele entſtand zunächſt die Frage, wer es „zuerſt ſein" ſollte. Gewöhnlich ſchritt man zum Abzählen.[3]) Solche Abzählreime waren:

Udel, dudel, dös,[4])
Ver, fif, ſös,
Ticke, tacke, weg!

Oder:

Ene lütte witte Bohn
Reiſede na Ingelland.
Ingelland wür togeſlaten
Un de Sloetel afgebraken.
Piff, paff, puff, du mußt wen[5])

Oder:

En, twe, dre, ver, fif, ſüs, ſoewen,
Mine Mudder kakt de Röwen (Rüben),
Mine Mudder kakt den Speck,
De dat nich mag, de ſchert ſik weg.

---

[1]) Hängt der Name mit dem Finken zuſammen? Schon in mnd. Zeit gab es ein Spiel vinken vangen (Lübben-Walther). Freilich ſpricht der unreine Reim des folgenden Verſes (Finkenſten: wen) dafür, daß das Spiel erſt hochdeutſchen Urſprungs (Finkenſtein: ſein) iſt.

[2]) Der Hausname mit nachgeſetztem Vornamen, etwa Bäckers Trina. Über das Spiel vgl. auch Böhme II Nr. 371.

[3]) Handelte es ſich um die Entſcheidung zwiſchen zwei bereits Beſtimmten (z. B. beim Ballſpiel), ſo entſchied der Knittel, den dieſe ſich zuwarfen; wer zuletzt oben gefaßt hatte, galt als Sieger. Daher bawen faten ganz allgemein = gewinnen.

[4]) Bei Böhme I Nr. 1853c, 1857, 1858 beginnen Abzählreime mit Ulen, d(r)ulen. Liegt nur gereimter Unſinn vor? Oder vielleicht Verſtümmelung aus latein. Unus, duo, tres? Vgl. noch Böhme Nr. 1859 ff. (Une, dune..).

[5]) Bei Böhme I Nr. 1752 lautet der Schluß: Piff, puff, paff, du biſt af (ab, frei).

Aber die Abzählreime dienten bisweilen auch einem andern Zwecke; die heranwachsenden Mädchen wollten Näheres über ihren zukünftigen Mann erfahren und zählten an den Knöpfen ihrer Jacke ab:

Eddelmann, Bedelmann, Dokter, Pastur,
Kaiser, König, Prinz, Majur.[1])

Oder eine Karte wurde gedacht und unter beständigem Hersagen der beiden Verse die Karten umgeworfen, bis die gedachte sich zeigte.

Daneben gab es einen wehmütigen Vers,[2]) der von dem vergebens auf den Freier wartenden Mädchen sprach:

Ik set up en lütten, glatten Sten
Un harr min Ogen so recht bewent.
De annern Dirns kregen en Mann
Un ik müß sitten un seg dat an.
Ik müß min Hor up den Puckel slahn
Un müß noch en Johr as Jumfer gahn.

An diese Spiele[3]) mögen die mit Gesang und Tanz verbundenen gereiht werden. Zuerst zwei Spiele, die auf eine Art Kampf, ein Messen der Kräfte hinauslaufen.

---

[1]) Ähnliche Reime, aber als Orakel beim Abzupfen der Blätter der Sternblume verwendet, bei Böhme I Nr. 910 und S. 709.

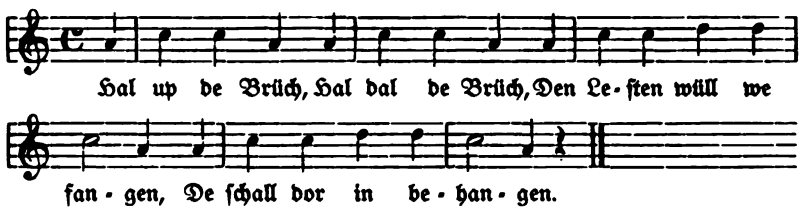
[2]) Wossidlo hat mir für die vier ersten Zeilen des „alten, weitverbreiteten Volksreimes" eine ähnliche Fassung in seinen Mecklenb. Volksüberl. II Nr. 1553 und in den Pomm. Bl. I S. 106 nachgewiesen. Der „kleine glatte" Stein ist an die Stelle des Brêdenstên (Breitenstein) getreten, von dem aus stellenweise in Deutschland die Bekanntmachungen und so auch die Verlobungen ausgerufen wurden. Die beiden Schlußverse begegnen (nach Wossidlo) mit Abweichungen vielfach in mecklenburgischen Leberreimen. Nieders. 10, 126 bietet mit kleineren Abweichungen dieselben Verse als „Tanzreim aus der Lüneburger Heide"; an die sechs Verse schließen sich dort noch folgende an:

O Janfriederk, nimm mi doch,
Twölf grote Betten hew ik noch!
Dre vun Hau un dre vun Stroh,
De annern föß sünd eben so!

[3]) Zu den verloren gegangenen gehört vielleicht auch das Strebkatzenspiel. Im Kirchspiel Hollenstedt ist mir außer der Wendung *sik to Strew setten* auch folgende begegnet: *He is 'n rechte ulle Strewkatt* (ein widerhaariger Mensch).

Das Brückenſpiel.

Zwei größere Mädchen faſſen ſich bei den Händen an, ſchwingen Hände und Arme auf und nieder und ſingen:



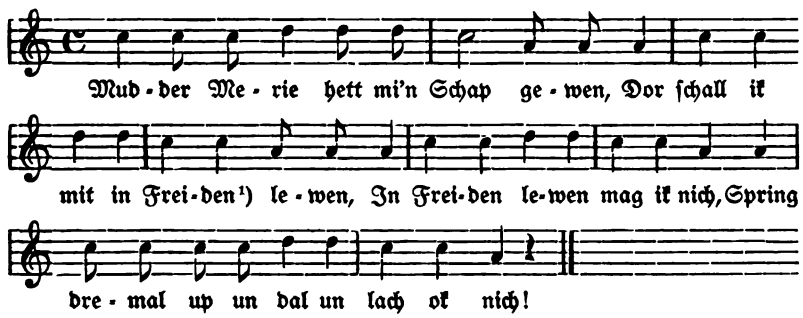
Die anderen haben ſich in langer Reihe angefaßt und ſchlüpfen unangefochten unter der Brücke durch bis auf die Letzte, die feſtgehalten und gefragt wird, ob ſie in'n gollen Himmel oder in 'ne golle Kutſch will; auch das Haus, die Kirche, das Tor wird zur Auswahl angeboten. Die beiden größeren Mädchen haben vorher abgemacht, wer von ihnen der goldene Himmel, wer die goldene Kutſche ſein ſoll. Die Kleine antwortet leiſe und ſtellt ſich hinter die ihr Bezeichnete. Nun beginnt Lied und Reihen immer aufs neue, bis keine mehr übrig iſt. Schließlich ſtehen ſich zwei Parteien gegenüber, die beiden Führerinnen vorn, und das Reißen beginnt. Die Brücke des uralten Spieles iſt überzeugend als die nach Walhalla führende nachgewieſen und das Reißen am Schluß auf den letzten Kampf zwiſchen den Bewohnern Walhallas und denen der Unterwelt bezogen worden.[1])

Ein wertvolles Überbleibſel aus alter Zeit iſt auch das Spiel, das die Kleinen kurz als Mudder Merie bezeichnen. Wer dieſe iſt, hat man in der Heide längſt vergeſſen, aber das Spiel iſt noch heute beliebt. Mit Recht iſt vermutet worden, daß die Mutter Maria[2]) in katholiſcher Zeit an die Stelle einer heidniſchen Göttin geſetzt worden ſei. Mannhardt ſieht in der Maria, der die Schafe fortgeholt werden, die Frau Holda oder Freia, die im Brunnen oder in den Wolken thront und auf deren Schoß die ungebornen

[1]) Vgl. Böhme II Nr. 289 ff. u. S. 533. Das Hal up im Texte habe ich aus der bremiſchen Faſſung (Nr. 289) eingeſetzt für das in der Heide geſungene ſinnloſe Von up. In Holſtein ſingt man Wol up (Niederſ. 8, 340).

[2]) In anderen Gegenden auch Mutter Roſe, Fru Roſen u. ſ. w. Die bisher bekannte Überlieferung ſ. bei Böhme II Nr. 339 ff.

Kinder ſitzen, bis ſie abgeholt und den Müttern zugeführt werden. Selbſt dem Lachen und Ernſtbleiben, das im Spiele von Bedeutung iſt, ſoll ein tieferer Sinn beiwohnen. „Wer nicht lacht und die Zähne zeigt, iſt ein Wechſelbalg und kehrt zur Frau Holle zurück; lacht er aber und zeigt die Zähne, ſo bleibt er auf der Erde und wird Menſch.“ Mir ſcheint in dem goldnen Stuhl, der nur in der Heide begegnet, ebenfalls eine alte Erinnerung bewahrt zu ſein, eine Erinnerung an den Sonnenſchein, der das Waſſer des Brunnens (oder die Wolke) vergoldet. — Die Mädchen ſitzen hintereinander auf dem Schoße. Eine ſteht und fragt die Vorderſte: Wenem (Wo) is Mudder Merie? Antwort: Achter mi, up'n gollen Stohl. Dieſelbe Frage ergeht an die Zweite und ſo fort, die Antwort lautet ſtets gleich. Schließlich wendet ſie ſich an die Letzte: Goden Dag, Mudder Merie. Heſt nich 'n Schap vör mi? Antwort: Nimm Di man dat irſte hin! Nunmehr faßt ſie die Vorderſte an und ſingt:



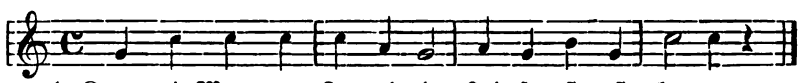
[1]) = in Freuden.

Beide ſpringen mit einander zugewandtem Geſicht dreimal in die Höhe[1]) — lacht die Betreffende, ſo kommt ſie in die Hölle, bleibt ſie ernſt, in den Himmel. Nun beginnt das Fragen und

[1]) Hier haben wir das Springen, wie es als Ausdruck lebhafteſter Freude aus den mittelalterlichen Tänzen bekannt iſt. In der Heide lebt eine Erinnerung an das Springen auch noch in der Redensart dat is min Up-und-dal-ſprunk (= meine höchſte, einzige Freude, mein eins und alles), die allerdings heute in der Einengung auf einen Mangel gebraucht wird (z. B. wenn ein Mädchen nur ein Kleid hat). Auch an das freudige Aufundniederſpringen der Sonne am Oſtermorgen ſei erinnert.

Singen von neuem: die Zweitvorderſte kommt ans Springen, und ſo fort. Zum Schluß ſtehen Himmel und Hölle ſich gegenüber, und man reißt um die Wette. Statt des Himmels und der Hölle werden auch Engel und Teufel unterſchieden: jene werden zum Schluß umhergetragen und dieſe heftig hin- und hergeſtoßen („gerüttelt").

Über ganz Deutſchland und über ſeine Grenzen hinaus war das Spiel von dem Herrn von Ninive, oder wie dieſer ſonſt bezeichnet wurde, bekannt,[1]) in dem eine Brautwerbung, ſtellenweiſe auch die Abholung einer dem Kloſter geweihten (Himmels-)braut dargeſtellt wurde. In der Heide ſang man vom Manne aus „Jericho", eine allein ſtehende Lesart. Die Ausführung war folgende: Die eine Reihe, Knaben und Mädchen ſich anfaſſend, ſang vorgehend die erſte Strophe. Während ſie zurückging, ging die gegenüber aufgeſtellte zweite Reihe vor und ſang die zweite Strophe. So abwechſelnd, Halbchor und Halbchor. Das Lied lautete:[2])



1. Kommt ein Mann von Je - ri - cho, Hei - ſa fi - fi - la - te.

2. Was will der Mann von Jericho?
Heiſa fifilate!

3. Er will die jüngſte Tochter holen,
Heiſa fifilate!

4. Wir wollen ihm ein Briefchen ſchreiben,
Heiſa fifilate!

5. Was ſoll denn in dem Briefchen ſtehn?
Heiſa fifilate!

6. Daß .....[3]) ein Schätzchen hat,
Heiſa fifilate!

---

[1]) Vgl. Böhme Nr. 268—288, Bolte Z. V. V. IV 180 f., VI 98.

[2]) In den zweiten Zeilen habe ich entſprechend der ſonſtigen Überlieferung „Heiſa" für ein unſinniges „Das heißt auch" eingeſetzt.

[3]) Der Name eines mitſingenden Mädchens, das vorher beſtimmt worden iſt.

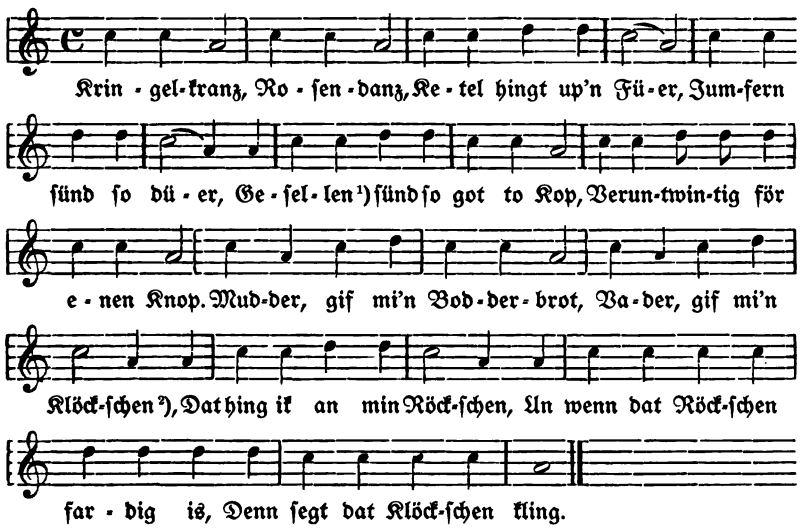
7. Was ſoll das für ein Schätzchen ſein?
Heiſa fifilate![1])

8. Nimm ſie hin[2]) und ſieh ſie an!
Heiſa fifilate!

9. Daß Du ſie wiederfinden kannſt,
Heiſa fifilate!

Nun beraten ſich die beiden, wer das nächſte Mal das Pärchen ſein ſoll, und das Schreiten und der Geſang beginnen von vorn.

Auf ein ehrwürdiges Alter blickt der Kringelkranz-reigen zurück. Die (etwa drei- bis ſechsjährigen) Kinder drehen ſich, gewöhnlich mit Ketten aus Butterblumen behängt, im Kreiſe und ſingen:[3])



[1]) Junge Leute, Junggeſellen. [2]) Erinnerung an die Schellen, die in alter Zeit zur Verzierung der Gewänder dienten, vgl. z. B. mnd. duſink „ein mit Schellen oder Glöckchen beſetzter Gürtel für Männer und Frauen".

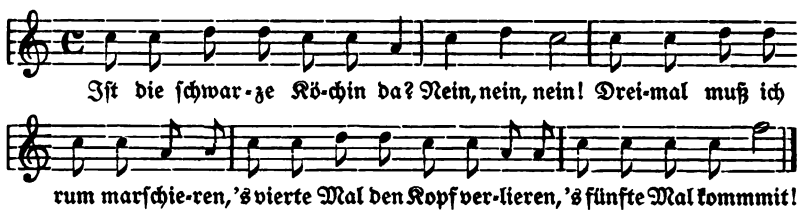
[1]) Hierauf wird der Name des ebenfalls bei Beginn beſtimmten Knaben gerufen.

[2]) Der Knabe tritt mit dem Mädchen in die Mitte. Der hier angeredete Knabe iſt der im Anfang genannte Mann von Jericho, ſo wenigſtens in anderen Quellen, z. B. Böhme 268, wo ebenfalls das „ſo nehmt ſie hin" begegnet, ähnlich 272, 275.

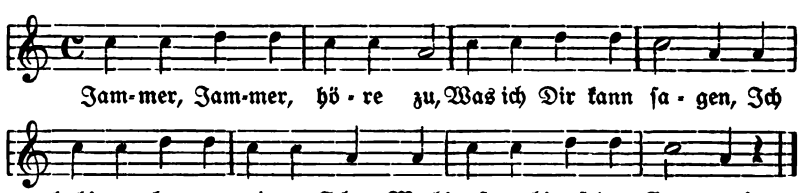
[3]) Vgl. auch Böhme II Nr. 78.

Bei dem letzten Worte beugen alle die Kniee, ſetzen ſich in de Hurk.

Bei der „Schwarzen Köchin“ bilden die Mädchen einen Kreis. Eins umgeht ihn und ſingt immer aufs neue die nachher folgenden Worte.[1]) Jedesmal faßt ſie bei den Worten „Komm mit“ ein Mädchen an die Hand und nimmt es mit. So bilden die Herumgehenden eine Kette, die ſich immer verlängert. Schließlich bleibt noch eine übrig, die zur „ſchwarzen Köchin“ auserſehen worden iſt. Dieſe wird verhöhnt, indem die andern mit den beiden Zeigefingern die bekannte ſpottende Gebärde machen und laut dreimal rufen: „Szitt ſzitt ſzitt, da ſteht ſie ja.“ Der Kreis bildet ſich von neuem, die Verſpottete tritt heraus und beginnt von neuem zu ſingen. Der Text lautet:



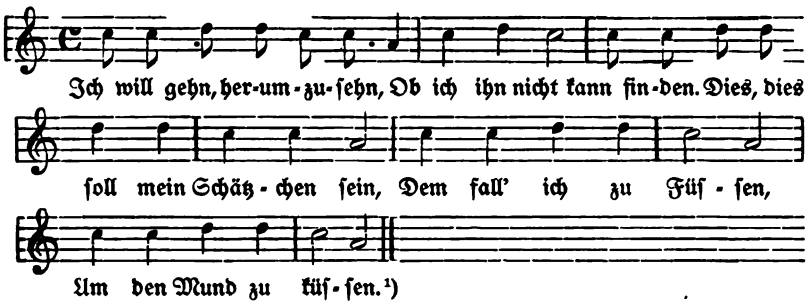
Im folgenden Reigen wird der „verlorene Schatz“ geſucht. Die Spielenden faſſen ſich an und ſtellen einen Garten vor. Einer ſteht draußen. Dieſer und der Chor ſingen:



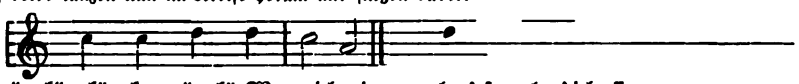
Zwei laſſen ſich los und den Betreffenden herein. Nunmehr ſingen alle weiter:

---

[1]) Böhme (II Nr. 267) teilt den Reigen aus Dresden und Kaſſel mit, ebenfalls unter der Überſchrift „Die ſchwarze Köchin“. Die Worte „Nein, nein, nein“ werden dort richtiger dem Chor zugewieſen. Statt „den Kopf“ heißt es „den Hut“, beides nicht recht klar. In der Heide hört man gelegentlich ſtatt „Köchin“ „Küchlein“. Iſt dieſes die echte alte Lesart? Das würde vermuten laſſen, daß es ſich in dem Spiele urſprünglich um den Raub eines Kükens durch einen Vogel gehandelt hat.



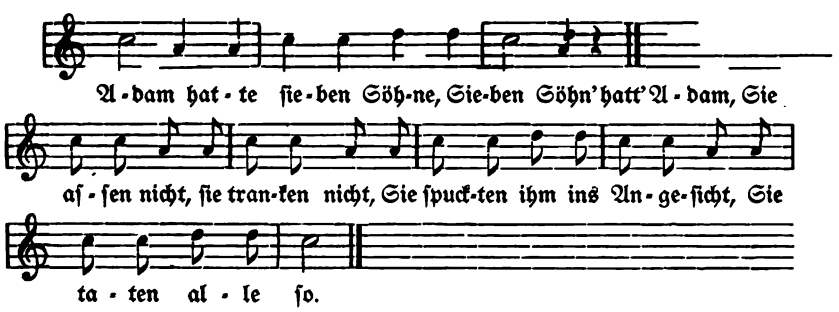
Während dieser Strophe hat er sich vor einer (oder sie vor einem) auf die Kniee niedergelassen; beide tanzen nun im Kreise herum und singen dabei:



Nunmehr tritt der (oder die) Erwählte aus dem Kreis heraus, und das Spiel nimmt wieder seinen Anfang.

[1]) Im Kreise Ülzen lauteten diese Zeilen (Nieders. 9, 287): Ich will jetzt gehen, um zu sehen, Ob ich ihn noch kann finden, Und wenn ich ihn gefunden hab', So klapp' ich in die Hände. Von den Texten, die Böhme (II Nr. 201 f.) bietet, steht der oldenburgische (202) dem obigen einigermaßen nahe.

Der schon Fischart bekannte und über ganz Deutschland verbreitete Reigen „Adam hatte sieben Söhne“ [1]) zeigt in der Heide einige bemerkenswerte Abweichungen. Zunächst drehte sich auch dort der Chor im Kreise und sang:



Dabei wurde ein Knix oder eine Verbeugung gemacht. In anderen Gegenden, außerhalb der Heide, machte dagegen ein Knabe,

[1]) Vgl. Böhme I Nr. 237, 238. Der Hamburger von Hövel zählt ihn 1663 unter anderen Gesellschaftsspielen auf, Z. V. V. IV 184.

der in der Mitte ſtand, (oder Mädchen) irgend eine „Gebärde, Grimaſſe, Stellung oder Bewegung“ vor, die von allen nachzuahmen war. Noch mehr weicht die Fortſetzung ab, die in der Heide auf einen Tanz des Knabens mit einem Mädchen aus dem Kreiſe (oder umgekehrt des Mädchens mit einem Knaben) hinausläuft. Er ſpricht zu ihr:

Biſt Du denn mein liebes Kind?
„Ja freilich.“
Haſt Du mich von Herzen lieb?
„Abſcheulich.“

Dann Tanz der beiden unter dem Geſang der andern:

Sie ſagten alle ja, ja, ja,
Sie taten's aber nicht.
Geh Du nur hin, geh Du nur hin,
Ich kenne Dich ja nicht.[1])

Nunmehr nahm der Knabe die Stelle des aufgeforderten Mädchens ein, und dieſes hatte ſich in den Kreis zu begeben.

Weitverbreitet war auch der folgende Reigen, der in vielen, aber nur entfernt an die unſrige anklingenden Faſſungen (Böhme II Nr. 88 ff.) vorliegt. „Wir treten auf die Kette, daß die Kette klingen ſoll“ lautete vielerwärts der Anfang. Die Überreſte deuten auf einen Reigen, den in alter Zeit die jungen Mädchen und Burſchen tanzten und bei dem Kränze zur Verteilung gelangten; die Schönſte mußte ſich zuerſt umdrehen, „der Liebſte hat ihr den Kranz beſchert“, dann die andern. Die ſieben Jahre kamen ebenfalls vor, aber nicht als Lebensalter, wie in dem Kinderreigen der Heide und ſonſt in vielen Gegenden, ſondern „ſie hat geſponnen ſieben Jahr.“ Man hat den auch in Dänemark und Holland bekannten Reigen ſogar mit dem altheidniſchen Gottesdienſt in Verbindung gebracht und ſieht in ihm eine Verherrlichung des wiederkehrenden Frühlings;[2]) die ſieben Jahre ſollen die ſieben Wintermonate ſein, nach dem ſiebenmonatlichen Walten der dem Spinnen

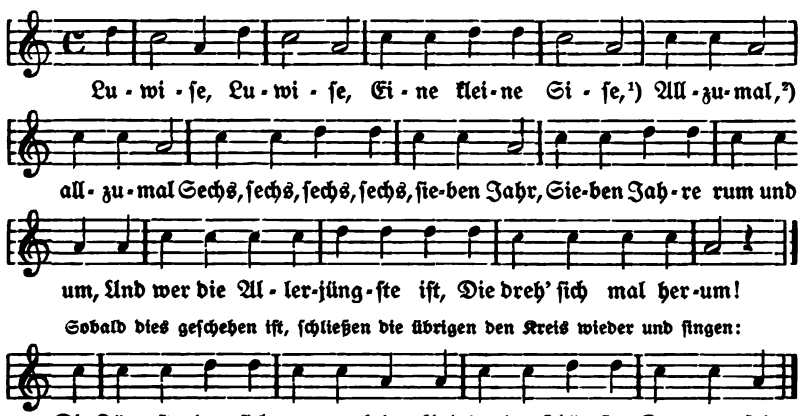
---

[1]) Die Strophe wurde nach der Weiſe der erſten geſungen. Die erſte Strophe enthält eine Zeile mehr; vermutlich ſind dort die Worte „Sie ſpuckten ihm ins Angeſicht“ nur ein vergröbernder Zuſatz der Heide.

[2]) So Dunger und ihn ergänzend Böhme (vgl. Böhme, S. 456).

vorstehenden Göttin Holda naht sich der Schatz, der Frühling, und schenkt der Erde Blumenkränze.

Der Reigen wurde nun in der Heide so ausgeführt. Die Kinder drehen sich im Kreise und singen:



[1]) Sinnlose Reimspielerei? Oder mnd. sise Zeisig? [2]) = Gänzlich (mnd. altomale).

Schon die große Zahl dieser mit Gesang und Tanz verbundenen Spiele deutet darauf, daß sie der liebste Zeitvertreib der Kinder waren. Und so verhielt es sich in der Tat. Diese Verknüpfung von Spiel, Tanz und Gesang im Kinderlied der Heide ist aber sicher uralt; dieses hat bis in die neue Zeit ziemlich getreu bewahrt, was überhaupt der Poesie alter und ältester Zeit eigentümlich war. Und in diesen doch nur trümmerhaften Überresten welche bunte, abwechslungsreiche Mischung! Da haben wir den (geschrittenen) Reigen, den Sprung, die Scheidung in Halbchöre, das Gegenübertreten des Chors und einzelner, den Kreis stehend und dann umgangen, sich selbst drehend, sich öffnend und sich schließend, die einzelnen der Reihe nach sich wendend, den Chor bald eigene, bald einzelner Gedanken und Empfinden aussprechend, Episches (Adam hatte sieben Söhne) und Dramatisches (das Aufundniedergehen der Brücke) in mannigfachem Wechsel. Dieser Buntheit der Reigenformen steht aber eine bemerkenswerte, dem Stimmumfang des jugendlichen Alters entsprechende Einfachheit der musikalischen Elemente zur Seite. Wer

die Weiſen vergleicht, wird leicht finden, daß vielfach dieſelben Töne, in der hier gegebenen Vertonung c, das danebenliegende d und das tiefere a, wiederkehren. Die Aufzeichnung der Weiſen verfolgt ausdrücklich auch den Zweck, die hervorgehobene melodiſche Einförmigkeit des Kinderliedes, die natürlich weit über die hier behandelten Gegenden hinausreicht, einmal für ein beſchränktes Gebiet mit greifbarer Deutlichkeit vor Augen zu führen.

Es iſt leicht zu verſtehen, daß vorzugsweiſe die Mädchen mit ihrem tieferen Empfindungsleben dieſe Spiele pflegten und Knaben nur in der Minderheit daran teilnahmen. Die älteren Knaben riſſen ſich von Jahr zu Jahr mehr von de ullen Dirns los, und erſt der Tanzſaal führte nach der Einſegnung die Geſchlechter wieder zuſammen. Den Knaben lagen in der Hauptſache andere Spiele am Herzen: Einmal das Ballſpiel, dem alſo hier im Gegenſatz zu andern Gegenden die Mädchen weniger huldigten; der Ball war ein mit Wollfäden umwickeltes oder umſponnenes Knäuel; neben dem Schlagball und Sauball[1]) war das „Eckball"-ſpiel beliebt. Bei dieſem Spiel ſtanden die Mitglieder der einen Partei an beſtimmten Plätzen, „den Ecken", die durch Steine bezeichnet waren und das Mal, gewöhnlich den Platz vor einer Hauswand, umgaben, die der andern waren „im Mal". Jeder Spieler galt die gleiche Anzahl Points.[2]) Von den Spielern an den Ecken wurde nach den andern geworfen und, wenn jemand getroffen war, fortgelaufen; war niemand getroffen, ſo hatte der Werfer einen Point verloren. Wurde einer der Fortlaufenden wieder getroffen, ſo galt er einen Point weniger, ſonſt der vorher Getroffene. Diejenige Partei, die zuletzt noch einen Point hatte, war Siegerin und kam beim nächſten Spiel an die Ecken, d. h. in die Stellung, die den Reiz des Angreifens mit dem der neckiſchen Flucht verband und deshalb die bevorzugte war.

Um Knöpfe ſpielte man Puttlock. Mit dem Meſſer wurde ein Loch in die Erde gemacht, und jeder ſetzte einen Knopf als

---

[1]) Das Spiel heißt Su, eine mit dem Spiel von außen eingeführte Bezeichnung (mnd. ſû Sau), da das einheimiſche Wort für die Sau wenigſtens im Nordweſten Soeg' (mnd. ſoge) iſt. Gewöhnlich ſägte der Vater oder Großvater dem Jungen ein etwa drei Finger langes Stück von einem ebenſo dicken Zweig ab, das dieſer ſich dann ſelbſt rund ſchnitzte.

[2]) Jederên gilt twe (dre, ver), ſo drückte man ſich aus.

Einſatz hinein (in-putten); das Loch war ſozuſagen der Putt, frz. pot, der Topf für den Einſatz (vgl. up 'n Putt ſetten beim Kegel- und Kartenſpiel); ſo erklärt ſich der Name des Spieles Weſſen Kugel in das Loch rollte, hatte gewonnen; trafen mehrere hinein, ſo ſetzten die übrigen nochmals, und alle warfen von neuem. Ein ähnliches Trudelſpiel war Negen-lock: bei ihm wurden neun Löcher (in drei Reihen) gemacht, von denen jedes beſonders bewertet war; das mittelſte galt 16, die vier Ecklöcher je 12, das dazwiſchenliegende der Vorder- und der Hinterſeite 8, die beiden andern 4. In das Mittelloch wurde geſetzt. Jeder warf dreimal nach der Reihe. Wer die höchſte Summe geworfen hatte, erhielt den Einſatz. Bei gleichem höchſten Wurf ſetzten die übrigen nochmals, und alle warfen von neuem. Um Knöpfe ging es auch beim Pickern, das gewöhnlich mit größeren Läufern (Picker-löper) geſpielt wurde.[1]) Einer warf aus, der Nachwerfende mußte die Kugel berühren oder ihr bis auf Spannweite einer Hand nahekommen: dann hatte er einen Knopf gewonnen und warf wieder aus. Andernfalls warf der Erſte wieder und verſuchte die Kugel des Zweiten zu treffen. Die Zahl der Teilnehmer war unbegrenzt. Ein Knopfſpiel war auch Pimpahl.[2]) Die Knöpfe wurden auf einen etwa $^1/_2$ Meter hohen Pfahl geſetzt, nach dem die Spieler mit Steinen warfen. Wurde er umgeworfen, ſo gehörten dem Werfer die auf der unrechten Seite liegenden Knöpfe. Die anderen wurden wieder aufgeſetzt.

Beim Kock[3]) wurde mit Steinen nach einem Stein geworfen, der auf einem größeren ſtand, beim Buck mit Knitteln nach einem

---

[1]) pickern geht auf mnd. bickel = Würfel, Fangſtein der Kinder (eigentlich ein mit der bicke = Spitzhacke abgeſchlagener Stein) zurück.

[2]) Nach der Analogie des nachher zu erwähnenden Kock liegt vielleicht ein pîn-pâl Folterpfahl (vgl. mnd. pîne(n)-bank Folterbank, pîn-stake Fußblock) zugrunde. Ein ähnliches Spiel aus dem „Fürſtentum Lüneburg" (ohne nähere Bezeichnung der Gegend) wird Niederſ. 8, 209 beſchrieben. Dem Pimpahlſpiel entſpricht das ſchweizeriſche Stöckeln, das ſchleſiſche Pflöckeln, vgl. Böhme II Nr. 471.

[3]) Es iſt das holſteiniſche Kaak up, das bremiſche Kaak af (von mnd. kâk = Schandpfahl, Pranger), vgl. E. H. Meyer 127. Aber ein Bedenken bleibt: kâk iſt doch ein Pfahl, kein Stein (wie denn im Amte Friedeburg, Kr. Wittmund, noch heute beim „Koakſpielen", das dem lüneburgſchen Pimpahl

dreibeinigen, gewöhnlich aus Erlenholz zurecht gehauenen Bocke. Eine Lieblingsbeschäftigung war ferner das Schippern, das Hineinwerfen flacher Steinchen in das Wasser, so daß sie über die Fläche tanzten. Dazu trat das Bockspringen über die sich bückenden Spielkameraden und das Ringen (sik faten, sich fassen). Gebadet wurde nur zur Abkühlung, also an besonders heißen Tagen. Das Aufhängen der Dohnen im Herbst (Snarren stellen) geschah trotz aller Verbote immer aufs neue. Der Winter brachte das Glinschen (mnd. glischen, schlesw. glinstern), das Fahren auf dem mit zwei Pieken fortbewegten Schlitten (Pek-slegen) und das Schneeballen (sik klütern, vgl. mnd. sik klûten = sich mit Erdschollen werfen, klût[e] = Klumpen).

So heben sich von den sinnigeren, in weitgehendem Maße rhythmisch gebundenen Mädchenspielen die der Knaben schroff ab: Ungebundenheit, Betätigung der Kraft, Ehrgeiz, Streben nach Gewinn spielten die Hauptrolle, und nicht selten arteten die Spiele in Roheit aus, wie denn verschiedene (Pimpahl, Kock, Buck) von den Predigern und Lehrern wiederholt verboten wurden.

Zu Dorffesten gestalteten sich das Osterfeuer und der Umzug des Pings-bötels. Während aber die Sitte des Osterfeuers in alter Frische fortlebt, ist der Pfingstumzug seit Jahrzehnten fast ganz außer Gebrauch gekommen. Die Feier des Weihnachtsfestes zeigt noch manches Alte und Überkommene, aber das Beispiel der nichtbäuerlichen Familien wirkt immer mehr ein.

Vom Osterfeuer mögen Knaben und Mädchen der Heide selbst erzählen:[1])

---

entspricht, nach einem Holzklotz geworfen wird, Niederf. 8, 119). Ich vermute daher, daß entweder früher ein Klotz das Ziel war oder daß in dem Kaak und Kock eine Verderbnis aus mnd. kagel, kogel, koggel (Kapuze) vorliegt. Für die letzte Annahme fällt auch die mir mündlich mitgeteilte mecklenburg-strelitzische Bezeichnung des Spiels Kapp-köster (Küster mit der Kappe) ins Gewicht.

[1]) Nach einigen, auf Veranlassung eines Lehrers von seinen Schülern und Schülerinnen in Briefform abgefaßten Aufsätzen. Der Text ist aus mehreren Darstellungen ohne nennenswerte Änderungen zusammengestellt worden.

In unſ' Gegend is dat Mod, dat we alle Johr en Oſterfür maken doht. 's Nomdags na de Schol gaht we denn all' hin un ſlept Oſterhult up'n Barg tohop.[1]) Den Sünnawend vör Oſtern gaht we na de Buern un ſammelt Stroh, un de Koplü' gewt uns ok en Tertunn'. Den irſten Oſterdag timmert we dat Oſterhult up. Den Alwend, wenn't bald düſter ward, ward dat Hult anſteken. Von den Barg künnt we denn gans vel Oſterfür ſehn. De groten Lü' gaht ok hin un hoegt ſik mit uns. Wenn dat Hult meiſt[2]) utbrennt is, denn lopt we dör den Rok un ſpringt mit de glönigen Staken rüm. We makt uns ok de Hann' gans ſwatt an de Koehl un ſtrikt de annern oewer de Backen un ſegt: „O, wot büſt Du ſo glatt[3])!" Denn ſpelt we dor noch ſo lang', bet dat Für utbrennt is. Wenn dat Für dot geiht, gaht we na Hus un ſingt Leder. Denn ſeht we awer ut as lütte Düwels un moet uns irſt waſchen, ihr we na'n Bett gaht.

Die alte Bedeutung ſolcher Feuer für das ländliche Leben, die das Gedeihen von Menſchen, Vieh und Feld fördernde, Hexen und Ungeziefer vertreibende Kraft des Feuers, des Rauches, der Brände iſt der Vergeſſenheit anheimgefallen. Dasſelbe gilt von dem Brauch des Oſtereiereſſens: die ſinnbildliche Bedeutung der Fruchtbarkeit iſt vergeſſen, aber Paſcheier (mnd. paſche[n]-Oſtern) werden noch heute in jedem Hauſe vor dem Beginn des Oſterfeuers gekocht, in den großen Bauerhäuſern ein ganzer Grapen voll, etwa 60—70 Eier, und jeder ißt, ſo viel er kann, und rühmt ſich gern ſeiner Leiſtung.

Am Oſtermorgen gehen manche hinaus, um den Sonnenaufgang zu ſehen, denn die aufgehende Sonne hüpft dreimal vor Freude über die Auferſtehung des Erlöſers; auch Nebenſonnen werden ſichtbar und in der mittelſten ein Lamm. Dem Waſſer teilen ſich durch die Strahlen der aufgehenden Sonne allerlei Kräfte mit, doch ſtillſchweigend muß es geſchöpft werden, um wirkſam zu ſein. In der Südheide[4]) wäſcht man ſich in der Frühe mit

---

[1]) An manchen Stellen liefern die Bauern der Jugend das Holz, um der Schädigung ihres Holzbeſtandes vorzubeugen.

[2]) = zum größten Teil, beinahe.

[3]) Im Sinne von „ſchön".

[4]) Hier und im folgenden, ſoweit die Südheide ausdrücklich genannt iſt, ſtütze ich mich auf zwei „Aus der Lüneburger Heide" überſchriebene, von Dehning (Celle) verfaßte Artikel der Harburger Anz. u. Nachr. (14. April 1897, 28. März 1899).

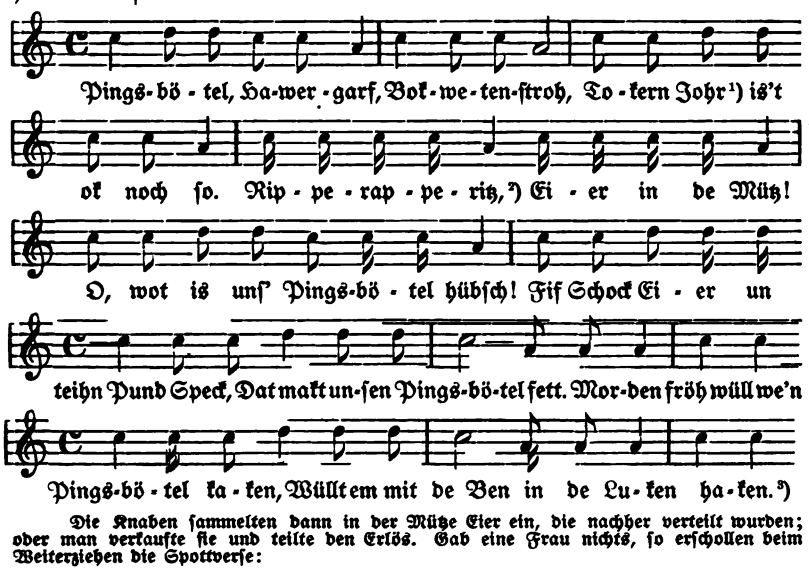
dem Osterwasser; gern necken in diesem Augenblick die Burschen die Mädchen und suchen das Schweigen zu stören. An manchen Stellen der Heide wird das Wasser in verkorkten Flaschen aufbewahrt; es bleibt das ganze Jahr frisch und klar und wirkt besonders gegen Augenkrankheiten. Heilkräftig ist auch die Nacht vom Karfreitag auf den Sonnabend; wer in der Mitternachtsstunde in die Wiese geht und von dem Gras ißt, bleibt zeitlebens vor Zahnweh bewahrt. Auch die bösen Geister (Düwels), die im Haus ihr Unwesen trieben, wurden in den südlichen Teilen der Heide in dieser Zeit verscheucht. Der pfiffige Bauer rechnete so, daß sie am Sonnabend in der Hölle weilen und dort der Predigt Christi zuhören müßten. An diesem Tage war also der Hof rein; daher war dies die beste Zeit, das schirmende Hufeisen an die Tür zu nageln. Von schlimmer Vorbedeutung ist es, wenn der Ostermorgen oder auch der Grüne Donnerstag, der Stille Freitag Regen bringt; das deutet auf einen trocknen Sommer, so trocken, dat de Netteln achter'n Tun verdrögt. Am Ostersonntag müssen Strickzeug und Nadel ruhen, sonst brennt das Haus ab. Dieser Glaube gilt auch für den ersten Pfingst- und Weihnachtstag und den Karfreitag. Die Nachmittagsstunden des Karfreitags sind zugleich dem Andenken der Toten geweiht; besonders die Frauen und jungen Mädchen suchen die Gräber ihrer Lieben auf.[1]) Froher als an dem durch kirchliche und volkstümliche Bräuche gleich geweihten Stillen Freitag ging es in der Südheide am Nachmittag des Grünen Donnerstags zu. Dann ergötzten sich nach altem Brauch die Jugend und auch die Großen am Ballspiel und freuten sich des neuerstandenen Frühlings, denn der Frühling und der Beginn des Ballspiels fallen zusammen, wie schon Walther von der Vogelweide seiner Frühlingssehnsucht den Ausdruck gibt:

Saehe ich die megde an der strâze den bal
Werfen! so kaeme uns der vogele schal.

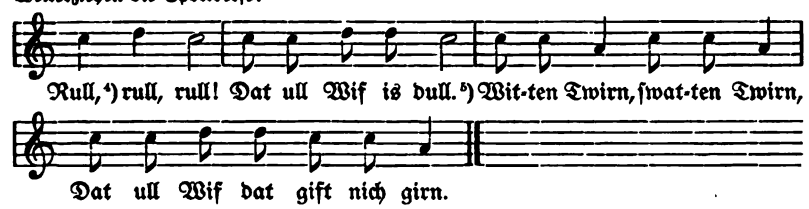
Prächtige Erinnerungen an das alte Hirtenleben hat die Pfingstfeier der Heide bis vor einigen Jahrzehnten und vereinzelt bis heute bewahrt. Der Hirtenknabe, der am Pfingstmorgen am längsten

[1]) Stellenweise geschieht dieses am Grünen Donnerstag oder Ostersonntag.

geſchlafen hatte, wurde als Pings-bötel[1]) ausſtaffiert. Man bekränzte ihn mit friſchem Grün und Blumen und fuhr oder trug ihn frühmorgens oder am Nachmittag von Tür zu Tür. Die ganze Dorfjugend zog hinterdrein. Die Tür wurde geöffnet, der Zug hielt und ſtimmte an:



Die Knaben ſammelten dann in der Mütze Eier ein, die nachher verteilt wurden; oder man verkaufte ſie und teilte den Erlös. Gab eine Frau nichts, ſo erſchollen beim Weiterziehen die Spottverſe:



[1]) = im nächſten Jahr (verkürzt aus in dem tokomenden jor). [2]) Das Wort ſoll das ſchnelle Fortreißen der Eier malen; zu ripperappe vgl. mnd. rips-rapper = der etwas ripsraps, d. h. raſch wegreißt; auch ritz bezeichnet das Fortreißen, denn es iſt eine Intenſivbildung zu riten (vgl. auch ritſch ratſch). [3]) Das Querholz, an dem die Hinterbeine befeſtigt ſind, ſoll in die Bodenluke gehängt werden. — Ich habe im Vorſtehenden und Folgenden den mir aus der eigenen Jugend geläufigen Text des Kirchſpiels Hollenſtedt gegeben, der an einigen Stellen abweichende des Nachbarkirchſpiels Moisburg iſt Germania 37. 119 veröffentlicht worden. [4]) = Roll weiter (mit Bezug auf den Wagen, auf dem der Knabe ſaß). [5]) Ähnlich ſangen bei Celle die Kinder am Martinsabend, wenn ſie kein Geſchenk erhielten:

Marten, Marten, ſtrull,
Dat ohle Wif is dull (Böhme, S. 362).

[1]) Bötel iſt der verſchnittene Schafbock (mnd. boteln kaſtrieren botlink ein verſchnittenes Tier). Später meldete ſich ein Knabe freiwillig oder

In andern Gegenden, außerhalb der Heide, wurde der bekränzte Pfingstknabe schließlich ins Wasser geworfen, um das Himmelswasser, indem man ihm „die Berührung von irdischem Wasser und Grün vormachte, auf das Gras der Weide herabzulocken.“ [1]) In der Heide war der Grundgedanke ein anderer: die neckische Bestrafung des säumigen Langschläfers und das Einsammeln von Gaben für einen gemeinsamen Schmaus war hier die Hauptsache. Es liegt nahe, diese Umzüge und Schmausereien in Beziehung zu der alten Maifeier zu setzen. In der Frühe des Maimorgens veranstalteten anderwärts die Hirten einen Wettaustrieb, „um das erste heilkräftigste und reichste Naß der Weide zu erhalten“, und zu den Maireigen gehörte auch der „Hammeltanz, der in dem Opfer eines Herdentieres gipfelte“. [2]) Eine derartige Maifeier mit Wettaustrieb und Opfer war vermutlich in alter Zeit auch das Bötelfest der Heide, das späterer Brauch mit dem Pfingstfest zusammengelegt hat. Das Ausschmücken der Häuser mit Birkenreisern (Maibusch) war wohl auch schon ein Bestandteil des alten Festes.

In der Gemeinde Halvesbostel (Kirchspiel Hollenstedt) war derjenige Kuhhirte „Pingsbötel“, der am Abend vor Pfingsten zuletzt mit seiner Herde nach Hause kam; beim Heimtreiben trug dort eine Kuh in jeder Herde (gewöhnlich die beste) um die Hörner einen Kranz von Wiesenblumen. In Emmen (bei Hollenstedt) bekam die Kuh, die sich am Pfingstmorgen zuletzt erhob, einen Blumenkranz. In der Südheide kannte man — und kennt man teilweise wohl noch jetzt — die Sitte des Pfingstochsens, der, mit frischem Laub bekränzt, am Pfingstsonnabend vom Schlachter durch den Ort geführt wurde. In der benachbarten Göhrde sangen die Kinder um Gaben, indem eins von ihnen sich einen Bienenkorb (Pingst-

---

wurde gewählt. Das Wettaufstehen beschränkte sich dann mehr und mehr auf das einzelne Haus. Keiner wollte am Pfingstmorgen im Hause der Letzte sein und als „Pingsbötel“ den ihm drohenden Strohkranz bekommen.

[1]) E. H. Meyer 144.

[2]) E. H. Meyer 145, andere Beispiele eines Frühaufstehens um die Wette 131. Zum Pfingstgelage bei der Aufrichtung des Maibaumes lieferten die Bauern im Anhaltischen der Reihe nach zwei Schweine und einen Hammel, 145.

karn, mnd. kar[e]=Korb) über den Kopf gestülpt hatte. In der äußersten Südheide, so noch heute in Westerbeck,[1]) wurde ein Knabe als „Fischermeier" aufgeputzt. Ihm wurde aus belaubten Birken- und Buchenzweigen mit Hülfe des Weidenbastes ein eigenartiges Gewand geflochten, auf dem Kopfe ragte ein langes, mit Blumen und Bändern umwundenes Holzkreuz, in jede Hand erhielt er einen hölzernen Säbel. Der Chor der Knaben geleitete ihn von Haus zu Haus und sang:

Gun Dag!
Den Fischermeier
Ein halw Schock Eier!
Hett Ji keine[2]) fule Eier,
Smiet sei owern Fischermeier (über den F.)
Hett Ji keine[2]) frische,
Set't sei üsch (uns) tau Dische.
Gewet Ji usen Fischermeier nist (nichts),
Sau leggt jur Häuner upt Jahr ok nich.
Balle hier henn, balle da henn,
Wo geiht de rechte Weg henn
Na riken Mannes Huse,
Na riken Mannes Hêren,
De kann üsch wol ernähren?
Bowen in de Hächte (Höhe)
Da hängen de langen Wöste.
Gew'n Sei üsch de langen
Un laten de korten hangen,
Bet taum annern Jahr
Wit (wollen) wi werkomen,
Wit sei nahalen.
Stille stahn!

Zu gleicher Zeit führten die mit Blumen geschmückten Mädchen eine von ihnen, die als Maibraut einen Kranz trug, durch das Dorf und sangen, um Gaben bittend, das Lied von der hübschen Jungfrau, die vor der Himmelstür von den Engeln nach ihrem Glauben befragt und unter das „Königsgesinde" aufgenommen wird:

Sie legten ihr um ein weißes Tuch
Und setzten ihr auf eine Krone.

---

[1]) Das Folgende nach Mitteilungen von G. Wrede in der Allerzeitung vom 21. 5. 1904.

[2]) = irgendwelche (wie mhd. kein)?

Die zuletzt berührten Gebräuche, die ähnlich anderwärts begegnen und besonders auch für das benachbarte Braunschweig belegt sind,[1]) zeigen in dem Laubkleid des Fischmeiers und dem Kranz der Maibraut die Beziehung zum frisch erwachten Leben der Natur noch klar und deutlich erhalten, ebenso wie der mit frischem Grün bedeckte Knabe der nördlichen Heidegegenden.

Und nun zur Weihnachtszeit! Mit leuchtenden Augen blickten die Kinder der Heide in den vorangehenden Wochen zu dem besonders prächtigen Abendrot auf: die Engel heizten den Ofen, um für den Weihnachtsmann die süßen Stuten zu backen.[2]) Der Christabend war, wie auch in andern Gegenden, ein Schlemmerabend und hieß deshalb Vullbuks-awend (Vollbauchsabend).[3]) Nach alter, weithin in Deutschland bekannter Sitte[4]) legten die Kinder ihre Mützen auf den Tisch, am Morgen lagen die Gaben des Kanjes, des „Kind Jesus", darin: Haselnüsse, die von den Kindern selbst im letzten Sommer gepflückt worden waren und inzwischen im Rauch gehängt hatten, Äpfel, Kanjes-koken, die vom Bäcker aus Semmelteig gebacken waren und Männer, Frauen und Tiere darstellten, auch wohl einige braune Kuchen. Eine Beschenkung der Erwachsenen, auch der Dienstboten, ebenso ein Tannenbaum war noch unbekannt. Dagegen wurden in den Häusern geistliche Lieder gesungen. Auch kleidete sich eine ältere Person als „Kanjes" aus, erschien mit Rute und einem Beutel voll Nüsse und Obst und ließ die Kleinen beten. Nach altgermanischer Anschauung war die Zeit zwischen dem alten und dem neuen Jahre besonders geeignet, Ereignisse des neuen Jahres vorauszusehen: Wer am Vullbuksawend (an anderen Stellen am Silvesterabend) sich ein weißes Laken[5]) umhängte und rückwärts aus dem Zimmer schritt, hatte die Fähigkeit,

[1]) Vgl. Andree 345 ff. und hinsichtlich der Deutungsversuche von „Fischmeier" 350, Anm. 1.

[2]) „Heidjer" in Nieders. 8, 94 (aus dem Stadischen?).

[3]) An der unteren Elbe nannte man den Fastnachtsmontag so.

[4]) Sie ist nicht etwa neuerdings von England übernommen worden, wie man vermutet hat: vgl. Korr. 23, 10 f., 47 f., 54, 72.

[5]) Vielleicht ist dieses weiße Laken der Rest von einem Auftreten des Schimmelreiters. In einigen Heidedörfern singt man noch von dem Weihnachtsmann, der den Sack mit Stuten auf den Schimmel wirft und diesen springen läßt, daß alle Glocken klingen, s. Nieders. 8, 94; leider fehlt die

ein Vörlat, d. h. ein Vorgeſicht (mnd. lât Geſicht), zu ſehen. Mit dieſem Glauben verwandt iſt der aus Moisburg berichtete, daß die in der Nacht zum 25. Dezember Geborenen die Gabe des Hellſehens beſitzen. Bei Celle[1]) „leuchtet man nach dem Chriſteſſen unter den Tiſch nach Körnern, wie ſie die Dreſcher in die Stube treten. Je mehr man von einer Getreideart findet, deſto beſſer gedeiht ſie"; ein ganz ähnlicher Glaube wird aus dem Norden der Heide, dem Kirchſpiel Moisburg, berichtet. In der Südheide begegnen noch andere bemerkenswerte Reſte alter Weihnachtsfreude. So erſangen in Bevenſen die Kinder am Abend des auch in anderen Gegenden feſtlich begangenen Thomastages (21. Dezember) verkleidet durch Weihnachtslieder allerlei Gaben, und zum Frühgottesdienſte am 1. Weihnachtstage brachten dort die Kirchgänger einen Siebenſtern mit, ein Geſtell mit ſieben Lichtern, die in der Kirche angezündet wurden. Am erſten Weihnachtstag wird ebendort ein eigenartiges Getränk (Kol-ſchal, aus Branntwein, Zucker und Honigkuchen zuſammengerührt) als Willkommen geboten und mit einem Holzlöffel gegeſſen.

Am Silveſterabend (Oljohrs-awend) wurde ebenſo wie am Chriſtabend beſonders gut gegeſſen. Allerlei Vorbedeutungen knüpften ſich an das Eſſen: Wer zuerſt aufſtand, mußte zuerſt ſterben. Wenn nach dem Eſſen zuerſt ein Mann hinausging, ſo brachte das nächſte Jahr lauter Bullenkälber, wenn eine Frau, lauter Kuhkälber. Wer in der Geiſterſtunde der folgenden Nacht ſich am Kreuzweg unter zwei aneinander gelehnte Eggen ſetzt, ſieht den Teufel tanzen.[2]) Im Laufe des Abends erſchien eine alte Frau, die Aſchenmöhm (Aſchenmuhme), die in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands unter verſchiedenen Namen bekannte Geſtalt der Frau Holle; ſie trug einen kleinen Beutel mit Aſche auf dem Rücken

nähere Bezeichnung der Gegend. Sonſt kenne ich den Schimmelreiter nur im äußerſten Süden: in den Dörfern weſtlich des Weſterbecker Moors trat er als Spaßmacher am erſten Tage der Hochzeiten auf, vgl. G. Wrede, Niederſ. 10, 204.

[1]) E. H. Meyer 253. Auch auf das dort erwähnte Chriſtnachtorakel in dem der Nordweſtheide benachbarten Bremervörde im Stadiſchen (das Herausziehen von drei Ähren aus dem Dach des Hauſes) ſei hingewieſen.

[2]) Im Kirchſpiel Moisburg erzählt man ähnliches von der Mainacht; der Betreffende ſieht dann die Hexen nach dem Blocksberg ziehen.

und schlug damit die Unehrerbietigen, während sie die Frommen beschenkte.

In den Zwölften, die zum Teil im Vorhergehenden schon berührt worden sind und von denen sechs Tage dem alten und sechs dem neuen Jahre angehörten, war entgegen der Sitte anderer Gegenden das Spinnen erlaubt; nur am Sonnabend Abend hatte, wie überhaupt an diesem Abend, das gemeinsame Spinnen zu unterbleiben. Dagegen durfte in dieser Zeit kein gewaschenes Zeug auf Rick (Querstange) oder Hagen (Hecke) gehängt werden: wer sie mit Wäsche bekleidete, bekleidete im neuen Jahre einen Toten, oder man sah in dem weißbehängten Rick oder Hagen die Vorbedeutung der weißbehängten Bahre. Auch durfte kein Fuder Dünger in diesen Tagen aus dem Hause gefahren werden, sonst folgte im kommenden Jahr der Leichenwagen. Ein Beispiel mag zeigen, mit welcher Zähigkeit man stellenweise derartige Anschauungen festhielt: noch einem mir persönlich bekannten Geistlichen gegenüber hat sein eigener Knecht in den Zwölften sich geweigert, ein Fuder Dung zu laden, da dies nach dem „alten Glauben" nicht gestattet sei. Auch die Erinnerung an Wodan und die wilde Jagd lebte noch: man erzählte von dem „Helljäger", der einst einen des Weges kommenden und in das wilde Jagdgeschrei getrost mit einstimmenden Menschen für seine Mitwirkung (entgegen den Sagen anderer Gegenden, wo in solchem Falle Bestrafung erfolgt) belohnt habe; eine Pferdekeule sei aus den Lüften niedergeflogen, und eine Stimme habe gerufen: Heft mit jagen holpen, kannst ok en Perschinken kriegen.[1]) Am letzten Tage des Jahres beanspruchten die Frauen das Regiment, am Neujahrstage wünschten die Kleinen den Nachbarsleuten en fröhlich Nejohr und ließen sich beschenken.

Wir haben die Feste betrachtet, die sich zunächst an die Kinderwelt wandten; von den übrigen wird in anderem Zusammenhang zu sprechen sein. Das kindliche Spiel, das Oster- und Pfingstfest haben uns hinaus ins Freie, das Weihnachtsfest in das elterliche Heim zurück geführt. Neben dem Spielen und Feiern trat der Ernst des Lebens an die Kleinen heran, Elternhaus und Schule erhoben Forderungen.

---

[1]) Nach einer Mitteilung W. Poecks (Germania 37, 120).

Mit Semmel und Naſchwerk wurden die Kleinen bei ihrem erſten Schulgange bewillkommt, doch Irſt de Stutenweken,[1]) denn — de Snutenweken. Freilich eins ſchützte die Kleinen davor, allzuviel Stunden des Tages die Schulbank zu drücken, die Inanſpruchnahme zum Hüten, zu dem noch in den waldreicheren Gegenden bei ärmeren Familien, wenn auch nur auf kürzere Zeit, die Verwendung der Kinder zum Heidel- oder Kronsbeerenpflücken trat. Vom Gänſehüten war ſchon die Rede; den heranwachſenden Mädchen wurde oft auch das Weiden der Kühe anvertraut, das allerdings zunächſt Sache der Knaben war. So brachten die Kinder den Morgen auf dem Felde hin und ſchwangen in ſicherer Entfernung von dem Schulſtock ſelbſt den Knittel. Blöming und Bleß, Stirn und Buntſcheck, Heiſter, Kreih und Roſ', Hattkopp, Bretkopp und Buntkopp, Fröhlich und Voß, Gris und Grau, Schimmel und Wittrüch[2]) — alle mußten gehorchen, und mit Hülfe Pollis oder Stroms, des Hundes, ließ ſich ſelbſt mit Hannes, dem Bullen, auskommen. Geſangbuch und Katechismus hatten ſchon in der Nacht unter dem Kopfkiſſen gelegen, aber die Lektion (de Lex) ſaß doch noch nicht im Kopfe, und ſo wurde hinter den Kühen ab und zu ein Blick hineingeworfen. Denn in der Mittagszeit ſollte es zur Schule gehen. Die Bauern waren ſo lange zum Lehrer und Prediger gelaufen, bis ſie die Kinder für den Vor- und den Nachmittag zum Hüten frei bekommen hatten; nur in den Mittagsſtunden hatten die Kinder Zeit, denn birſen ja doch de Köh (dann liefen ja doch die Kühe nur brünſtig hin und her), blieben alſo beſſer im Stall.

In Holzpantoffeln (hülten Tüffeln) oder Schuhen, denen eine Speckſchwarte ſchnell zu einigem Glanze verholfen hatte, ſaßen die Kinder in der ſchwülen Mittagshitze auf der Schulbank. Der

[1]) Mnd. ſtuten-weke bedeutet „Flitterwoche"; vielleicht meinte alſo das Wort zunächſt die Freuden und Leiden des jungen Eheſtandes.

[2]) Blöming Blümchen, Bleß Kuh mit einer Bleſſe, einem weißen Naſen- oder Stirnfleck, Stirn Stern (wobei wohl an mnd. ſterne ſternartiger Fleck anzuknüpfen iſt), Bunt-ſcheck Bunte Jacke (mnd. ſcheke Wamms), wie auch Bunt-jack ſelbſt als Kuhname begegnet. Die Namen wurden gewöhnlich auf eine Bemerkung des Bauern oder der Frau hin (De mut wol..... heten) gegeben und ſtanden, mit Kreide geſchrieben, die erſte Zeit über dem Standort der Kühe.

Lehrer, der damals in der Regel nur kurze Zeit das Seminar besucht hatte und oft nebenher durch ein Handwerk sich durchbrachte, stellenweise sogar gegen Entgelt bei den Bauern mitgearbeitet haben soll, hatte in manchen, besonders den kleineren, Dörfern einen „Reihetisch“ und schlief dann gewöhnlich in einem Bauerhause, dessen eine Stube dauernd zur Schulstube eingerichtet war. In anderen Dörfern hatte man eine Reiheschule, und auch die Wohnung des Lehrers wechselte in bestimmten Zwischenräumen. Als Lesebuch diente damals der „Kinderfreund“, der auf die Fibel folgte. Besonders der Rechenunterricht lag im Argen. Ja, man war noch soweit zurück, daß auch die Teilnahme am Schreibunterricht wenigstens stellenweise auf Freiwilligkeit beruhte. Wie ein letzter Klang dieser Zeit mutet das viel gehörte Scherzwort an: Still oewerall, ik schriw minen Namen.

Für die Schulbücher, soweit diese nicht von älteren Geschwistern übernommen wurden, sorgte der Buchbinder, der einmal im Jahre einen Sonntagvormittag — in meiner Heimat am 1. Adventssonntag — im Kirchtor seinen Stand hatte. Auch mit Kalendern (Kelinners) und Hauspostillen handelte er. Für einen Schilling erstand man Bilderbogen mit Kränzen, Tieren, Werkzeugen, auch mit Abbildungen aus dem Leben der heiligen Genoveva. Später ging diese Versorgung mit geistiger Nahrung an die Landkaufleute über. Das beim Unterricht gebrauchte Papier (Büttenpapier) besorgte der Lehrer, oder die Kinder kauften es selbst auf den Papiermühlen; gerade in der Gegend, in der vorzugsweise dieses Buch entstanden ist, lagen die Papiermühlen Starsbeck, Moisburg, Appelbeck und Altkloster, die alten „vier Gewerke“, so genannt, weil sie einst die Berufungsinstanz für alle Streitigkeiten unter deutschen Papiermachern bildeten.[1])

An einen Handarbeitsunterricht von seiten der Schule wurde noch gar nicht gedacht. Wohl aber lernte das Mädchen zu Hause, oft schon im siebenten Jahre, spinnen und später auch etwas nähen. Die Mutter holte ein abgesetztes Spinnrad her und machte der Kleinen aus wertloser Heede einen Wocken. Daran lernte diese allmählich einen finen Draht zu spinnen, und schon jetzt wurde

[1]) Vgl. Manecke, Topogr.-histor. Beschreibung I 204.

ſie vor dem hogen Haken gewarnt, der entſteht, wenn der Faden zu lange auf einer Stelle der Spule ſich aufwindet. Freilich verlangte dann oft die Kindesnatur ihr Recht, und die Kleine tollte bald wieder draußen herum oder machte es wie eine noch heute lebende Frau, die, wie ſie erzählt, durchaus im Zimmer bleiben ſollte und nun kurz entſchloſſen das Spinnrad umdrehte und wie eine Karre durch das Zimmer rollte.

Fig. 3. Adamsbaum.

Die Mutter war es auch, die das Nähen lehrte. „O, ſe kann all de Nadel böhren“ (heben), hieß es dann rühmend anderen gegenüber: das Mädchen konnte ſchon einen Saum am Taſchentuch oder an der Schürze machen! Vielleicht lernte es auch ein Hemd nähen, obgleich es in dieſer Beziehung in der Heide traurig ausſah, denn ſelbſt von den erwachſenen Mädchen konnten nur wenige ein Frauenhemd, geſchweige ein Männerhemd, ohne Hilfe fertig nähen. Ferner wurden mit Kreuzſtichen Namen gemacht, von Geübteren auch auf ein Stück Flachsleinewand das ganze Alphabet, die Zahlen, der eigene Name und darunter Adam und Eva und der von der Schlange umwundene Baum des Paradieſes (Adams-bom, Fig. 3) genäht.

Stricken lernten die Mädchen nicht; dieſe Tätigkeit fiel den Männern zu, und die Mutter verſtand das Stricken gewöhnlich ſelbſt nicht. In ſpäteren Jahrzehnten, als es in der Schule gelehrt zu werden begann, haben manche Mütter dieſe Lücke ausgefüllt, zum Teil übrigens auch mit Rückſicht auf ihre Bequemlichkeit beim Ausgehen in Geſellſchaft; das Strickzeug war ſo leicht zu tragen, aber dat Spinnrad wür bewehrlich (hinderlich) mittonehmen.

Unter der geiſtigen Nahrung, die das heranwachſende Kind dem Elternhauſe verdankte, nahm die Übermittlung der alten Rätſel einen Hauptplatz ein. Wenn Herbſt und Winter ihren Sturm und Schnee ſandten, wenn das Spinnrad ſchnurrte, das Weberſchiffchen flog und Vater und Großvater in Ruhe ihr Pfeifchen mit dem Bild des Königs oder des Sachſenroſſes rauchten, dann war die rechte Zeit zum Rätſelraten. Auch das Geſinde beteiligte ſich. Der Scharfſinn wurde geweckt und das Gemüt mit volkstümlichen Anſchauungen befruchtet; ein geiſtiger Beſitz erwuchs, unverwüſtlicher als die Eindrücke vom Jahrmarktskaſper und dem Peijaz (Bajazzo) oder Puppenſpiel einer wandernden Komödiantentruppe, lebendiger erfaßt als die meiſte Schulgelehrſamkeit. Die Schule ſtellte überhaupt dies wertvolle Kapital nicht in ihren Dienſt, ſelbſt den Kindern anderer Kreiſe, wenn ſie auch mit den Bauernkindern dieſelben Schulbänke drückten, blieben dieſe alten Volksrätſel in der Regel unbekannt; ſie waren eben, wie ein Landmann ſich einmal ausdrückte, bûrſch, ein ausſchließliches Beſitztum der bäuerlichen Kreiſe.

Das Rätſel zieht Haus und Hof, Feld und Wald, Menſchen und Tiere, Wetter und Himmelskörper in ſeinen Kreis, mit Vorliebe Lebloſes belebend, Lebendes als Lebloſes und Tieriſches als Menſchliches hinſtellend. So umſpannt es das ganze bäuerliche Daſein und macht auch vor der Dorfkirche und dem geſtrengen Paſtor nicht Halt. Die im folgenden abgedruckten Rätſel ſind eine Auswahl aus den von mir geſammelten; ein nicht geringer Teil iſt mir unmittelbar aus friſchem Kindermund in die Feder diktiert worden; die Auflöſungen ſtehen hinter dem letzten Rätſel.

1.

En ganzen Kawen (Stall) vull witte Kalwer un enen roden Völker (Schreier) twüſchen.

2.

Wot geiht dör den Hagen un makt dat Lock wedder to?

3.

Wot is lütter as en Mus
Un hett mihr Finſtern as den König ſin Hus?

4.

Fif lütte Haſen de löpen üm ene Writ (Buſch),
Je duller ſe löpen, je gröter wür de Writ.

5.

Dor löp en lütten Hund
In de witten, witten Grund.
So duller as he löp,
So ſcharper as he bet.

6.

Wot hett twe Uhren[1]) un kann nich hüren,
Wot hett en Sel[1]) un dinkt nich an Gott?

7.

Hülten Kommer, iſern Dör,
Fif dorin un fif dorvör.

8.

Wot künnt teihn Mann nich mit de Meßfork von den Boen (dem Boden) ſmiten?

9.

Up Iſerland gah ik,
Up Iſerland ſtah ik,
Iſerland is mi gans vergeten,
Ik hef't dremal ſegt, ſchaſt (ſollſt es, wirſt es) doch nich weten.

10.

Achter'n Huſ' wauwau,
Ünner de Bank miau,
Up de Del klippklapp,
In den Stall ſtrippſtrapp.

---

[1]) Wortſpiel zwiſchen mnd. ore (Ohr und Öhr) und mnd. ſêle (Seele) und ſêl (Seil, hier das eiſerne Grapenſeil).

11.

Ver Hangers,
Teihn Langers,
Hülten Jippjapp,
Jſern Klippklapp.

12.

Vör as en Giffel,[1]) in de Midd as en Bertunn', achter as en Beſſen.

13.

Wot geiht rund rüm'n Huſ' un ſegt vör jede Dör goden Dag?

14.

Wot geiht rund rüm'n Huſ' un hett en gans Del Schächt (Schäfte, Stangen) up den Nacken?

15.

Vör as en Bögtang' (Zange zum Biegen), in de Midd as en Küſſen, achter as en Schüſſel.[2])

16.

Ken (Wer) is de dümmſte Vagel?

17.

Wot krüpt dör den Hagen un hett en Hir Packsdarm[3]) achter ſik?

18.

Wot flügt oewern Huſ' un hett en mancheſtern Büx an?

19.

Wot geiht rund rüm'n Huſ' un makt én Spor (Spur)?

---

[1]) = die zweiteilige, forkenähnliche, hölzerne „Gabel", um Fleiſch in den Wiemen zu hängen oder herabzunehmen (mnd. geffele).

[2]) Lange Stange mit einem hölzernen, ſchaufelartigen, vorn abgerundeten Stück zum Einſchieben und Herausnehmen der Bröte. Dem Sinne nach entſpricht mnd. ſchuver (Schieber), neben ihm hat aber nach meiner Meinung ein ſchuvelſe exiſtiert als Vorläufer des heutigen Schüſſel.

[3]) Packs-darm eigentlich das Bündel, der Packen, dann übertragen das Pack, das Geſindel. Es erſcheint fraglich, ob Hir (Herde) richtig überliefert iſt.

20.

Dor löpt en lütten Hund
In de depen, depen Grund.
So deper as he löp,[1])
So höger höl he'n Stirt.

21.

Vör lewt (lebt es), in de Midd is't dot,
Achter it't noch Speck un Brot.

22.

Wüppup un Wappup, ver Ben un ken Stirt.

23.

Wot is witter as Speck,
Wot is ſwatter as Dreck,
Wot is hatter as Hurn,
Stickt ſcharper as Diſſeln un Durn?

24.

Wot geiht in'n Hult un deckt Tellers (ſetzt Teller hin)?

25.

Wot ligt in'n Hult un ſüt ut as'n aftagen (abgezogenes) Perd?

26.

Wot geiht in'n Hult un ſegt jümmer: „Hierher"?

27.

Wot geiht dört Hult un peddt ken Sprock (Reiſig) keputt?

28.

Rabicker, rabacker,
Löpt oewer den Burn ſinen Acker,
Hett mihr Ben
As hunnertunen.

29.

Wot makt mihr Sporn (Spuren) as en Hir Schap?

---

[1]) Vermutlich verdorben.

30.

Hickel, hackel[1]) dör den Hagen,
Hett ken Lif un hett ken'n Magen
Un hett doch Rüppen (Rippen).

31.

Unſe ulle griſe Grau[2])
Geiht alle Morgen ſo fröh in'n Dau,
Hett doch weder Fleſch noch Blot,
Deit doch alle Minſchen got.

32.

Dor ligt'n por Bröder tonewen (neben einander),
Wenn ſ' upſtaht, reckt ſ' an'n Hewen (reichen ſie an den Himmel).

33.

Wot is dat Blankſte in de Kark?[3])

Auch Rätſelſpiele kamen vereinzelt vor. So erzählte ein Kind dem andern:

Eimi un Speimi
De wahnen in enen Huſ',
Eimi güng 'rut,
Ken (Wer) blew dorin?

---

[1]) Vgl. mnd. hicken = hacken, zerren und das jetzt in der Heide gebrauchte Hickhackerê = das Zerhacken (beſonders von ſich bekämpfenden und ſchlechtmachenden Menſchen); andere Überlieferung hittel, hattel (vgl. hittelig = hitzig, aufgeregt).

[2]) Kuhnahme.

[3]) Die Auflöſungen für 1—33: 1. Die Zähne und die Zunge. 2. Der Faden beim Einfädeln. 3. Fingerhut. 4. Strickſtrumpf. 5. Die Schere, die das Leinen zerſchneidet. 6. Der Grapen. 7. Schneidelade. 8. Getreidekorn oder Mäuſedreck. 9. Der Hund Iſerland, deſſen Fell in die Pantoffeln gelegt iſt. 10. Hund, Katze, Dreſchflegel, die gemolkene Kuh. 11. Euterzitzen, die Finger, der mit dem Seil getragene und dabei „ſiepende" Eimer, das niederfallende Eimerſeil. 12. Kuh. 13. Das grunzende Schwein (Das öch klingt wie go'n Dag). 14. Igel. 15. Gans. 16. Die Ente (wenn ſie in die Tür kommt, hält ſie für nötig, ſich erſt noch zu bücken). 17. Die Henne mit den Küken. 18. Miſtkäfer. 19. Schiebkarre. 20. Der wagerechte Balken des Ziehbrunnens. 21. Der pflügende Bauer. 22. Froſch. 23. Die Elſter. 24. Kuh. 25. Der abgeborkte Baum. 26. Die Säge. 27. Sonnen- und Mondſchein. 28., 29. Der Regen. 30. Die vom Wind bewegten Blätter. 31. Windmühle. 32. Zwei Wagenſpuren. 33. Der Naſentröpfel des Paſtors.

Antwortete der Gefragte Speimi, so wurde er unversehens angespien (spei mi = spei mich an); wer den Scherz kannte, antwortete: Ei mi (streichle mich).[1])

Der Tag, wo die „Betkinder" (Be-kinner, vom Aufsagen des religiösen Lernstoffes, dem „Beten", so genannt) „aus der Schule kommen" sollen, steht bevor; es ist der Sonntag Palmarum, an andern Stellen der Grüne Donnerstag. In der letzten Zeit haben sie den Zurückbleibenden bunte Kränzchen mit einem Vers geschenkt, die aus einem Bilderbogen herausgeschnitten waren,[2]) und diese haben Stecknadeln als Gegengeschenke gegeben (Knöpnadels utgewen war der Ausdruck dafür). Unter Glockengeläute setzte sich am Konfirmationstage der Zug vom Pfarrhause aus in Bewegung. An der Spitze schritt der Geistliche, es folgten in Begleitung der Lehrer die Knaben der Kirchdorfs- oder Küsterschule und die der andern Kirchspielsschulen, immer zwei und zwei, hinter ihnen die Mädchen. Dichtgedrängt sahen die Menschen sie auf der Straße vorüberziehen. Die Kleidungsstücke waren in der Hauptsache die der Eltern oder älterer Geschwister, oder man hatte sie der Ersparnis wegen von Verwandten und Bekannten geliehen. Die Knaben trugen zu ihren blauen Beiderwandshosen Röcke, die fast die Erde berührten, und Cylinderhüte, die oft in Gefahr waren, über die Ohren zu rutschen. Weniger auffällig war bei geschicktem Einnähen die schwarzgefärbte Beiderwandtracht der Mädchen; um den Hals lag ein Kragen und ein schmales weißes Tuch, in alter Zeit trug man ein kreuzweis übergestecktes weißes Brusttuch. Dazu kam eine schwarze (oder weiße) Schürze und eine Pappmütze, deren weißer Atlas[3]) vielleicht schon ins Gelbweiße hinüberspielte; auf dem Gesangbuch lag ein weißes Taschentuch (Fig. 4). Unter den

[1]) In Westfalen kennt man eine ähnliche Neckfrage, dort heißen die beiden ami und slami (schlag mich), Woeste, Wb. d. westf. M., S. 6.

[2]) Erst später kamen die sogenannten Bibel-klewer auf, jene gummierten Bildchen zum Einkleben in die Bibel oder das moderne Poesiealbum.

[3]) Stellenweise wurden bei der Konfirmation schwarze Mützen mit weißem Strich getragen. Aber im ganzen genommen überwog das Weiß; konnte man doch in geistlichen Kreisen die übrigens nicht aufrecht zu erhaltende Ansicht hören, der Sonntag nach Ostern, der „weiße" Sonntag, habe seinen Namen daher, daß die konfirmierten Mädchen an diesem Tage nochmals in ihrer weißen Tracht zur Kirche gingen.

Klängen der Orgel und dem Nachdrängen der Gemeinde verſchwand der Zug in der Kirche und nahm auf den bereits bei der Beichte innegehabten Bänken vor dem Altar Platz. Am Nachmittage

Fig. 4. Am Tage der Konfirmation.

folgten die Beglückwünſchungen der andern Dorfbewohner; der am Morgen vom Pfarrer überreichte Gedenkſpruch wurde eingerahmt und fand unter dem Wandſchmuck ſeine Stelle. Das Leben der Schule lag hinter dem Kinde, und unmittelbar trat es hinüber in die Schule des Lebens.

Zweiter Abschnitt.

Knecht und Magd, Bräutigam und Braut.

Nach der Einsegnung wurden die Knaben zunächst Schäfer (Schêper oder Schaper), hierauf Klein- und dann Großknecht (Lütt-, Grot-knecht); die Bauersöhne dienten gewöhnlich auf dem Hofe des eigenen Vaters. Die Mädchen, besonders die aus niedrigem Stande (ut lütten Stand), übernahmen nach der Einsegnung gern in nichtbäuerlichen Familien eine Stellung als Kindermädchen, um etwas „umzulernen", dann wurden sie bei einem Bauern Lütt- und später Grot-magd; die Bauertöchter blieben bis zur Verheiratung auf dem väterlichen Hofe und ersetzten den Eltern die Mägde. Selbstverständlich nahmen die Söhne und Töchter der Bauern den Dênsten (Dienstboten) gegenüber eine bevorzugte Stellung ein, doch trat diese bei der Arbeit kaum hervor, und sie wurde auch sonst nicht leicht den weniger Begünstigten zum Bewußtsein gebracht. Stellenweise kam zu den beiden Knechten, wenn diese in erster Linie nur Ackerknechte sein sollten, ein besonderer, mit den Pferden betrauter „Fuhrmann", und in den ausgedehnten und besonders schafreichen Heidebezirken waren vielfach zwei Schäfer, ein Groß- und ein Kleinschäfer, angestellt, von denen jener die Mutterschafe, dieser die trocken stehenden und einjährigen Schafe zu weiden hatte.[1]) Dazu trat auf größeren Höfen der Imker, der in vielen Fällen ein jüngerer Bruder des Besitzers war.

Der Dienstantritt des Gesindes vollzog sich in festen Formen. Am Ostermorgen erfolgte die Auslöhnung der alten Dênsten, des alten Volks, se krêgen Lohn, wie der Ausdruck lautete; deshalb war es für die Gastwirte immer von besonderer Wichtigkeit, sich

[1]) So in der Raubkammer, vgl. Lün. Anz. vom 10. und 17. 9. 1904.

gerade für den zweiten Oſtertag, an dem die jungen Burſchen die Taſche voll Geld hatten, eine Tanzerlaubnis zu erwirken. In den nächſten drei Tagen ging das alte Geſinde ab, das neue zu (af-gahn, to-gahn). Die Dienſtboten wurden in der Regel von Oſtern auf Oſtern gemietet oder wiedergemietet; den Mietsvertrag beſiegelte und zwar immer nur auf ein Jahr das Miets- oder Gottesgeld[1]) (Mirgild, Gottsgild, mnd. mêde-, godes-gelt). Heute wird ein Taler als Mietsgeld gegeben, früher nur ein Achtſchilling- oder Achtgutegroſchenſtück (5 Groſchen oder 1 Mark). Wurde (was aber in der alten Zeit verhältnismäßig ſelten geſchah) das Gottesgeld „wieder gebracht", ſei es, daß ein Dienſtbote eine andere Stelle vorzog oder heiraten wollte, ſo pflegte der Bauer um des lieben Friedens willen nicht auf ſeinem Recht zu beſtehen. Am Vormittag einer der genannten Tage trat nun der neue Dienſtbote an, denn „nachmittags gehen die Faulen zu", 's Nomdags gaht de Fulen to. Da hieß es: „Goden Dag, künnt Ji noch en Knecht bruken, anners mut ik wol en Hus füdder (weiter) gahn." „Ne, du kannſt hier bliwen, we hebbt noch enen nödig." Der Dienſtbote trug nur ein kleines Bündel unter dem Arm mit Arbeitszeug, das beſſere Zeug hatte er an; alles übrige befand ſich in der flachen Eichenlade, ſtatt deren manche auch ſchon einen gewöhnlich tannenen Koffer mit gewölbtem Deckel beſaßen.[2]) Koffer oder Lade wurde dann nachträglich am folgenden Sonntag, dem witten Sünndag oder Kuffer-dag, mit dem Geſpann des neuen Dienſtherrn geholt. Schon in aller Frühe begann in den Heidedörfern das Hinundherfahren. Die Magd, deren Sachen geholt werden ſollten, ſtieg bei dem Knechte auf; ſie hatte für ihn

[1]) Der Ausdruck ſtammt daher, daß das Handgeld urſprünglich „gottesdienſtlichen Zwecken oder den Armen zugute kam", vgl. Lübben — Walther unter godes-pennink.

[2]) Die Deckel waren inwendig gern mit Bildern ausgeklebt, Darſtellungen aus dem Leben Chriſti, einem Bild der heiligen Genoveva u. dgl. Oben in der Lade, rechts oder links, war ein viereckiger Kaſten mit einem Deckel angebracht, de Bila' (mnd. bi-lade). In dieſer Beilade verwahrte man, da es noch keine Kommode gab, ſeine Koſtbarkeiten, insbeſondere die Mädchen ihre Schmuckſachen, ſeidenen Tücher und beſten Schürzen. Daher ſagte man von einem beſonders ſchmucken und ſauberen Mädchen: ſe geiht ſo ſnicker, as wenn ſe ut de Bila' nommen is.

und ihre bei dem Aufladen ebenfalls behilflichen früheren Mitknechte eine Flasche Branntwein gekauft. Auch die zugegangenen Knechte holten an diesem Tage ihre Sachen, und so rasselte es von früh bis spät.

Wir wenden uns nunmehr der Arbeit des männlichen Gesindes zu, zunächst dem Kuhhirtenamt. Die Stellung des Kuhhirten hängt aber eng mit den Markverhältnissen zusammen, und daher wird hier die geeignete Stelle sein, diese wenigstens mit einigen Strichen anzudeuten. „Gemeinde" (mnd. gemênte, auch mênte, mênde) bezeichnete in alter Zeit den „gemeinsamen" Besitz einer Markgenossenschaft oder die „gemeinsamen" Besitzer, die Markgenossen. Aus den Markgenossenschaften sind vielfach die modernen Gemeinden hervorgegangen, doch haftet diesen von dem alten Sinn des gemeinsamen Besitzes, der gemeinsamen Besitzer so gut wie nichts mehr an. In bestimmten Zeiten wurden die Markgenossen zur Gemeindeversammlung, dem Holting (Holz-thing, d. h. Holzversammlung), entboten, denn das Holz spielte in den Verhandlungen eine große Rolle, wie denn der Wald oft, ja wohl meistens den Mittelpunkt der Marken gebildet hat. In diesen Gemeindeversammlungen der früheren Jahrhunderte wurden durch Beschlüsse der Genossen, die uns in den Weistümern oder „Holzordnungen" (mnd. holtings ordeninge)[1]) erhalten sind, alle wichtigeren Gemeindeangelegenheiten geregelt. Diese Weistümer sind in geschichtlicher, rechtlicher, sprachlicher und kulturgeschichtlicher Hinsicht überaus wichtige Quellen. Die Festsetzung der Markgrenzen, die Abgrenzung eigener und fremder Rechte, das Anrecht an Holz, Weide und Mast, Jagd und Fischerei, Fragen des Bienenrechtes, des Pfandrechtes, die Wiederherstellung eigenmächtig verrückter Grenzen, das Eigentumsrecht an Windbrüchen, die Verhängung von Strafen — kurz die mannigfachsten Angelegenheiten der Mark oder, wie man auch sagte, des „Gôs" (Gaues) fanden ihre Erörterung. Und wie kernig ist die Sprache dieser Versammlungen, wie urwüchsig und sinnreich

[1]) Es unterliegt keinem Zweifel, daß manche dieser alten Gemeindebeschlüsse der Forschung noch nicht zugänglich gemacht worden sind. Gemeindevorsteher, Holzgeschworene und überhaupt die von dem Vorhandensein solcher alten Holz- oder Gemeindeakten Unterrichteten würden mich durch eine Mitteilung zu großem Dank verpflichten.

ſo manche dieſer Beſchlüſſe! Als einſt das Holting des „Truwaldes“ (Druhewaldes), der zwiſchen der Aue und der Luhe liegt und zu dem Biſpingen, Steinbeck und ſieben andere Dörfer als Markgenoſſenſchaft gehörten, dem Herzog von Lüneburg den „Erdboden“, den Grund und Boden des Waldes, zuerkannt hat, beſchließt es weiter, wenn jener durch den Truwald „tue“, ſolle er auf der einen Seite des Waldes einen Kranz brechen; der Kranz auf dem Haupte deutete nämlich den Herrſcher an! Wan ſeine fürſtliche Gnaden up der andern ſiden webder ut dem wolde thuet, ſchal he den kranz webder in den wold werpen und dancken dem wold (Grimms Weist. IV S. 700). Als 1634 die Holtingsleute zu Winſen an der Aller über die Berechtigung des gnädigen Fürſten und Herrn von Celle an ihrer Schweinemaſt verhandeln, erkennen ſie, er ſei berechtigt „zu voller Maſte, ſo mannich Schwein unter dem Baum, ſo mannich Bladt darauf ſitzen“ (a. a. O.).

In der Zeit nun, die uns beſchäftigt, war das urbar gemachte Land längſt aus dem gemeinſamen Beſitz ausgeſchieden, die Markgenoſſen hatten es — wohl ſchon vor langen Jahrhunderten — unter ſich aufgeteilt. Dagegen befand ſich im gemeinſamen Beſitz der alten markgenöſſiſchen Familien einmal noch der Wald; freilich nicht in allen Gemeinden, denn manche, zumal ſolche, denen nachläſſige Bewirtſchaftung des Waldes nachgewieſen werden konnte, hatten ihn im Laufe der Zeit an den Landesherrn abtreten müſſen, dieſe und jene ihn auch unter ſich ſelbſt aufgeteilt. Neben dem Walde wurde aber von der Gemeinde ein größerer Teil der Mark nach wie vor gemeinſam beſeſſen, der beſonders als Weide und zur Gewinnung von Heide, Plaggen und Torf benutzt wurde; die volkstümliche Bezeichnung dieſes nicht urbar gemachten Teiles war de Wildnis. Auf dieſem gemeinſam beſeſſenen Gebiet wurden nun die Kühe[1]) eines Dorfes gemeinſam geweidet; bei den Schafen war das gemeinſame Weiden durch die große Zahl natürlich ausgeſchloſſen. Da die Marken der einzelnen Dorfſchaften und Gemeinden vielfach nicht feſt abgegrenzt waren, ſo hüteten die Hirten

[1]) In älterer Zeit beſaßen manche Gemeinden auch einen gemeinſamen Schweinehirten, der die Schweine beſonders in den Wald auf die Eichelmaſt zu treiben hatte.

auch in die fremden Gemarkungen hinein; an vielen Orten bestand aber die Bestimmung, daß sie bis zum Sonnenuntergang eingetrieben haben mußten. Den neuen Ansiedlern (Brinksitzern, Anbauern u. s. w.) gegenüber schlossen sich die Markgenossen oder, wie man sie nach dem Gemeindewald[1]) gern nannte, die Holzinteressenten, fest zusammen, und es bildete und erhielt sich so eine Realgemeinde innerhalb der modernen politischen. Trotzdem wurde den späteren Ansiedlern, wie schon von alters her den Häuslingen, wohl durchweg die Mitbenutzung der „Wildnis" gestattet; ihr Vieh weidete mit, sie durften sich Heide und Plaggen, stellenweise auch Holz hauen und Torf graben, ein Entgegenkommen, das sich hier und da später rächen sollte. — So etwa sah die Mark in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus. Den Anstoß zu einer Änderung gab besonders die große Zersplitterung des Privatlandes; die sogenannte Verkoppelung ordnete in der Mitte des Jahrhunderts diese Verhältnisse in durchgreifender Weise und gab dem einzelnen Besitzer statt der vielen zerstreuten Streifen einen mehr zusammenhängenden Besitz, gewöhnlich einige größere Koppeln. Damals wurde aber auch die „Wildnis" aufgeteilt, und hier und da haben nun auch die späteren Ansiedler bei der Aufteilung dieses Restes der alten Markgenossenschaften auf gerichtlichem Wege und jedenfalls stellenweise mit Erfolg Ansprüche geltend gemacht. —

Der Dorfkuhhirte hieß Koh-hîr, Koh-hêr oder Koh-hĕr (von mnd. herde Hirt); man bezeichnete die Einrichtung, indem man sagte: Dor is en Kohhîr oewert Dörp. Der Kuhhirte bewohnte unentgeltlich ein der Ortschaft gehöriges Haus, die Kohhers-kat, durfte eine eigene Kuh frei mitweiden und erhielt für jede Kuh einige Groschen als Lohn; auch bekam er etwas Land und eine Wiese, damit er im Winter Heu hatte. Frühmorgens blies er auf seinem Horn und rief zwischendurch: Lat't de Köh ut! Die Ställe öffneten sich, und der Hirte trieb aus, um erst am Abend zurückzukehren. Einen Nebenverdienst erwarb er sich dadurch, daß er da, wo die Kühe ihre Mittagsrast zu halten pflegten, einen Dunghaufen (eine Miet') anlegte, den er später verkaufte; er

[1]) War ein solcher nicht mehr vorhanden, so fiel damit allerdings ein wesentlicher Anstoß zur Entstehung einer Realgemeinde fort.

besaß ausdrücklich das Recht des Plaggenhiebs für diesen Zweck. Wenn er einen Besitzer auf eine brünstige Kuh aufmerksam machte, bekam er am anderen Morgen von diesem zwei gekochte Eier als Geschenk mit. Ließ ein Bauer seine Kühe durch einen Knaben oder ein Mädchen besonders hüten, was, wie wir sehen werden, später die Regel wurde, mußte der Hirt oder die Hirtin den Dung der Kühe im Koetel-korf mit nach Hause bringen. Darauf hielt der Bauer streng; ließ er doch auch jeden Kuh- und Pferdedreck vor seinem Hause zur Miete schaffen und führte gern das Wort im Munde: Hef ik kenen Meß, krieg ik ken Kurn!

Die Dorfhirten der alten Zeit hatten vielfach bestimmte Plätze, an denen sie zusammentrafen und Neuigkeiten austauschten. Durch sie wurde nicht selten die Kunde von großen Ereignissen in die abgelegenen Heidedörfer getragen. Stellenweise hat im Lüneburgischen ein Zusammenschluß der Ochsenhirten[1]) bestanden: an ihrer Spitze stand der erste Heerjunge, „der stärkste, der einige Wochen vor Pfingsten in einem Wettringen alle anderen besiegt hatte. Man lagerte unter ein paar dicken Weidenbäumen, an denen die Ranzen hingen, um einen Spring (Quell), in dem ein hölzernes Trinkgefäß zu jedermanns Gebrauch lag. Wurfspiele mit ihren Hirtenkeulen und Messerspiele, genau dieselben, die noch die Hirten am Brenner treiben, füllten ihre Muße."

Mit der Verkoppelung hörte die gemeinsame Weide und das gemeinsame Weiden auf. Jeder Bauer ließ seine Kühe vormittags und dann nach einer Mittagspause wieder nachmittags auf die eigene Weide treiben. Aus Sparsamkeitsrücksichten übertrug er das Amt einem noch nicht konfirmierten eigenen Kinde,[2]) dem Sohne oder auch der Tochter. Hatte er kein heranwachsendes Kind, so mietete er für die Sommermonate einen Sohn anderer Eltern, der zum Winter wieder zu den Seinigen zurückkehrte. Neuerdings be-

[1]) Nach E. H. Meyer 137. Der „erste Heerjunge" ist aber wohl nicht der „Herrjunge", sondern „Hirtenjunge" (mnd. herde Hirt).

[2]) Zuerst hüteten die Kinder nach dem Vorbild des früheren Gemeindehirten den ganzen Tag. Nach allerlei Maßnahmen, die wieder einen ordnungsmäßigen Unterrichtsbetrieb herbeiführen sollten, einigte man sich auf die Mittagsschule (S. 45). Später wurde der Besuch der Schule an bestimmten Vormittagen verlangt.

kleiden vorzugsweise konfirmierte[1]) Knaben den Kuhhirtenposten: es hängt das einmal damit zusammen, daß nicht mehr so leicht wie früher Befreiung vom Schulbesuch für das Hüten zu erhalten ist. Ferner damit, daß die landwirtschaftliche Arbeit sich bedeutend vermehrt hat, so daß neben den Knechten ein konfirmierter Küher auch im Winter genug Arbeit findet, z. B. beim Füttern und Abwarten der Kühe und dem Holzhacken. Durch diese Arbeit wird er gleichzeitig für den späteren Posten eines Kleinknechtes vorgebildet. Nämlich der Stand des Schäfers, in den früher der konfirmierte Knabe zu treten pflegte, hat sich fast gänzlich aufgelöst. Das führt uns zur Schäferei.

Der Bauer hatte eine Herde von wenigstens 100—150, stellenweise 500—600 Schafen, unter denen die grauwolligen Heidschnucken mit ihren schwarzen Beinen und den rückwärts gebogenen Hörnern am schwarzen Kopf durchaus überwogen. Der Schafstall (Schapkawen) stand gewöhnlich außerhalb des Dorfes,[2]) mitten in einer großen Heidkoppel; so konnten die Schafe aus dem Stalle sofort auf die Weide gehn. Der Stall einschließlich der Sparren war aus Eichenholz gearbeitet; er hatte ein Strohdach und niedriges Fachwerk mit gezäunten Wänden (Tün-wann') und Lehmschlag; den Zugang bildete außer der Großen Tür eine kleinere Seitentür, durch die der Schäfer aus- und einging. Der Schäfer mußte morgens erst die Kühe mitfüttern und dann Plaggen hauen, denn zweimal in der Woche wurde der Stall des wertvollen Düngers wegen mit zwei Fuder Plaggen, gelegentlich statt dessen mit einem Fuder Heide, gestreut. Gegen acht Uhr wurden die Schafe ausgelassen, und nun ging es mit Geblök in die Heide. Der Hund hielt die Ordnung aufrecht, der Schäfer strickte (Fig. 5). War ein Tier unfolgsam, so griff dieser nach der im Arm gehaltenen Schafschaufel (Schap-schüffel), hob mit ihrem schaufelförmigen Ende etwas Erde auf und schreckte es so. Mittags ging es heim, gegen zwei Uhr wurde wieder ausgetrieben. Dies änderte sich im Winter, wo

[1]) Wo heute noch unkonfirmierte Knaben als Kuhhirten begegnen (sogenannte Sommerküher, da sie im Winter zu ihren Eltern zurückzukehren pflegen), werden die Kühe nur nachmittags (in der schulfreien Zeit) ausgetrieben.

[2]) Ein solcher hieß auch Buten-kawen (Außenstall), z. B. in der Raubkammer, Lün. Anz. 3. 9. 1904.

das Wetter vielfach zur Stallfütterung (In-foërn, Daheimfuttern) nötigte. Der Schäfer pflegte dann früh vom Bauerhauſe auf ſeiner Forke mehrere Bunde Buchweizen- und Erbſenſtroh mitzubringen, auch ungedroſchene Roggengarben, die er von dem ihm auf dem Boden angewieſenen Haufen genommen, zuweilen auch von dem übrigen Beſtande fürſorglich entwendet hatte. Mittags pflegten die Schäfer auf einige Zeit auszutreiben; oft hatten ſie ſich dann, wenn die

Fig. 5. Strickender Schäfer.

offenen Schuhe nicht genug wärmten, die Beine bis zu den Knieen hinauf mit Halmen bewickelt. In manchen Gegenden „kruckten" die Schäfer, d. h. ſie beſeitigten mit der Kruck (einem breiten Brett mit Stiel) den Schnee, daß die Schafe an den durchlugenden Stengeln herumknabbern konnten. Für ſchädlich galt es, die Schafe in den Reif hinauszulaſſen (in den Ripp dröfen de Schap nich gahn). Der Brauch des nächtlichen Hürdens, bei dem der Schäfer in der mit Rädern verſehenen Schäferkarre oder Schäferhütte (Scheper-kor, Scheper-hütt) ſchlief, während die Schafe eingeheckt waren, herrſchte mehr in den ſüdlichen Heidegegenden.

Außer den bisher angegebenen Pflichten hatte der Schäfer zu Hause noch in den Schweineställen zu ſtreuen und die Feuerung „anzuliefern". Trotzdem führte er im Vergleich zu den Knechten ein bequemes Leben, der Ruf der Faulheit umgab ihn. Spottend ſang[1]) der Kuhhirte zu ihm herüber:

Scheper, Scheper, Lulei,[2])
Stinkt as en ful Ei,

worauf der Schäfer erwiderte:

Kohhir, Kohhir, Sleperjahn,
Lät de Köh to Schorn (Schaden) gahn,

aber vom Kuhhirten klang es zurück:

Scheper, Scheper, dudeldei,
Lät de Schap in unſe Wei' (Weide).

Manche Schäfer nützten allerdings die viele freie Zeit aus: ſie fertigten aus den Stengeln der Heide Bürſten zum Reinigen der Küchengeräte (Heid-böſſen oder Heid-ſchrupper), flochten Körbe und verkauften dies alles; auch machten ſie von Zeit zu Zeit einen Heidebeſen (Heid-beſſen), wie ihn die Kinder beim Spielen gebrauchten. Mit Vorliebe ſtrickten ſie Strümpfe, teilweiſe für die Familie des Bauern und ſich, teilweiſe zum Verkauf. Beim Beginn ſeiner Laufbahn erhielt der Schäfer von ſeinen Eltern ein trächtiges Mutterſchaf, eine Ewe, und er durfte dieſes und ſeine Nachkommen (gewöhnlich bis zu fünf Schafen[3]) oder Lämmern) mitweiden und aus ihnen (durch Verkauf der Wolle, der Tiere) jeden nur möglichen Gewinn ziehen. Waren die Eltern zu arm, ſo wurde gewöhnlich ausgemacht, daß er ſich ein Schaf aus der Herde des Bauern ausſuchen, dieſes aber auf ſeine Beſoldung angerechnet werden ſolle. Dem Schäfer gehörte auch jedes totgeborene oder krepierte Lamm der Herde; gewöhnlich löſte er vier Schilling

[1]) Auch hier begegnen wieder die Töne c, d, c, a, vgl. S. 34.

[2]) Derſelbe Zuruf im Braunſchweigiſchen, Andree 215. Lulei bedeutet Faullenzer, vgl. Brem. Wb. III 98 (unter Lülei).

[3]) In der Südheide durfte der Schäfer weit mehr Schafe bei der Herde haben, ſtellenweiſe ſechzig; nach einem aus der Raubkammer ſtammenden Bericht (Lün. Anz. 10. 9. 1904) ſtand dem Großſchäfer das Mitweiden von zwanzig Schafen zu.

für das Fell. Eins verdroß die Schäfer in ihrem Berufe: sie wurden nie, wie die Knechte, mit ihrem Vornamen, sondern immer nur mit Scheper angeredet; auch in der dritten Person hieß es stets: de Scheper. Trotzdem blieben manche Schäfer ihr ganzes Leben ihrem Berufe treu, während andere nach etwa drei Jahren Kleinknecht wurden.

In manchen Gegenden kannte man eine eigenartige Verwendung des Schafmistes. War eine neue Lehmdiele gemacht, so ließ man die Schafe die nächste Nacht auf ihr ruhen. Am andern Morgen wurden die Schafe hin- und hergetrieben: der dann fallende Mist und der Harn waren vortreffliche Bindemittel für den Lehm,[1]) den man nunmehr mit dem Del-klopper (= Dielenklopfer, einem mit schräger Handhabe versehenen Brett) niedertrieb (dal drew). Auch Geldgewinn wurde durch ein derartiges Misten erzielt: der Schäfer erhielt stellenweise eine Vergütung, wenn er seine Herde längere Zeit auf einem bestimmten Stück Land „einheckte".

Zweimal im Jahre, im Frühjahr und im Herbst, wurden die Schafe gewaschen und geschoren. Zum Waschen heckte man einen Platz ab, der eine Wassergrube oder einen kleinen Teich einschloß.[2]) Auf dem festen Boden standen der Bauer, die Knechte und der Schäfer, mit langen Stiefeln angetan und die grobleinene Wind- oder Sludderbüx (= Schlotterhose, mnd. sluren = schlottern) übergezogen. Die Schafe wurden der Reihe nach, zur Zeit etwa 3—4, ins Wasser geworfen, abgerieben und in den Stall gebracht. Mehrere Tage später folgte das Scheren mit der Schafschere (Schap-schir);[3]) die Heidschnucken hatten ein, spanische Schafe zwei bis drei Pfund Wolle.

Der Wollhandel brachte den Landleuten einen guten Gewinn. Die Wolle, die sie nicht zum eigenen Bedarf nötig hatten, wurde

---

[1]) Auch wurde mit Kuhmist angerührtes Wasser über den Lehm gegossen und gefegt, nachdem vorher die Pferde darauf hin- und hergetrieben worden waren.

[2]) Stellenweise wurden die Schafe auch durch Flußwasser gejagt.

[3]) Mit derselben Schere wurden den männlichen Familienmitgliedern die Haare geschoren: ein irdener Topf wurde übergestülpt und nun das langgekämmte Haar, so weit es hervorstand, rings abgeschnitten. Das Haar bekam dann etwa das Aussehen des sogenannten Polkahaars.

in die Stadt zum Kaufmann gefahren, und sie kauften dafür ein. So war es eine Art Tauschhandel. Jeder Kaufmann hatte seine festen Wull-buern und dadurch eine feste ländliche Kundschaft. Da die Schafe sich rasch und reichlich vermehrten, war der Landmann auch in der Lage, die Schafe selbst in großer Menge zu verkaufen: oft trieb er 60—70 Stück auf dem Markt an, andere kaufte ihm der Schlachter ab, der sie nach Bedürfnis nach und nach abnahm. In Buxtehude wurden im Laufe des Sommers nicht weniger als sechs Schafmärkte abgehalten, die weit und breit berühmt waren, zumal auch Kühe, Schweine und Gänse zum Verkauf kamen. Mit den Männern waren die Frauen dort, alles handelte und verkaufte, und manches Stück Geld blieb sofort bei den Budenbesitzern und den Kaufleuten. Diese Schafmärkte, deren Termine feststanden, genossen in der ganzen Umgegend solches Ansehen, daß sie sogar als Zeitbestimmungen dienten: De Dirn is twischen dat irst' un twet' Schapmark geburn oder Dat wür na dat föft' Schapmark, as unf' Vader dot blew.

Der Wollverkauf hat den Schäfer unseren Augen etwas entrückt, aber Wollpreise und Schäfer standen doch in einem innigen Zusammenhang. Als nämlich der Wettbewerb der ausländischen Wolle einsetzte und auf die Preise der inländischen Wolle drückte, als der Bauer — besonders nach der Verkoppelung — vernunftgemäßer und vorteilhafter zu wirtschaften lernte, trat jene Änderung ein, deren oben schon gedacht worden ist. Die Schafzucht ging nach und nach zurück, die Schafställe begannen leer dazustehen,[1]) und der Stand des Schäfers verschwand mehr und mehr. Die konfirmierten Knaben ergriffen, wie erwähnt, nicht mehr den Schäferberuf, sondern waren etwa vom 14. bis 16. Jahre Kuhhirten, um dann zum Kleinknecht aufzurücken.

Der Kleinknecht hatte im Kuhstall zu streuen, das Futter für die Kühe anzuliefern und Wasser zu holen. Ferner hatte er das Ochsengespann unter sich, das aber besonders in der Saatzeit der Bauer in Anspruch nahm.

Dagegen kamen dem Großknecht die Pferde zu, für die er auch

[1]) Dies gilt zunächst nur, wie ausdrücklich hervorgehoben sei, für den Nordwesten. Im gesamten Regierungsbezirk Lüneburg zählt man noch 172651 Schafe, darunter etwa 100000 echte Schnucken, Nieders. 9 (1903), 62.

(ebenso wie für die Ochsen) das Hackels, den Häckerling (mnd. hackelse, eigentlich „gehackte Spreu"), schneiden mußte.

Der Bauer half nach Bedürfnis bald hier, bald da mit; insbesondere besorgte er das Säen.

Die Stellung des Häuslings (Hüssel, mnd. hûsle), unter dem der Hintersasse eines Hofbesitzers (Höfners) zu verstehen ist, hat sich allmählich geändert. In alter Zeit wohnte er für seine Dienste umsonst und erhielt umsonst das ihm zugewiesene Land bestellt, auch hatte er gewöhnlich das Mitweiderecht für eine Kuh. Allmählich änderte sich dies Verhältnis dahin, daß der Häusling für sein Haus Miete (Hûr, mnd. hure) und für die Ländereien Pacht zahlte[1]) und ebenso für die von ihm geleistete Arbeit tageweise bezahlt erhielt;[2]) auch der Bauer berechnete sich die Bestellung des Häuslingsackers. So ist der Häusling mehr und mehr zu einem Tagelöhner geworden, das alte Verhältnis hat sich gelockert, und es ist nichts Seltenes, daß ein Häusling seine Stellung aufgiebt und in die Dienste eines anderen Bauern tritt. Die Arbeitskraft des Häuslings gehört aber auch jetzt noch in erster Linie dem Bauern. Nur wenn dieser ihn für den folgenden Tag ausdrücklich freigiebt (die gewöhnliche Wendung ist: brukst mi morden nich to hilpen), darf er einen anderen Dienst übernehmen (sik verseggen, sik ut-seggen).

Einen großen Teil des Jahres nahm das Heidehauen die Knechte und den Häusling in Anspruch. Man hieb und haut die Heide, d. h. die sogenannte Sandheide, mit einer kurzstieligen Sichel, der Heid-lehn.[3]) Die Linke schiebt mit einer kurzen eisenzähnigen Harke (Heid-hark) die aufgestapelten Plaggen weiter (Fig. 6). Die gehauene Heide bleibt in Diemen zu 5—7 Plaggen bis zum

[1]) Für Haus und Wiese jährlich etwa 8—10 Taler; das Ackerland wurde besonders bezahlt.

[2]) Früher im Sommer 50, im Winter 25 Pfg., seit etwa 1890 für jeden Arbeitstag 1 Mk. Die Frau erhielt früher für einen Tag im Sommer zwei Groschen; im Winter pflegte sie nicht zu helfen, sondern saß beim Ofen und spann.

[3]) mnd. lê, lêhe die größere (!) Sense, in demselben Sinne noch heute z. B. in Bederkesa (bei Bremen) de Leh (Niedersachs. 8, 228). In mnd. Zeit entsprach der Heidlehne wohl segede, sichte „Schlagsichel, um Plaggen zu hauen."

Aufladen liegen. Im Gegenſatz zu den Heid-plaggen werden die Gras-plaggen mit der Zwicke (Twick)[1]) gehauen, einer Hacke, in deren Eiſen ſenkrecht ein längerer Stiel ſteckt (vgl. ebenfalls Fig. 6). Die Grasplaggen werden länger gehauen, die Diemen ſind alſo größer. Auch die Heide kann man[2]) mit der Zwicke hauen,

Fig. 6. Beim Heidehauen.

beſonders die Moorheide (Moor-hei); hierbei wird wie bei den Grasplaggen ein Stück der Erdkrume (en Palten Jr) mit fortgenommen. Die Moorheide muß im Sommer gehauen werden, ſie bleibt aber das ganze Jahr zum Streuen verwendbar und iſt

[1]) Im Mnd. twicke, im Stadiſchen ſagt man Quick.

[2]) Bei Verpachtungen wird gewöhnlich in dieſer Hinſicht eine beſtimmte Abmachung getroffen.

besonders dadurch wertvoll, daß sie die Jauche hält; die Sandheide kann man zwar jeder Zeit hauen, sie muß aber sofort gestreut werden und läßt vor allem die Jauche durch.

Um eine bestimmte Fruchtfolge kümmerte man sich noch wenig. Das ausgenutzte, nicht mehr ertragfähige Land blieb brach (in de Brak) oder, wie man in der Gegend der Raubkammer sagte,[1]) als Legde (unbenutzt liegendes Land, vgl. mnd. lêgede Niederung) liegen und wurde als Weide benutzt, bis es sich erholt hatte.

Die landwirtschaftlichen Geräte zeigten weit weniger Eisen als heute. So wies auch am Pfluge, den übrigens ein gescheiter Bauer sich selbst machte, nur die tiefer und flacher[2]) einzustellende Höft-sahl (Hauptsohle) Eisen auf; auch das Tau, an dem die Schwengel befestigt werden, bestand ganz aus Holz; mit dem eigentlichen Pfluge war es durch gedrehte Weiden[3]) verbunden. Der Pflug (oder, wie der Bauer der Heide gern sagt, „die" Pflug, denn Plog war schon in alter Zeit überwiegend weiblichen Geschlechtes) wollte zunächst nicht gut „angreifen"; war er aber erst in der Erde, dann ging er so leicht nicht wieder heraus. Der Bauer konnte ihn ruhig eine Zeitlang loslassen und sich gemächlich seine Pfeife anzünden. Der rechte Stert (Pflugsterz) war ein starker Stock; er diente zu allen möglichen Dingen, zum Halten des Pfluges, zum Einstoßen des Düngers, zum Anspornen der Pferde. Als Egge (Äg', genauer Äch) diente auch nur die hölzerne, die sogenannte Schott-äg'; das Wort bedeutet nicht „schottische Egge", wie es gelegentlich in Verkaufsanzeigen lautet, sondern wird auf eine Form zurückgehen, die der des Schottes, des hinteren oder vorderen Wagenverschlusses, geglichen hat; die Bezeichnung der später eingeführten eisernen Egge als Schrât-äg' bezieht sich lediglich auf die schräg (schrât) eingesetzten Zähne.

Ebenso fehlten den Rädern der Wagen die eisernen Reifen

---

[1]) Lün. Anz. 17. 9. 04.

[2]) Flacher beim sogenannten Schälen, Sträken oder Falligen (Felgen), dem flachen Umpflügen nach der Ernte.

[3]) Im Braunschweigischen wird die Verbindung durch einen eisernen Ring hergestellt, der wê'e heißt. Andrees Vermutung (242), daß dieser Bezeichnung die ursprüngliche Verwendung von Weidenruten zugrunde liege, wird durch obiges bestätigt.

noch; auch die Achsen bestanden aus Holz; vorgesteckte Lünzen, hölzerne Nägel, hielten die Räder auf den Achsen fest. Die Arten der Wagen sind bis heute im ganzen unverändert geblieben. Da gab es den Düngerwagen (Meß-wagen)[1]) mit einem hohen Brett, der Meß-lidder (Dungleiter), und einem niedrigen, dem Blangenbrett oder der Flech oder Flechen (mnd. vlechte, also eigentlich ein Flechtwerk meinend, aber bereits in mnd. Zeit von hölzernen Wagenbrettern gebraucht, wie ähnlich bei der Meßlidder die ursprüngliche Beziehung auf die Leiterform längst vergessen ist). Daneben hatte man einen Schott-wagen mit gleich hohen Brettern (Schott-brä), zwischen die hinten und vorne ein nach unten schmäler werdendes Brett, dat Schott (mnd. schot Verschluß, Schiebetür), als Abschluß eingelassen wurde. Die Leitern dieses Wagens waren gewöhnlich bunt (weiß und grün, weiß und rot) angestrichen. Der Wagen diente zur Beförderung mancher Lasten (z. B. des Viehs, des verkauften Torfes); auf ihm fuhr die Familie auch zur Kirche (Fig. 1). Der Heu- oder Erntewagen wurde wie heute in der Weise hergerichtet, daß man einen Wagen auseinandernahm und zwischen Vorder- und Hintergestell ein längeres Verbindungsstück, den Lank-wagen, schob; auf den Wagen wurden die strahlenförmigen, der nunmehrigen Länge entsprechenden Hau-liddern (Heuleitern) gesetzt;[2]) zum Einfahren des Heus gehörten noch der Binner-bôm und die zu seiner Befestigung vorn und hinten dienenden Stricke, der Vör- und der Achter- oder Na-rêp; beim Einfahren des Getreides bedarf man im Lüneburgischen, weil die Garben mit der Ährenseite fest nach innen gedrückt (in-stukt, eingestaucht) sind, keines Bindebaumes, sondern nur eines Binner-rêps, zum Festhalten der letzten Garben, im Gegensatz zum Stadischen, wo die Garben kreuzweise gelegt werden und daher weniger fest liegen. Der verlängerte Wagen diente auch zum Fahren der trockenen Heide, die in den Heid-hümpeln aufgespeichert wurde; bei der

---

[1]) Fuhr der Bauer ohne Uptüg (Aufzeug), d. h. ohne Seitenbretter oder die nachher zu nennenden Heuleitern, so hieß der Wagen ein Rungenwagen, nach den Wagenrungen.

[2]) Schon im Mnd. stand de lange wagen (Erntewagen) dem korten wagen (Mistwagen) gegenüber.

frisch gehauenen und daher noch nassen und zu schweren Heide fand ebenso wie bei Plaggen der Mistwagen Verwendung.

Von den Pferden hieß das linke das Turhands- oder Nahst-perd, auch Towardsen-perd, Bezeichnungen, die vielleicht auf die z. B. bei den stadischen Marschbauern noch heute bekannte Sitte zurückgehen, daß der Bauer das linke Pferd als Sattelpferd benutzte, wodurch dieses ihm „zur Hand", „zunächst", „zugekehrt" war; das rechte Pferd führte den Namen Afwartsen-perd, auch kurz de Afwardste, also das „abgekehrte" Pferd, woher denn afwartsen Sit strichweise geradezu so viel wie „rechte Seite" bedeutet. Zu dem über den Rücken geworfenen Teil des Pferdegeschirrs (den Sälen) gehört einmal das Bost-blatt, das zum Ziehen dient. An die Weichen legt sich das Lanken-stück (mnd. lanke Weiche, Seite). Von dem am Ende des Kammes sitzenden Kamm-deckel mit den drei Ringen läuft nach unten der Bauchgurt (Bûk-gött), der das Geschirr unter dem Leibe festschnallt; der Schwanz wird durch den Stirt-remen gezogen. Dazu kommen Kopp-tüg oder Tôm (Zaum), Toegel (Zügel) und Schô-klappen (Scheuklappen). Das Leitseil (Lei oder Leit) war drêstrippt; mit zwei Strippen wurde das linke Pferd, das rechte mit einer gelenkt.

Ehe wir die Arbeit der Männer verlassen, noch ein Wort über die Mähgeräte. Zum Mähen des Heus und des Getreides dient die lange Sense (Sêssel). Der Sensenbaum, das Holzgerät, an dem das Eisen befestigt ist, heißt bei der Getreidesense im besonderen dat Haken-tau,[1]) d. h. Hakengerät, von den drei gleichlaufenden spitzen Haken, mit denen das gemähte Korn weitergeschoben wird, bis man es zum Binden fallen läßt, bei der Grassense de Grasbôm. Zum Scharfmachen (Horen, Haaren) der Sense (vgl. Fig. 7) dient das Haargerät (Hor-tüg): die Kante wird auf den in die Erde getriebenen Hor-ambos gelegt und mit dem Hor-hommer geklopft. Der Sensenbaum ist dabei in die gabelförmige Spitze eines Hor-stütten (Stütze zum Haaren) gelehnt. Während des Mähens wurde die Sense mit dem aus porösem, verwittertem Zaunholz eigenhändig hergestellten und mit Sand eingeriebenen Sêssel-strick (von mnd. striken schärfen) scharf gehalten.

[1]) Ein solches zeigt Fig. 9.

Den Übergang zur Arbeit der Mägde bildet passend die Gewinnung des Torfes, bei der Knecht und Magd zusammenwirkten. Im Frühjahr, sobald der Acker bestellt war, rüstete die Bauerfrau eine Reihe Tage nacheinander das Gesinde frühmorgens mit Lebensmitteln für die Arbeit im Torfmoor aus. Nach dem Moor war

Fig. 7. Der Knecht hort (schärft seine Sense).

es oft ein stundenweiter Weg, daher galt es, die Arbeitenden für den ganzen Tag zu versorgen. Die Großmagd trug eine Kruke voll Kaffee, der Knecht am Riemen eine viereckige, aus breiten Spänen geflochtene Deckelkiepe (Tower-kiep) mit Brod, Butter in hölzerner Büchse, Schinken, Speck und Eiern.

Die oberſten Schichten einer Torfkuhle lieferten den loſen Torf, die ſogenannten Schuppen. Den beſten Torf, den geſtochenen, gewann man aus den unteren Schichten. Der Großknecht ſtach ihn in der Kuhle mit dem Torfſtecher (Törf-ſteker oder Törf-ſporn= Torfſpaten), einem zweiſchneidigen und unten ſpitzen Meſſer mit Stiel und Griff, das für gewöhnlich über der kleinen Tür zwiſchen den Latten und dem Stroh des Daches ſteckte (Fig. 8, a). Die einzelnen Törfe (Soden) wurden hinausgeworfen, mit der Karre

Fig. 8. Im Torfmoor.
a. Törf-ſteker, b. Kieken- oder Kinndöps-klutzen.

eine Strecke weit fortgefahren und auf einer trockenen Stelle „geringelt". Man legte z. B. ein Rechteck, deſſen längere Seiten drei und deſſen kürzere Seiten zwei Törfe bildeten, über dieſe Lage kamen noch vier weitere; anderwärts ringelte man in anderer Weiſe (vgl. Fig. 8). Nach längerer Zeit wurde „umgeringelt" (ümringelt): die oberſten, ſchon einigermaßen abgetrockneten Törfe wurden nach unten gelegt, die unterſten nach oben. Noch ſpäter wurden die kleineren Haufen zu größeren zuſammengeringelt, in der Form des die böſen Geiſter abwehrenden Drudenfußes (Pentagramms). Dieſe

Haufen blieben bis zur Ernte ſtehen, wo ſie (etwa zwiſchen Roggen- und Haferernte) hereingeholt wurden.

In Gegenden, in denen der Torf nicht ſo feſt war, backte man ihn. Er wurde zunächſt in der Kuhle durch Treten terig, d. h. geſchmeidig,[1]) gemacht, dann der Dreck vom Großknecht mit einer Plattſchaufel hinausgeworfen und vom Kleinknecht aufs Trockene gefahren, wo die Magd das Backen beſorgte.[2]) Die Törfe wurden länglich rund und oben mit einer Rundung (as en Swinegel) gebacken. Waren die einzelnen ziemlich abgetrocknet, ſo ſetzte man ſie zu einem ein Meter hohen und unten ein Meter im Durchmeſſer betragenden Kegel zuſammen. Gebackene Törfe, die zu groß geraten waren, beſonders die großen, dicken, viereckigen (Fig. 8, b) nannte man Kieken-klutzen, weil ſie gute Kohlen für die Feuerkieke (S. 4) abgaben, auch Kinndöps-klutzen (Kindtaufsklötze), weil der harte und ſchwere Torf eine mächtige Hitze entwickelte und daher gerade am Kindtaufstage, an dem beſonders gut gekocht wurde, am Platze war. Ein großer Teil des Torfes wurde in die benachbarten Städte gefahren, in ſtrengen Wintern ſelbſt über das Eis der Elbe nach Hamburg.

Aber das Jahr in ſeinem Kreislauf ſtellte an die Arbeitskraft der Mägde noch ganz andere Anforderungen. Beim Düngerfahren mußten in der alten Zeit vorzugsweiſe die Mägde helfen; die Knechte gingen gewöhnlich zum Heidehauen. Die Großmagd pflegte das Hinauswerfen des Düngers (dat Ut-ſmiten) zu beſorgen, die Kleinmagd lud, und der Bauer fuhr. Im April beim Pflügen des Kartoffel- und Steckrübenlandes mußten die Mägde den Dung auseinanderwerfen (den Meß ſmiten). Dann kam das Kartoffelpflanzen, bei dem ſie die Saatkartoffeln in die von den Knechten gegrabenen Löcher zu werfen hatten. Auch bei der Bearbeitung der meſſigen (miſtigen, gedüngten) Wieſen, von denen man die Rieſelwieſen (Water-wiſchen) unterſchied, waren ſie beteiligt: die

---

[1]) mnd. têrich (von têr = gute Beſchaffenheit); das Wort bedeutet zunächſt „von guter Beſchaffenheit“, „Art habend“.

[2]) Heute backt man den Torf nicht mehr. Der Torfdreck bleibt einige Tage, nachdem er „terig“ gemacht iſt, liegen, wird dann aufs Trockene geſchafft, hier mit der Plattſchaufel geebnet und dann mit dem Torfſtecher in viereckigen Formen geſtochen.

Mägde mußten den ſchon im Februar hinausgefahrenen Dung (Hühnerdreck mit Aſche, Mullerde und etwas gutem Stallmiſt) up de Wiſchen ſtreien und ſpäter, im Mai, utharken (aus-, d. h. rein harken). Von der Mitwirkung der Großmagd beim Torfgraben iſt ſchon geſprochen worden. Aufgabe der Mägde war es auch, in den nächſten Monaten den lütten Hof, den kleinen Gemüſegarten, umzugraben, der Hausfrau beim Beſäen und Bepflanzen (mit Kohl, Suppenkräutern, Erbſen, Bohnen) zu helfen, auch die Futterwurzeln und den im Anfang April[1]) geſäten Flachs zu gäten (wêrn, mnd. wêden). Die Kartoffeln mußten gehackt und ſpäter behüpt (durch Heranhacken der Erde von allen Seiten behäuft) werden. Der Juni brachte, ſobald der Meddel, ein von den Kühen gern gefreſſenes Gras, blühte, die erſte Heuernte (dat Vör-hau); der Meddel durfte nicht erſt Samen tragen, da dieſer beim Mähen abfiel und den Futterwert verringerte. Bei der Heuernte mußten die Mägde heuen (hauen)[2]) und auf- und abladen helfen. Im Juli folgte das Behacken der im Anfang Juni gepflanzten Steck- und Runkelrüben und als Höhepunkt der Jahresarbeit die Roggen- und ſpäter die Haferernte (de Orn, mnd. arne). Das Mähen des Roggens ſoll nach alter Regel ſo viel Tage vor Jakobi (25. Juli) beginnen, wie der Flieder vor Johannis geblüht hat: wot de Teeblomen (Fliederblumen) vör Jehannsdag bleiht, dat kummt de Orn vör Jakobsdag. War noch eine alte Mutter im Hauſe, ſo ging die junge Frau auch mit, und man „mähte" dann oft mit vier Spann (mnd. ſpan Paar): der Bauer, die beiden Knechte, der Häusling mähten, die Frau, die beiden Mägde, die Häuslingsfrau banden, waren Binners. Morgens, ſobald der

[1]) Nach der Bauernregel muß der Flachs am 100. Tage des Jahres geſät werden, der Buchweizen, wenn de Eken upbrekt (Blätter bekommen), der Roggen in der Galluswoche (Gallen-wek, St. Gallus fällt auf den 16. Oktober). Erbſen ſoll man zu einer hohen Tageszeit (hogen Dags-tit), d. h. zu einer Tageszeit, die eine hohe Stundenzahl zeigt (am beſten alſo kurz vor Mittag) pflanzen: dann gedeihen ſie gut und werden von den Sperlingen verſchont; andere pflanzen Erbſen nach alter Überlieferung ſtets am Sonnabend.

[2]) hauen (mnd. houwen) geht eigentlich auf das „Abhauen" des Graſes mit der Sichel. Aber in der Heide mäht man das Gras mit der langen Senſe, und hauen bezieht ſich dort nur auf die Behandlung des bereits gemähten Graſes, z. B. hüt haut we = heute machen wir Heu.

Tau abtrocknete, brach man auf (Fig. 9), die Männer mit Senſe und „Seſſelſtrick“, die Mädchen mit der Harke, dem blauleinenen Etel-dok (Tuch mit Eſſen) und dem Drinkel-putt (Trinktopf), den ein großer Schinkenteller bedeckte; den Kopf der Mädchen ſchützte der „Pferdekopf“, den Nacken der Timpen des kreuzweis über die

Fig. 9. Aufbruch zum Mähen.

„Binderjacke“ geſteckten Kattuntuches; das Kleid bedeckte eine weiße Schürze aus ſelbſtgewebtem Leinen. Unter Umſtänden mußte ein Tagelöhner oder eine Tagelöhnerin aushelfen. Grundſätzlich fiel aber den Mägden und Frauen nur das Binden zu. Die Mägde waren es denn auch, die den aufs Feld kommenden Beſucher mit dem Strohſeil „ſchnürten“ oder „bannten“:

Mein Herr, Sie haben ſich vergangen,
In dieſem Netz ſind Sie gefangen,
Schenken Sie uns ein Glas Bier oder Wein,
Es kann auch ein gutes Trinkgeld ſein!

Ein anderer Spruch lautete:

Hier komm ich angegangen,
Den Herrn gleich zu fangen,
Den Herrn raſch zu binden.
Viel Worte kann ich nicht machen
Bei all dieſen Sachen.
Wenn mein Band auch ſchlecht,
So iſt mein Wunſch doch recht:
Seid glücklich bis zur Ewigkeit, Amen!

Beim Einfahren[1]) fiel der Großmagd dat To-don (das Zutun, Hinaufreichen der Garben auf den Wagen) und dat Naſlepen (das Nachſchleppen mit der Schlepphake), der Kleinmagd dat Af-ſteken (das Abſtecken der Garben auf den Boden oder in die Banſe, den neben der Scheunendiele gelegenen Lagerraum) zu. Die Arbeit der Erntezeit war dadurch noch ſchwerer, daß die Mägde morgens nach dem Aufſtehen zunächſt einen Teil ihrer ſonſtigen Hausarbeit (das Melken[2]) und Börnen, d. h. Tränken) zu beſorgen hatten und nur zum Teil in dieſer Hinſicht von der Frau entlaſtet wurden. Nach der Haferernte kamen die zweite Heuernte, de Na-matt (mnd. na-mât), d. h. die Nachmähung, der zweite Schnitt, und das Kartoffel- und Steckrübenauskriegen. Der Herbſt brachte die Zurichtung des Flachſes und des Hanfes; das Mäſten begann und das winterliche Spinnen und Weben. Dann war es wieder Frühjahr.

Das Melken hatten die Mägde gemeinſam zu beſorgen, das Börnen war die Pflicht der Großmagd; das Füttern der Schweine beſorgte die Frau ſelber, wie ſie denn auch das Futter mit eigener Hand anrührte. Im ganzen fand die Kleinmagd häufiger als die Großmagd in der Hauswirtſchaft (z. B. beim Aufwaſchen) Ver-

[1]) Das Einfahren erfolgte gewöhnlich, wie der Ausdruck lautete, mit ſtan(d)en Wagen (mit ſtehendem Wagen), wobei gleichzeitig immer ein Wagen geladen, ein zweiter abgeladen wurde und ein dritter unterwegs war.

[2]) Beim Melken trugen ſie eine aus Sackſtoff hergeſtellte Schürze (Schut') und abgeſetzte Schuhe (Melker-ſchoh).

wendung; dagegen kam der Großmagd im besonderen das Weben zu, während sie im übrigen mehr im landwirtschaftlichen Betriebe beschäftigt war. Ja, sie mußte auch bei der Knechtsarbeit mit aushelfen, besonders im Herbst, in der Zeit der Roggensaat, wo sie abends und morgens so auf der Diele in Anspruch genommen war, daß sie sogar das Melken der Kleinmagd allein überlassen mußte. Da galt es an jedem Abend, das Saatkorn für den folgenden Tag zu beschaffen. Etwa 10 Hocken (100 Garben) wurden vom Boden herabgeworfen, was stellenweise Sache des Bauern war, und nach Beginn der Dämmerung bei spärlicher Beleuchtung auf dem Ausschlagebock (Utslahners-bluck) ausgeschlagen. Mit der Linken wurde in das Stoppelende (den Ors-urt), mit der Rechten unter das Seil (dat Sel) gefaßt, und nun prasselten die Körner das schräge Brett herunter. Bald hieß es von allen Seiten: ik hew min Tall (meine Anzahl), und Körner und Spreu wurden in eine Ecke geschoben. Konnte die Magd schon beim Ausschlagen zeigen, daß ihr die Arbeit von der Hand ging (von de Fust slög) und sie „mit dem Knecht auf den Platz gehen" konnte, so erst recht beim Ausdreschen (Döschen), durch das die noch zurückgebliebenen Körner gewonnen werden sollten. Zu diesem Zweck wurden zunächst die Garben von fünf Hocken geöffnet und ausgebreitet (ansmeten) und zwar in einem doppelten Strang (in 'n dubbelten Strink), so daß die Ährenenden jeder Reihe einander zugekehrt waren, und nun schlugen Groß- und Kleinknecht, Schäfer und Großmagd im Vierschlag (Vêr-slag) mit dem Dreschflegel (Döschfloegel) darauf los (Fig. 10). Dann band man das leere Stroh zu einigen dicken Garben (sogenannten Schöf, von schuwen) mit je zwei Seilen zusammen, fegte Körner, Staub und Ährenzacken (Eilen) zu dem übrigen in die Ecke und deckte es zum Schutz gegen das Federvieh mit Säcken zu. Oft wurden am Abend auch noch die zweiten fünf Hocken ausgedroschen, doch blieben dann Stroh und Körner die Nacht liegen. So ging es erst in vorgerückter Stunde, vielleicht gegen 9 Uhr, zum Abendessen. Schon in der Frühe des folgenden Tages, vor dem ersten Frühstück, der Mordentit, wurde bei Licht das noch daliegende Stroh zusammengebunden (up-bunnen) und Körner und Unrat zu dem übrigen Haufen gefegt, darauf besorgte gewöhnlich der Bauer selbst von dieser Ecke

Fig. 10. Beim Vierschlag auf der großen Diele.

aus das Worpen mit der Worp-schüffel, einer kurzen Holzschaufel mit Handgriff. Die hoch im Bogen nach hinten fallenden Körner wurden im Sieb (Sew) gesichtet, in Säcke getan und auf den Wagen geladen, mit dem dann der Bauer zum Säen aufs Feld fuhr.

War etwa Martini (10. November) und damit das Ende der eiligen Saatzeit gekommen, so gehörte die Großmagd wieder der Hauswirtschaft, da ja die Zeit des Spinnens nahte. An dem weiteren und gemächlicher erfolgenden Ausdreschen des Roggens, der in den aus Stroh geflochtenen bienenkorbähnlichen, etwa $1\frac{1}{2}$ Meter hohen und breiten Kornbehältern (Kurn-kümpen) oder auch freiliegend auf dem Kornboden (Kurn-boen) lagern oder in der Mühle zu Backmehl oder Schrot verarbeitet werden sollte, brauchte die Großmagd sich nicht mehr zu beteiligen, ebensowenig wie an dem sogenannten Dack-schütten (Dachschütten), bei dem es sich darum handelte, die längsten und ungeknickten Halme ausgeklopfter Garben (sogenannter Klopp-garwen) als Dachstroh, das zunächst über dem Kuhstall, auf der Hille, seinen Platz erhielt, auszusondern.[1]) Auch das Ausdreschen des Hafers kam lediglich den Knechten zu. — Alles in allem, ein schweres Stück Arbeit, das von den Mägden gefordert wurde. Obendrein ging es auf einzelnen Höfen noch besonders streng zu, so daß es selbst in den anderen Bauerhäusern hieß: De Bur (Jener Bauer) is sin Mägd' hatt vör (führt ein hartes, strenges Regiment, stellt besonders hohe Anforderungen).

Am Sonnabend Abend und Sonntag Morgen fiel — auch in der Saatzeit — das Ausschlagen, Dreschen und Worfeln aus. Der Großknecht schnitt abends nur Häckerling, der Kleinknecht fütterte nur; die Mägde molken, und während die Kleinmagd für den Sonntag Kartoffeln schälte, wusch die Großmagd die Tische und reinigte den Kesselhaken und Herd, und hatte dieser einen Schwibbogen, so fegte sie, eine schmutzige Leinenschürze um Kopf und Nacken gebunden, mit einem alten Reiserbesen den Ruß (Sott) aus ihm heraus.

---

[1]) Stellenweise unterstützten die Bauern bei der Herstellung eines neuen Daches sich gegenseitig. Dem Betreffenden wurden von jedem eine bestimmte Anzahl Dack-schöf an einem festgesetzten Tage zugefahren, und er bewirtete dann jene mit Bier. Diese Bewirtung nannte man Noten-ber (mnd. note = Genosse, also Genossenbier).

Vonawend (heute Abend) is Sünnawend, dor hebbt de Frogenslü' dat Seggen (das Kommandieren), meinte schmunzelnd der Bauer, wenn er zu dieser Zeit Besuch erhielt. Trotz dieser Verrichtungen galt der Sonnabend Abend schon als Feierzeit; man „hielt" bereits „Sonntag". Ein Hauch sonntäglichen Friedens zog durch das Haus, wenn der Bauer aus der Postille vorlas, und mit leichtem Mut ging es nach der schweren Wochenarbeit zur Ruhe, in Erwartung des eigentlichen Feiertages:

Morden is Sünndag,
Dor smitt de Bur de Plünn' (die Lumpen) af.

Der Sonntag hatte aber mit dem Herannahen des Abends bereits sein Ende erreicht, und die Abendstunden sahen das Gesinde nicht nur die laufende Arbeit verrichten, sondern auch ausschlagen und dreschen, wenigstens in der arbeitsreichen Zeit der Aussaat, hinterher freilich oft noch mit einem Liede durch die Straßen ziehen.

Die Lohnverhältnisse des Gesindes waren im Nordwesten ungefähr folgende: Die Magd, Klein- wie Großmagd, erhielt 20 Stockellen = 10 doppelte Ellen Hanfleinen, 2 Stockellen Flachsleinen[1]) (für die Hems-maugen = Hemdsärmel), gewebten und gefärbten Beiderwandstoff für 2 Arbeitsröcke,[2]) 2 Pfund Wolle, 2 Paar Schuhe und 1 Paar lederne Pantoffeln, dazu die Löhnung (dat Lohn), die etwa 1840 für die Kleinmagd 3—4, für die Großmagd 8—9 Taler betrug. Außerdem gab die Frau aus freien Stücken gewöhnlich 2 Bind Zwirn zum Nähen der Hemden.[3]) Der für die Sommermonate zum Kuhhirten gemietete Knabe fremder Eltern bekam 10 Stockellen Hanfleinen, kein Flachsleinen, 1 Pfund Wolle, 1 Paar Schuhe und 1 Taler Lohn. Der Schäfer[4]) (und der Kuhhirte der späteren Zeit), ebenso die Knechte erhielten an Leinen und Wollgarn dasselbe wie die Mägde, außerdem 1 Paar Stiefel und 1 Paar Schuh. Die Löhnung des Schäfers betrug

[1]) Von dem einheimischen, gröberen Flachs, dem sogenannten Land-flaß.

[2]) Hier und da trug der Bauer auch die Kosten für die Anfertigung (it krieg min Tüg makt, so sagte dann die Magd); das Nähere hierüber wurde beim Mietsvertrage ausgemacht.

[3]) Gewöhnlich ein Bind greifen Hanf- und ein Bind Flachszwirn.

[4]) Stellenweise erhielt der Schäfer, zumal in der ersten Zeit, weniger Leinen und zwei Paar Schuhe, dafür aber keine Stiefel.

3—4, die des (konfirmierten) Kuhhirten beträgt jetzt 20—24 Taler. Beim Kleinknecht ist der alte Satz (12—13 Taler) auf 80—90, beim Großknecht (20 Taler) auf 100—120 Taler hinaufgegangen. In Gegenden, in denen das Geld besonders knapp war, wurde auch eine geringere Löhnung gezahlt, dagegen dem Großknecht ein Himpten Buchweizen ausgesät und dem Kleinknecht das Eigentumsrecht an einigen Schafen zugesprochen; sie wurden für ihn, wie der Ausdruck lautete, dör-foërt (durchgefüttert). Besonders ältere unverheiratete Söhne, die dann geradezu Bokweten-jungens[1]) hießen, standen zum väterlichen Hofe in solchem Löhnungsverhältnis, das so oder ähnlich in alter Zeit vielleicht das durchgängige gewesen ist.[2])

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Lohnverhältnisse in den verschiedenen Gegenden sehr verschiedenartig waren. Beispielsweise hatte in der Raubkammer[3]) ein Großschäfer 24 Taler bar, Kost und Wohnung, das Mitweiderecht von 20 Schafen, die Aussaat von je einem Himpten Rauhhafer und Buchweizen, ein Paar rindslederne Schuhe, einen Winteranzug aus Beiderwand, einen hanfenen Sommeranzug und einige hanfene Hemden. Der Großschäfer hatte dort das höchste Einkommen; ihm folgten der Reihe nach der Fuhrmann, die Großmagd, dann erst der Großknecht, der Kleinschäfer, die Kleinmagd, der Kleinknecht; der Imker stand sich ähnlich wie der Großschäfer. „Für die Herden, die Bienen und die Pferde wurden die einsichtsvollsten und zuverlässigsten Leute ausgesucht" und dementsprechend bezahlt.

Die nähere Erörterung der oben nur berührten Spinn- und Webearbeit führt auf das Gebiet der Tracht, der Volkstracht. Gab es auch in der Lüneburger Heide eine Volkstracht? höre ich

[1]) Beispielsweise in Halvesbostel und Holvede bei Hollenstedt.

[2]) So scheint in Hollenstedt im 16. Jahrhundert der Lohn für die Knechte und Haussöhne in Schweinen und dem Mitweiderecht für diese bestanden zu haben, vgl. Jahrb. 23, S. 61, § 21 u. Anm. In Hermannsburg und Umgegend erhielten früher die Mägde u. a. drei Himpten Kartoffeln, oder es wurde ihnen eine Metze Leinsamen (Mett Lîn) ausgesät.

[3]) Nach einem von Benecke (Fahrenholz) verfaßten Aufsatz „Wie stand es in der Lün. Heide vor 50 Jahren" (Lün. Anz. 10. 9. 1904).

hier fragen. Männer, die gut in der Heide Beſcheid wiſſen, haben mir gelegentlich erklärt, von einer „Volkstracht“ der Heide ſei ihnen nichts bekannt. Als ich einſt einen Vortrag über die Volkstracht der Heide gehalten hatte, meinte eine Zuhörerin, die Volkstracht des Alten Landes und der Vierlande ſei doch ungleich „ſchöner“, da ſei eine „echte“ Volkstracht geweſen. Ja, was iſt echte, was unechte Volkstracht?

„Selbſt geſponnen, ſelbſt gemacht,
Iſt die beſte Bauerntracht.“

Auf die Erzeugung durch den eigenen wirtſchaftlichen Betrieb kommt es an, nicht auf den Glanz, die Schönheit, die Koſtbarkeit, geſchweige die oft zu treffende Buntheit und Überladenheit. Eine Volkstracht, deren maleriſcher Reiz einen Künſtler entzückt, läßt einen Freund der Volkskunde, der die Herkunft ihrer Beſtandteile kennt, vielleicht kalt. Je mehr Selbſtgefertigtes, um ſo echter die Volkstracht. Je mehr gekaufte Beſtandteile, um ſo unechter. Die Tracht entfernt ſich dann eben vom Boden der alten Hauswirtſchaft, ſie ſtellt nicht mehr eine eigene Leiſtung der betreffenden Landſchaft dar, ſondern giebt uns höchſtens Belehrungen über den Geſchmack und die geſteigerte Kaufkraft, die es den Bewohnern geſtattet haben, dem nie ſchlafenden Nachahmungstrieb nachzugeben und es den höheren Ständen nachzumachen. So werden beſſere wirtſchaftliche Verhältniſſe leicht die Urſache, daß an die Stelle der echten Volkstracht eine ſchönere, vielleicht auch geſchmackloſere, meiſtens aber koſtſpieligere Modetracht tritt, die dann früher oder ſpäter, kurzlebig wie die Mode iſt, wieder durch eine andere Mode erſetzt wird. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß die echte Volkstracht ſich der Mode gegenüber ſtets ſchroff ablehnend verhalten habe: vielmehr hat ſie im Laufe der Jahrhunderte bald in dieſer, bald in jener Hinſicht ſich ihr anbequemt, bald dieſe, bald jene Modeſtrömung ſich zu eigen gemacht. Derartige Anpaſſungen vertragen ſich ſehr wohl mit dem Begriff der Echtheit, die Art der Aneignung iſt in volkskundlicher Hinſicht vielleicht ſogar lehrreich. Aber die Sachlage ändert ſich, wenn das Bauerhaus nicht mehr ſelbſt herſtellt, ſondern zum Kaufen übergeht. Zunächſt kommt die Induſtrie allenfalls durch die Herſtellung derſelben oder ähnlicher Stoffe, Farben, Muſter und Trachtſtücke dem Geſchmack und der

Überlieferung der Landschaft entgegen, sehr leicht aber verfällt der Bauer ganz der Herrschaft der Mode, der Abhängigkeit von der immer Neues auf den Markt werfenden Industrie. Eine Zeitlang bleibt wenigstens noch die Gleichmäßigkeit bei einer solchen unechten Tracht bestehen, ja es können von der Industrie Einflüsse ausgehen, die über eine einzelne Landschaft hinaus in gewisser Beziehung ausgleichend wirken (ich erinnere an manche Formen der Frauenhauben, an jene Annaberger Fabrik, deren Haubenbänder gleichmäßig in den verschiedensten Teilen Deutschlands Eingang gefunden haben, an die ebenfalls weitverbreiteten für Trauer und Nichttrauer eingerichteten Tücher). Schließlich aber tritt mit Notwendigkeit, da immer mehr und billiger hergestellt wird und in Stadt und Land die Möglichkeit der Auswahl sich andauernd vergrößert, an die Stelle der verhältnismäßig kostspieligen gekauften Volkstracht das bunte Tausenderlei der Einzeltracht.

Auch in der Lüneburger Heide hat die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage in der Richtung gewirkt, daß sie den engen Zusammenhang zwischen Tracht und Wirtschaftsbetrieb allmählich gelockert und die echte Tracht beseitigt hat. Aber diese Lockerung trat in der ärmeren Heide später ein als bei den bevorzugten Nachbarinnen der Heidebäuerin, etwa der Bardowieckerin, der Altländerin, der Vierländerin. Die schönen, malerischen Trachten dieser fruchtbareren, besonders mit Hamburg in regem Handelsverkehr stehenden, geldreicheren Gegenden waren schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts keine Volkstrachten im alten Sinne mehr, sondern bereits mehr oder weniger Modetrachten. Dagegen war die Heidetracht damals in noch viel weiterem Umfange echte Volkstracht, und diese so lange bewahrte Urwüchsigkeit verleiht auch ihr, der schlichten, malerisch wenig reizvollen, einen gewissen Reiz.

Die Heide war noch wenig urbar gemacht und dem Verkehr so gut wie gar nicht erschlossen. Der schon in Merians Topographie zu findende Vergleich der Heide mit einem Mönchskopf, „welcher in der Mitten kahl, rings herum aber mit Haar bewachsen", paßt auch noch für den Anfang des vorigen Jahrhunderts. Es fehlte vor allem am baaren Gelde, und wo nichts ist, da hat der Modeteufel wenig Macht. Oft gab ein Bauer seiner in ein anderes Dorf heiratenden Tochter lieber ein Stück Ackerland oder eine

Wieſe als klingende Münze mit. Und erwägt man die Preiſe der zwanziger Jahre (z. B. ein Himpten Kartoffeln 4 Schilling, ein Fuder Torf, das noch obendrein zur Stadt gefahren werden mußte, 36 Schilling = 2,25 Mk., ein Schaf oder ein ſechswöchiges Schwein 1, eine Kuh 8—10, dagegen der Stoff zu einem Tuchrock 8—9 Taler), ſo begreift man, daß in der Tat für den armen Heidebauer nichts übrig blieb, als die Kleidungsbedürfniſſe nach Möglichkeit durch den eigenen hauswirtſchaftlichen Betrieb zu decken. So wurzelt, wächſt und blüht denn die Tracht der Heide zunächſt im heimiſchen Erdreich. Daher muß und ſoll ſie in ihrem Zuſammenhang mit der Bauernwirtſchaft betrachtet werden. Zu dieſem Zwecke werden wir den Stoff am beſten in folgende Abteilungen zerlegen: von der Verarbeitung des Hanfes, des Flachſes und der Wolle bis zum Spinnen; vom Stricken; vom Spinnrad und Spinnen; vom Webetau und Weben, und im Anſchluß daran von der Tracht und ihrer allmählichen Moderniſierung ſprechen. Von der Begräbnistracht wird erſt im dritten Abſchnitt des Buches die Rede ſein.

Die Tracht der Lüneburger Heide iſt anſcheinend niemals durchforſcht worden.[1]) Allerdings wiſſen neuere Werke über die Tracht der „Bäuerin aus der Gegend von Lüneburg“ oder „der Lüneburgerin“ zu berichten, wie Hottenroth in ſeinen „Deutſchen Volkstrachten“ (III 1902, Fig. 83,3 u. S. 214) und ſchon Kretſch-

[1]) Auch die alte Tracht der Stadt Lüneburg hat noch nicht ihre Darſtellung gefunden, obwohl für ſie wertvolle Quellen vorhanden ſind, die im folgenden gelegentlich benutzt und daher kurz angegeben werden ſollen. Das auf dem Archiv in Lüneburg aufbewahrte, von dem jetzigen Stadtarchivar Dr. Reinecke ſo benannte „Buch mit der Kette“ enthält in vier Rezenſionen, von denen die erſte ſpäteſtens 1401, die letzte, nicht weniger als 22 Seiten umfaſſende, 1488 entſtanden iſt, eine Fülle hierher gehöriger Beſtimmungen. Eine vollſtändige Umarbeitung dieſer älteren Faſſungen bietet auf mehr als 50 Folioſeiten mit der Überſchrift: „Ordenung von vorlobnüs, Hochzeiten und Kleideren“ ein Sammelband (A 50) der Stadtbibliothek: es handelt ſich um eine von einem gewiſſen Rodewold im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts veranlaßte Abſchrift, deren Original vorläufig unbekannt iſt, aber bei der weiteren Aufarbeitung der Archivbeſtände wieder zutage kommen dürfte. Nebenher kommen die Kämmereirechnungen in Betracht, die nach einer Mitteilung Dr. Reineckes eine Reihe Eintragungen enthalten, aus denen auf die Durchführung der Kleiderordnungen Licht fällt.

mer in seinem gleichbetitelten Werke. Aber Abbildungen und Beschreibungen beziehen sich gar nicht, woran man zunächst denken muß, auf die Bewohnerin der Heide, sondern auf eine andere Nachbarin Lüneburgs, die an den betreffenden Stellen gar nicht genannte Bardowieckerin. Die Schuld an diesen irreführenden Angaben trägt das 1847 erschienene Buch Eduard Dullers „Das deutsche Volk in seinen Mundarten", auf das sich Hottenroth an der Stelle selbst beruft. Schon in diesem ist von „Bauersleuten aus der Umgegend von Lüneburg" die Rede, aber man braucht die Abbildungen nur mit den älteren bei Suhr („Kleidertracht in Hamburg" 1806 und „Ausruf in Hamburg" 1808, Tafel 102) und bei Buek („Album hamburgischer Kostüme" 1843—1847) zu vergleichen, so springt sofort in die Augen, daß wir die Bardowieckerin vor uns haben, und zwar in dem Anzuge, in dem sie in Hamburg mit dem Rufe Wölj' ok gele Wörteln, Peterſiljenwörteln, Zippeln, Lavendelblom? die Vorräte des dortigen Zippelhauses feilbot. Da Bardowieck schon außerhalb der Heide liegt, kommt diese, durch die Handelsverbindung mit Hamburg entstandene Literatur hier nicht in Betracht.[1])

In der verhältnismäßig jungen Zeit, von der hier die Rede ist, sind die alten Stammesunterschiede der Heidebevölkerung auf dem Gebiet der Tracht natürlich so ziemlich abgeschliffen. Wichtiger als die Stammeszugehörigkeit ist in dieser Zeit das Kirchspiel. Auch für die Heide ist bei den vielfachen Beziehungen der Volkstracht zum kirchlichen Leben von vornherein anzunehmen, daß dort

---

[1]) Nur kurz hingewiesen sei auf eine besonders charakteristische und auch von der benachbarten Heidebevölkerung als solche betrachtete Eigentümlichkeit, den mit Federn gefütterten, buntfarbigen, in neuerer Zeit gern aus den abgetragenen Dragoneruniformen des benachbarten Lüneburg hergestellten Wulst, den Wasch, mit dessen Hilfe von der Bardowieckerin noch heute die Lasten auf dem Kopfe getragen werden. Zugrunde liegt mnd. wase (= Reisig-, Faschinenbündel), also „Bündelchen, Kopfbündelchen". Der — übrigens auch bei Bremen und in rheinischen Gegenden bekannte — Wasch war früher auch bei den Mägden der benachbarten Winsener Elbmarsch in Gebrauch, die sich seiner beim Heimbringen der Milcheimer bedienten, und schon Merian (Topogr. VI, v. J. 1654) stellt auf dem Bilde Lüneburgs vor der Stadtmauer eine weibliche Gestalt mit einem Korbe auf dem Kopfe dar.

ebenso wie in vielen anderen Gegenden das Kirchspiel oder ganze Kirchspielgruppen eine von den benachbarten Trachten mehr oder weniger verschiedene Tracht entwickelt haben. Vielfach dürfte es sich freilich nur um Verschiedenheiten des Kopfputzes und anderer neuerer Modestücke handeln, während in den für die Volkskunde ungleich wichtigeren selbstgefertigten Trachtstücken augenscheinlich weitreichende Übereinstimmungen nicht nur zwischen diesen und jenen Kirchspielen, sondern auch den verschiedenen Teilen der Heide bestanden haben. — Eine Erforschung dieser verschiedenen Kirchspielarten (wenn ich so sagen darf), die noch dadurch besonders erschwert ist, daß die Trachten seit Jahrzehnten ausgestorben[1]) sind, lag nicht im Plane dieser Arbeit. Was ich biete, ist im wesentlichen und zunächst die Tracht meines Heimatkirchspieles, eine Tracht, die allerdings weit über die Grenzen dieses Kirchspieles hinaus gegolten haben dürfte. Gleichzeitig sollen aber zur Vergleichung wenigstens in dieser und jener Hinsicht die Verhältnisse der entfernteren Heidegegenden herangezogen werden.

Der Hanfbau nahm im Nordwesten der Heide immer die erste Stelle ein, auch in späterer Zeit, als der Anbau des Flachses (Land-flaß) etwas eifriger betrieben wurde. Den Frauen genügte aber die Güte des selbstgebauten Flachses nicht immer, und so begaben sie sich gern zum Leinenmarkt nach Lüneburg, wo sie, da das bare Geld knapp war, einige Rollen selbstgefertigten Leinens verkauften und für das Geld en groten Sten (20 Pfund) des geschätzten Lüneburger Flachses einhandelten.[2]) Aus einem Pfund dieses teuren Flachses spannen sie vier Stück Garn; solches Garn wurde nur zu besonders guten Sachen verwebt, in erster Linie zu den für die Brautkiste (Brut-kist) der Tochter bestimmten. Später, in den sechziger Jahren, führte jeder Landkaufmann den Lüneburger Flachs.

---

[1]) Länger als im Lüneburgischen haben sich die Trachten im Stadischen gehalten und dauern dort teilweise noch jetzt. Daher bedeutet im Stadischen fix lünborgsch dregen so viel wie „die Volkstracht ablegen" („lüneburgisch" geht hier auf den Regierungsbezirk L.).

[2]) Heute bringt die Landbevölkerung vielfach Flachs, Hanf und Heede zu den Kaufleuten und tauscht diese Erzeugnisse gegen Maschinengarn um. Stellenweise vermitteln auch die Färber diesen Umtausch.

Der Hanf[1]) wurde im Anfang Mai ausgesät. Um Jakobi (25. Juli) wurde er gezogen, mit Strohseilen oder Gräsern in kleine, etwa eine Hand dicke Bunde vereinigt, dann in die Heide gefahren und dort, nachdem die Bunde aufgelöst worden waren, ausgebreitet (sprirt = gespreitet). Etwa 4—5 Wochen lag er in der Heide, den zersetzenden Wirkungen des Regens, der Luft und der Sonne ausgesetzt; wiederholt wurde er in dieser Zeit mit der Giffel (zweizinkigen Gabel) aufgelockert. War er mör (mürbe) oder tieg (aus tidig, d. h. zeitig, reif, fertig zu weiterer Behandlung), so wurde er rüst oder uprüst, d. h. zu Rüsten (mnd. rîsten Strähnen) aufgenommen: man nahm eine Handvoll Hanf und drehte ihn in der Mitte zweimal übereinander. Die einzelnen Rüsten wurden auf einen Haufen geworfen. Hatte man 20 Rüsten, so band man diese mit der 21. zusammen: diese 21 Rüsten bildeten einen Topp.[2]) Zuletzt wurde alles auf einen Wagen geladen und nach Hause gefahren.

Am anderen Morgen war in der Regel Brotbacken. Sobald das Brot aus dem Ofen genommen und dieser gefegt und hinreichend abgekühlt war, kroch die Großmagd, gewöhnlich zum Schutz gegen Erstickung einen Eichenbusch im Munde haltend, hinein. Nun wurden die Bündel aufgebunden und ihr, zurzeit etwa sechs, hineingereicht, die sie dicht nebeneinander aufrecht hinstellte. Blieben noch welche übrig, so wurden sie auf die erste Schicht gelegt. Im Ofen blieb der Hanf etwa 24 Stunden liegen. Dann probierte man, ob er zum Braken (Brechen), durch das die holzartigen Teile des Stengels beseitigt werden sollten, gut war. Man nahm einige Halme heraus und zerbrach sie mit der Hand; brach der holzartige Stoff glatt durch, so war der Hanf kroß, und das Braken konnte beginnen. Das Braken erfolgte sofort nach dem

---

[1]) Die hier gegebene Darstellung ist unabhängig von der in Lüneburger Mundart abgefaßten H. Köhlers (Dat Flas, Jahrb. 3, 160. 161) entstanden. Köhlers Darlegungen betreffen offenbar einen anderen Strich der Heide, vermutlich die Gegend zwischen Lüneburg und Bleckede, auf die sich wenigstens die von ihm an anderer Stelle (Korr. 1, 77) verzeichneten Teile des Spinnrades beziehen, doch fehlt es selbstverständlich nicht an Übereinstimmungen und Berührungen.

[2]) Vgl. mnd. top „Maß für Flachs, 24 oder 40 Händevoll oder rîsten".

Trocknen, da sonst der Hanf von seiner Kroßheit verloren hätte. Die Mägde des Dorfes halfen mit. Sie waren rechtzeitig zur Brakel-köst (Brakfest) angesagt worden („morden wüll we braken"). In ganz alter Zeit begann dieses Dorffest (Fig. 11) erst in der Dämmerung, seit fünfzig Jahren schon am Nachmittag. Die Rüsten wurden von einem Kinde aus dem Backofen genommen und den „Brakern" zugereicht. Auf jedes Mädchen kamen 2—3 Topp, d. h. 42—63 Rüsten. Man brakte um die Wette. Wer die letzte Rüste gebrakt hatte, wurde „Braut" und kreg (bei der nachfolgenden Bewirtung) dat Bodderfatt vör sik, wie bei der Hochzeit die Braut die Brautbutter. Auch die Söhne und Knechte des Dorfes stellten sich ein und trieben ihren Scherz: gern wurde der Bäuerin in einem unbewachten Augenblick der für die Mädchen bestimmte Pfannkuchen vom Herde weggenommen.

War der Hanf im Backofen getrocknet worden, so sagte man: de Hemp is ut den Backawen brakt. Er wurde nämlich gelegentlich auch ut de Sünn (aus der Sonne) brakt, in besonders heißen Sommern; außerdem brakte man stellenweise, z. B. in Hittfeld und Umgegend, von de Flek: der Hanf war dann auf Strahlenleitern (mnd. vleke) ausgebreitet, die auf der einen Seite auf aufgeschütteter Erde, auf der anderen auf Pfählen ruhten und unter denen in einem Graben ein Feuer brannte.

Unter den beim Braken abgefallenen Holzstückchen, der Schäw (mnd. schêve), die als Streu oder zum Zudecken der Kartoffeln verwendet wurde, befanden sich nun manche Teile, in denen noch Fasern zu vermuten waren. Auch diese, wennschon kürzeren Fasern wollte man nicht umkommen lassen, und so mußten am Morgen nach dem Brakfest die Mägde des Hauses sie mit der Forke heraussuchen, ein Sprickelfeuer im Backofen anmachen und jene nochmals hineintun. Waren sie hinreichend kroß, so wurden sie nochmals gebrakt (na-brakt), diesmal aber nicht mit der hölzernen Brake, sondern mit der eisernen Schrep-brak, sie wurden, wie man auch sagte, schrept. Die hierdurch gewonnenen Fasern ergaben die gewöhnlichste Hede, die Rüppel-he oder den Rüppel-baß, d. h. Riffelhede oder Riffelbast; diese wurde späterhin als Einschlag zum gewöhnlichsten Leinen für Säcke oder Schludderbüxen benutzt.

War das Braken beendigt, so brachte man den gesamten Hanf

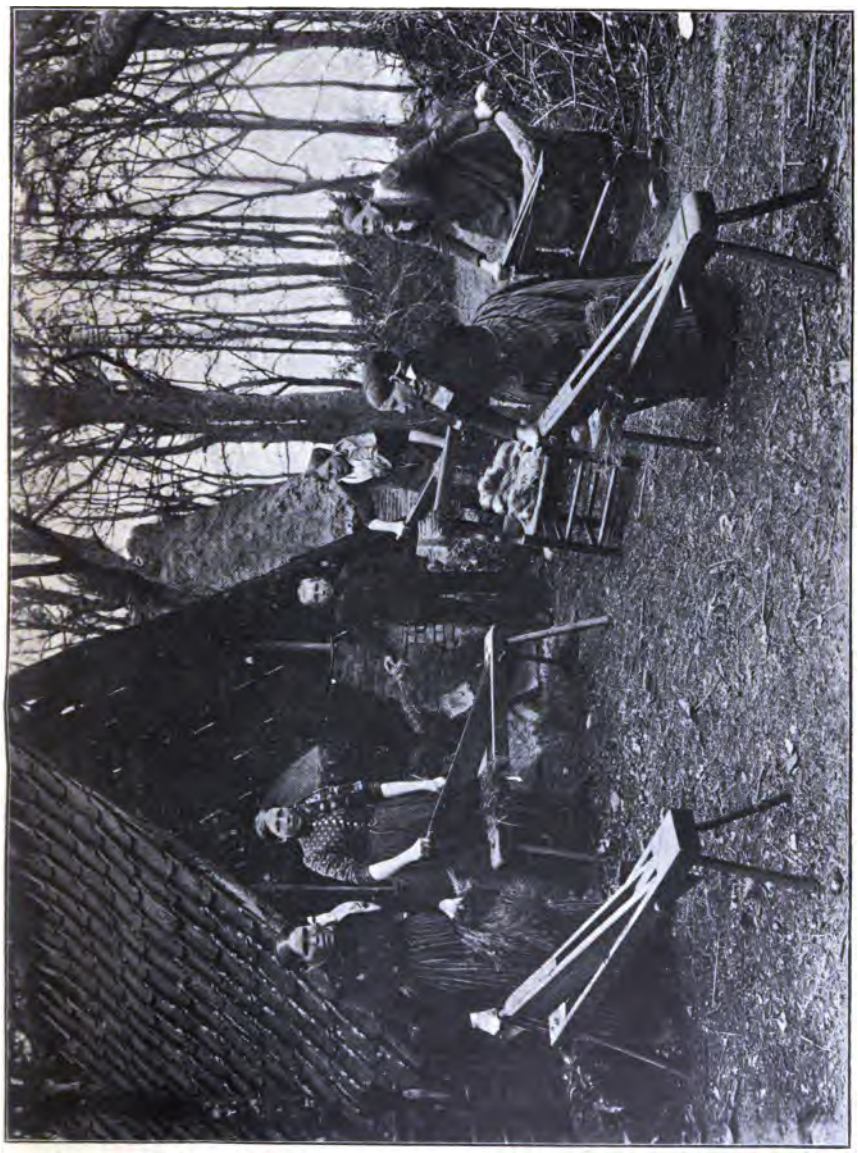


Fig. 11. Brakelröst (Fest des Hanfbrechens).

(die Rüppelhede für ſich in einem Sack) auf den leer ſtehenden Kornboden; kleinere Leute, die weniger hatten, legten ihn auch in eine Lade.

Erſt nach der Zeit des Kartoffelauskriegens wurde der Hanf — und ebenſo der Flachs — wieder hervorgeholt. Hatten beim Braken die Mägde des Dorfes ſich gegenſeitig ausgeholfen, ſo fiel

Fig. 12. Am Schwingblock.

die noch übrige Arbeit der Frau mit ihren Mägden und der Häuslingsfrau zu, nötigenfalls wurden Tagelöhnerinnen zu Hilfe genommen. Zuerſt wurden ſämtliche Rüſten mit der ſchon erwähnten Schrepbrake bearbeitet. Dann folgte das Schwingen auf dem Schwingblock (Swing-bluck),[1]) der in der Hauptſache die letzten

[1]) In Fintel Swing-bock, Niederſ. 10, 217.

holzigen Beſtandteile entfernte. Dieſer beſtand aus einem mit einer Art Fußbank verbundenen Brett, das oben in einen Pferdekopf auslief (Fig. 12). Unter dem von der Arbeitenden abgewandten Pferdekopf ſprang ein eiſerner Zahn vor. Über dieſen legte die linke Hand die Strähnen, die rechte „ſchwang“ ein dünnes, auf

Fig. 13. Hechel und Hechelſtuhl.

beiden Seiten ſcharfes Brett (de Swing') und hieb immer in gleicher Entfernung vom rechten Ohr des Pferdekopfes auf den Hanf ein. Die Schwinghede (Swingel-he) fand dieſelbe Verwendung wie die erwähnte Rüppel-he; teilweiſe bekamen ſie auch der Seiler und der Sattler, dieſer zum Polſtern.[1]) Schließlich

[1]) Jahrb. 3, 160.

wurde der Hanf durch die Hechel gezogen (Fig. 13), wodurch die letzten kurzen Fasern und die etwaigen Holzreste beseitigt wurden. Die Hechel (Hekel) war ein mit grünen Blättern und roten Blumen bemaltes Brett, in dessen Mitte sich ein Kasten mit den Hekeltinnen, den Hechelzinken, befand. Gewöhnlich wurde ein älterer Stuhl umgekippt (Hekel-stohl) und die Hechel zwischen seinen beiden oberen Beinen befestigt. Bei jeder Rüste wurde der erste Abfall nach rechts, der spätere als bessere Hede nach links geworfen.[1]) Jener diente später als Aufzug zu den Säcken und Schluddersbüxen, zu denen die Rüppel- und Schwingelhede den Einschlag lieferten. Dieser ergab den Aufzug zu weichen Bettlaken, zu denen als Einschlag die beste Flachshede Verwendung fand (hemphirn, d. h. hanfhedener, Uptoch un flaßhirn Inslag dat gift de besten Bettlaken).

Nach dem Hecheln nahm man je 5—6 Rüsten zusammen, flocht sie in ein zopfähnliches Bündel, den Knucken, und legte dieses in einen Sack, um es später zu verspinnen. Jeder Knocke enthielt so viel Hanf, wie nachher in den Rocken (Wucken) kam.[2]) Aus dem Knocken wurde der Rocken folgendermaßen hergestellt. Sobald die Magd ihren Wocken aufgesponnen und einen neuen Knocken von der Bauerfrau erhalten hatte, band sie die herabhängenden Bänder der blauleinenen Schürze nach vorne zu und befestigte sämtliche 5—6 Rüsten mit dem einen Ende an ihrer linken Seite. Die Enden wurden fest um das Band herumgewickelt, und die Rüsten baumelten dort so lange, bis jede nach vorne — vor die Magengegend — geschoben wurde, um „gebreitet" (briert) zu werden. Jede Rüste wurde nämlich fächerförmig ausgebreitet: bald hielt die linke Hand die Rüste, und die rechte breitete, bald umgekehrt. War der Hanf gebreitet, so handelte es sich darum, die unter dem Schürzenband festgeklemmten Enden „auszupulen" und langzuziehen.

---

[1]) Jede Bäuerin pflegte die Hanfhede in drei Säcken aufzubewahren, in dem einen die Rüppel- und Schwingelhede, im zweiten die schlechtere, im dritten die bessere Hechelhede.

[2]) Bei der Hede sprach man nicht von Knocken; die einzelnen zusammengewickelten Teile hießen vielmehr Döten (Klumpen, Haufen, vgl. Ten Doornkaat I 323). Die Hede wurde ebenfalls zum Rocken gebreitet, nur sah dieser weniger schön aus als die Flachs- und Hanfrocken, weil die Hede zu kurz war.

Damit hierbei der Wocken nicht gezerrt wurde, schob man den Hanf rechts und links unter die Lenden. Die von dem Schürzenband losgelösten Enden legte sich nun die Magd ganz an die Brust hinauf und zupfte sie „schön klar", während sie den Hanf mit dem gesenkten Kinn (mit 'n Bort) festhielt. Diese ausgezupften, unter dem Kinn liegenden Enden wurden die Krone des Wockens. Die unteren, in der Kniegegend liegenden rauhen Enden bog man ein wenig um, so daß sie hernach beim Wickeln nach innen kamen und nicht zu sehen waren; dann sah der Hanf unten am Wockenstock stuw (stumpf) aus, und en stuwen Wocken intobriern war der Stolz der Spinnerin. War der Hanf mit dem Wockenstock aufgewickelt, so wurde der umwickelte Stock vermittelst des Stickens, in den er unten auslief, in den Arm des Spinnrades gesteckt und dann das „große" Wucken-blatt mit einem roten wollenen oder baumwollenen Band herumgebunden, schließlich um den Hals, über den die schön gezupfte Spitze noch fingerlang hinaussah, das „kleine" Wucken-blatt befestigt. Die Wockenblätter bestanden meistens aus Pappe und waren mit bunt bedrucktem Papier beklebt. Auf dem großen Wockenblatte las man in goldenen Buchstaben einen Spruch, wie:

Wult du nich spinnen,
Kriegst du ken Linnen,

oder:

O holdes Mädchen mit dem Rädchen,
Spinn um uns das Liebesfädchen!

Über die Bearbeitung des Flachses können wir uns kurz fassen. Er wurde etwa in der Mitte des Mai gesät, einmal gegätet und etwa gleichzeitig mit dem Hanf aufgezogen. Etwa zwei Hände voll Flachs wurde immer mit einem Strohseil zu einer kleinen Garbe zusammengebunden. Dann lag der Flachs ebenso wie der Hanf 4—5 Wochen ausgebreitet (sprîrt) in der Heide,[1]) hierauf harkte man ihn zu kleinen, etwa sechs Rüsten fassenden Bunden

[1]) Seltener ließ man ihn vorher in einer Vertiefung mit stehendem Wasser (einem Soll) faulen (röten); in diesem Falle lag er eine erheblich kürzere Zeit, etwa acht Tage, in der Heide. Für die Dauer des Rötens galt der Satz: Je finer dat Flas is, desto länger mut't röten (Jahrb. 3, 160).

auf. Schließlich band man ihn wieder zu kleinen Garben und fuhr ihn so zum Bauerhause. Die weitere Behandlung (das Trocknen im Backofen, das Braken[1]) usw.) entsprach der des Hanfes. Sollte Samen „aufgenommen" werden (Lin-saat upnehmen),[2]) so wurde der Flachs in der Heide nicht gespreitet, sondern zur Schonung der Samenkapseln lose an Staken in Reihen aufgestellt; dann fuhr man ihn in Bunden nach Hause und schlug ihn bundweise auf dem Ausschlagebock aus.[3]) Daran schloß sich dann das Trocknen der Bunde im Ofen.

Nach dem Hecheln waren Hanf und Flachs genügend gereinigt, so daß nunmehr das Spinnen seinen Anfang nehmen konnte. Doch bevor wir zum Spinnrade übergehen, ist über die Bearbeitung der Wolle bis zur Spinnfertigkeit zu sprechen. Hierbei kommt zunächst der Färbetopf in Betracht. Dieser, dessen jede Frau zum Blaufärben der Wolle[4]) bedurfte und der warm stehen mußte, wurde mit Vorliebe in einer Ecke des Schafstalles inmitten des heißen Schafmistes eingegraben; andere stellten ihn auf den warmen Herd oder auch in warmes Wasser. Der Topf war mit Harn gefüllt; dieser gab die nötige Beize zur Färbung der Wolle. Gewöhnlich jeden zweiten Tag wurde frische Wolle hineingelegt; oben auf der Wolle lag, in ein Läppchen gebunden, ein Lot Indigo. Das Vollharnen des Topfes besorgten die Kinder, außer bei Erkältungen, denn dann nahm die Wolle die Farbe nicht so gut an.

---

[1]) Stellenweise kam der Flachs nach dem Trocknen im Backofen auf den Boden, und das Braken folgte erst im Herbste (Jahrb. 3, 160). Dem Braken ging in manchen Dörfern noch ein Baken voran: der Flachs wurde mit einem „schweren, fast quadratischen, tief in der Sohle eingekerbten Buchenbrett", an dem ein Stiel saß, geklopft (vgl. Jahrb. 3, 157 u. 160 und mnd. boken klopfen).

[2]) Hanfsamen wurde gewöhnlich gekauft; sollte er aufgenommen werden, so wurde der Hanf richtig gedroschen.

[3]) In anderen Gegenden der Heide wurden gleich nach dem Ziehen die Samenkapseln mit einem besonderen Instrument, der Riffel, abgestreift, der Flachs wurde, wie man sagte, rept. De Knutten ward den up Beddlakens aber up Knuttendelen dröght, naher dröscht un rain makt, entwerre up'n Stövmoel' aber dat ward sicht mit'n Linsev (H. Köhler, Jahrb. 3, 160).

[4]) Das Färben der Wolle war durchaus die Regel, denn das Färben des Wollgarns ergab leicht ein ungleiches, streifiges Blau.

Die herausgenommene Wolle wurde in lauwarmem Waſſer ſo lange geſpült, bis das abfließende Waſſer klar war, dann in einen nicht mehr gebrauchten Kartoffelkorb gelegt und zum Trocknen hinausgehängt.

Die Wolle, ſowohl die gefärbte wie die nicht gefärbte, wurde von den Kindern gezupft, dann folgte das Kratzen (Kraſſen). Die

Fig. 14. Wollekratzen.

hierzu dienenden Kratzen (de Kraſſen) waren zwei Bretter, auf deren Innenſeite ein Lederblättchen mit vielen gebogenen Haken genagelt war. Zurzeit (Fig. 14) legte man etwa eine Handvoll Wolle (das nannte man en Kraſſen) dazwiſchen und ſtrich, indem man jedes Brett an ſeinem Handgriff hielt, mit dem oberen ſo lange über das untere, bis die Wolle keine Dutten (Klümpchen)

mehr hatte und etwa wie Watte aussah. 10—12 solcher Teile ergaben ein Lopp.[1]) Jedes Lopp wurde, indem man die Spitzen der Krassen zusammennahm, zu einem losen Knäuel gedreht und die einzelnen Lopp in einem Korb oder Beutel aufgestapelt. Im Winter machte man die Lopp wieder auf, und es fand ein nochmaliges Kratzen statt. Dann wurde die Wolle von der Großmutter und der Frau, wie sie Zeit hatten, gesponnen. Diejenige Wolle,

Fig. 15. Dublieren des Wollgarns zum Verstricken.

die nicht verwebt, sondern verstrickt werden sollte, zwirnte man zusammen (tohôptwirnen), indem das Garn zwei- oder dreifädig zusammengesponnen (dubliert, drilliert) wurde. Zum Zusammenzwirnen diente ein Spulrad,[2]) das aber umgekehrt (verwint, vgl.

[1]) Auf dem Tod, der Gegend um Tostedt, Dohren, Wistedt, Langeloh, Otter und Welle (up dem Todte in Grimms Weist. III S. 222, v. J. 1534), wurden die Krassen zu einem Wrümpel (vgl. ostfr. wrümpeln wickeln, winden) zusammengedreht.

[2]) Als Spulrad benutzte man ein älteres Spinnrad, von dem der Arm mit Wockenstock und Wocken entfernt war.

mnd. vorwenden umkehren) getreten werden mußte, und der für 2—4 Spulen eingerichtete Spôlen-bluck[1]) (Fig. 15). Dann haspelte man die zusammengezwirnte Wolle spulenweise ab, und das Stricken konnte beginnen.

Das Strumpfstricken war im Nordwesten mehr Sache der Mannsleute: der Kuhhirte und der Schäfer hinter der Herde, die Knechte in der Spinnstube, der Altenteiler auf dem Sorgenstuhl und der Bauer auf der Ruhebank beim Ofen, sie alle mußten für den Bedarf des Hauses[2]) Hasen knütten (mnd. hase, hose = Bekleidung der Beine und der Füße, besonders Strumpf, knutten = knüpfen, stricken). Weiter südwärts, in der Gegend von Soltau und Schneverdingen, wurde durchgehends von Männern und Frauen gestrickt und in erster Linie zum Verkauf; es galt eben, den größeren Wollreichtum auszunutzen.[3]) Das große Mittelstück der Frauen- und der besseren Männerstrümpfe bestand aus blau gefärbtem Wollgarn, die oberen Reihen (dat Ringels, auch dat Windringels = gewundene R.) dagegen nur aus weißem Garn (vgl. den Strumpf S. 62, Fig. 5); auch für das Zehenende (de Tön, die Zehen) wurde weißes Garn benutzt; vermutlich betrachtete man dieses für die nicht sichtbaren Teile als ausreichend. Die Alltagsstrümpfe der Männer dagegen pflegten aus ungefärbtem Garn gestrickt zu werden oder auch aus einem Garn, das aus zusammengekratzter weißer und schwarzer Wolle gewonnen war. Verschiedene Strümpfe für die verschiedenen Jahreszeiten kannte man überhaupt nicht. Später wurden die Strümpfe der Männer oft — entweder ganz oder ihr Mittelstück — aus zusammengezwirntem weißen und blauen, auch schwarzen und weißen Garn hergestellt, bei den Frauenstrümpfen kam neben schlichtem blauen auch schlichtes schwarzes Garn, das mit der sogenannten swatten Pickfarw' (Pechfarbe) gefärbt war, in Gebrauch.

[1]) Er fand außerdem noch beim Zusammenzwirnen von Leinendraht für Tischtücher Verwendung.

[2]) Die Knechte strickten also auch für die Mädchen; diese flickten dafür das Zeug jener und nähten ihnen vielleicht einmal ein Hemd.

[3]) Vgl. den Strumpfhändler aus der Lüneburger Heide bei Suhr (Ausruf, Taf. 11), dessen Ausruf lautete: Hasen, tweern (zwirnene) Hasen. Vielfach wurde auch das Wollgarn verkauft und besonders nach England ausgeführt (Suhr, a. a. O. S. 13, 14).

So wenig geübt das Heidemädchen durchschnittlich mit der Nadel war, so geschickt verstand es mit Spinnrad und Webstuhl umzugehen. In der Heide wurde jenes bekannte Spinnrad ge-

Fig. 16. Das Spinnrad.

a. Bock. b. Schraube. c. Höft. d. Spill-ſtipels, zwiſchen denen die Spill (Spindel) läuft. e. Flucht. f. Arm. g. Wockenſtock. h. Wocken. i. Fechter oder Knecht. k. Lünze. l. Rand-ſtipels, zwiſchen denen das Rad läuft. m. Tre (Tretvorrichtung).

braucht, bei dem Spindel und Wocken ſich links vom Rade befanden; das handlichere Bockrad benutzten vorzugsweiſe die Frauen nichtbäuerlichen Standes. Wenn im Herbſt de Butenarbeit to

Schick un dat Spinnelwark (d. h. das Material zum Spinnen, also Hanf und Flachs) rein wür, dann wurden die Spinnräder (Spinn-roe) vom Boden geholt, gereinigt, geölt — und nun ging das Spinnen los. Gewöhnlich wurde es von den Mägden mit der freudig begrüßten Spinnarbeit so gehalten: Wo ihrer zwei waren, durfte die eine, wenn sie gemolken und gefüttert hatte, sik schier maken (d. h. ihr Stallzeug ausziehen und sik de Mütz upsetten, worunter das Haarmachen mit begriffen war) und sich zum Spinnen in die Stube setzen, während die andere die Hausarbeit besorgte. Die Magd, die gleich früh zu spinnen begann und nur des Mittags und des Abends beim Vieh mithalf, mußte an jedem Tage ein „Stück" spinnen, was vielleicht bis 10 Uhr abends dauerte; nachmittags nach dem Aufwaschen kam auch die andere Magd mit dem Spinnrad herein. Nachts hatten die Räder, auch das der Frau, ihren Platz auf dem Flett.

Das Spinnrad[1]) (Fig. 16) wurde gewöhnlich vom Drechsler aus Eschen- oder Erlenholz hergestellt. Zu ihm gehört einmal der dreibeinige Bock (Buck). In dem schräg aufwärts laufenden viereckigen Holzstück, das auf den drei Beinen befestigt ist und gleichsam den Rücken des Bockes[2]) bildet, sitzt eine Schraube (Schruw), deren gewundener Teil in dem Holzstück lagert, während der Handgriff links[3]) hervorragt. Auf dem erwähnten Schrägholze befindet sich nun ziemlich links ein abgerundeter kleiner Klotz, dat Höft.[4]) Durch den in das Schrägholz eingelassenen Zapfen dieses Klotzes geht der gewundene Teil der Schraube, so daß der Klotz der Schrägung folgend höher oder tiefer gestellt werden kann. Auf dem Klotz ist nun vermittelst desselben Zapfens eine Leiste angebracht, in der die Spill-stipels stecken, die beiden aufrecht stehenden

[1]) Das im folgenden beschriebene Rad war wenigstens in den bäuerlichen Kreisen der mir bekannten Gegenden das vorherrschende oder ausschließlich gebrauchte. Über andere Spinnräder Nordhannovers und der unteren Weser vgl. Niederf. 8, 48 u. 127.

[2]) Daß dieses Holz als zum Bock gehörig betrachtet wird, zeigt sich auch darin, daß ein Rad, bei dem die im folgenden genannte Schraube versagt, als „bocklahm" bezeichnet wird.

[3]) Von der Spinnerin aus gerechnet.

[4]) Vermutlich = mnd. hovet, hôft = Haupt, mit Bezug darauf, daß der Klotz wie ein Kopf auf dem Schrägholz sitzt.

Hölzer,[1]) zwiſchen denen die Spill, die Spindel, läuft. Über die Spindel wird die Spule (Spol) geſchoben und dieſe hinten mit der Rolle (Rull) feſtgeſchroben.[2]) Da nun die Schnur (Snur, bei Lüneburg Snor) über Spule, Spindel und Rad läuft, ſo ergiebt ſich, daß die oben erwähnte Schraube, indem ſie den Klotz höher oder tiefer ſchraubt, gleichzeitig Spule und Rolle dem Rade ferner oder näher bringt und dadurch imſtande iſt, der Schnur verſchiedene Spannung zu geben. Der gabelförmige hölzerne Teil der Spindel, an dem die Haken ſitzen, heißt die Flucht (mnd. vlucht), d. h. Flügel, hat alſo vom Herumfliegen ſeinen Namen.

Links (zwiſchen der Schraube und dem Klotz) ſteckt der Arm, der den Wockenſtock mit dem Wocken trägt und an dem häufig ein Gläschen mit Öl zum Schmieren des Rades hängt. Der ausgezogene Faden läuft durch das vorne in der Spindel befindliche Loch (Düll = Tülle) über die Haken der Flucht und windet ſich dann um die Spule. Um den unterſten Teil des Wockenſtockes liegt ein mit Waſſer gefülltes Blechnäpfchen (dat Stipp-dings), zum Anfeuchten der Finger dienend, wozu aber in der alten Zeit gewöhnlich die Zunge benutzt wurde.

An das Verbindungsholz der beiden vorderen Bockbeine iſt die Tretvorrichtung (Tred, Tre, d. h. Tritt) befeſtigt. Die beim Treten auf und nieder gehende und mit dem oberen Ende um ſich ſchlagende Stange heißt der Fechter, bei Lüneburg[3]) der Knecht, wobei an den um ſich hauenden Kriegsknecht zu denken iſt. Die vom Fechter gedrehte und ihrerſeits das Rad[4]) drehende Welle wird von zwei Holzpflöcken (Lünzen, bei Lüneburg Lönzen, Lönſen) in ihrer Lage feſtgehalten. Die Welle ruht in den ſo-

---

[1]) Zu Stipels vgl. oſtfr. ſtipe, ſtîp = Pfeiler, Stütze (Ten Doornkaat III 320).

[2]) Daher heißt die Rolle zwiſchen Lüneburg und Bleckede geradezu Schruw (Korr. 1, 77). — Bemerkenswert iſt ferner die in dieſer Gegend, aber auch im Nordweſten begegnende Bezeichnung Vör-tüg, der Geſamtausdruck für die Stipels, die Spindel und alles, was auf dieſer iſt; das Wort meint die Stücke, die „voraus" ſtehen, der Spinnerin am nächſten ſind.

[3]) Korr. 1, 77.

[4]) Bei Lüneburg de Drift (Treibung, das Getriebene) genannt, Korr. 1, 77.

genannten Rand-ſtipels,[1]) die ihrerſeits in dem mehrfach erwähnten Schrägholz befeſtigt ſind.

Von der Spule wurde das Garn abgehaſpelt. Die Linke hielt die auf einen Spolen-ſticken geſteckte Spule, während die Rechte die oder, wie man in der Heide ſagt, „den" Haſpel drehte (Fig. 17).

Fig. 17. Abhaſpeln des Garns.

Die Querhölzer der Haſpelſpeichen, über die ſich das Garn wand, hießen de Kruck, eigentlich „die Krücke".[2]) Das bei einer Um-

[1]) Der Name ſtammt wohl daher, daß die beiden Stützen von den Rändern des Bockes auslaufen.

[2]) Vermutlich galt die Bezeichnung Kruck urſprünglich jedem Querholz einſchließlich der zugehörigen Speiche.

drehung sich aufwindende Garn war ein Faden. 90 Fäden ergaben ein Bind; die Haspel war nun so eingerichtet, daß nach der 90. Umdrehung der mit den Kammrädern verbundene Hammer niederfiel und so jedes abgehaspelte Bind ankündigte. Das Bind wurde mit einem Bande, dem aus dem letzten Rest des Wockens gesponnenen Fisselband,[1]) zusammengebunden, woraus sich auch der Name (= das Gebinde) erklärt. Abgenommen wurde das Garn aber erst, wenn ein Stück auf der Haspel saß. Zu einem Stück gehörten zehn, in anderen Gegenden der Heide zwölf Bind.[2]) Auf die Spule gingen bei feinem Garn sechs und mehr Bind, bei stärkerem entsprechend weniger, vielleicht drei bis vier. Da, wie schon erwähnt, die tägliche Arbeitsleistung ein Stück war, so ergiebt sich leicht, daß die Spinnerin täglich etwa zwei Spulen voll spann. Der eigentliche Zeitpunkt des Haspelns war der Sonnabendabend; einen Teil der Arbeit erledigten die Hausfrau oder die Altenteiler schon in der Woche, weil sonst die Spulen nicht reichten.

War in allen Häusern das Spinnen ordentlich im Gange, so begann das Utgahn, das Ausgehen mit dem Spinnrade (se güngen mit 'n Rad ut). Ein kleines Dorf bildete eine einzige Spinnstube, ein einziges Gelach (= Gelage) oder Spinn-gelach, in einem größeren taten sich die Mägde zu mehreren „Gelachen" zusammen: so spannen vielleicht die des oberen und die des unteren Dorfes (de ut den Bawendörp und de ut den Nerdendörp) zusammen, natürlich jede Magd für ihre Frau. Zwischen ein und zwei Uhr nachmittags sah man die Mädchen, das Rad hoch im Arm, nach dem Hause eilen, dor von Dag' (heute) de Reg (Reihe) an wür. „Goden Dag, nu kriegt Ji Spinners", so sagten sie bescheiden zu der fremden Hausfrau. „Ja, gaht man sitten!" Sie setzten sich in eine Reihe, doch so, daß sie sich beim Spinnen durch den Zug der „wehenden" Räder nicht belästigten. Ein stattlicher Anblick diese Schar munterer, schierer Spinnerinnen. Wie flogen die Hände, zumal wenn es mit der Nachbarin um die Wette ging,

---

[1]) Wohl von mnd. vese (Fasen, Fädchen), also Band aus den letzten Fäserchen, wie mnd. vese-laken ein Laken von Wollabfall bedeutet.

[2]) Diese Zahlen beziehen sich auf Flachs- und Hanfgarn. Bei der Flachs- und Hanfhede rechnete man nur acht (bei der Rüppelhede sogar nur sechs Bind) auf ein Stück.

wekeen toirſt en Oewerſpinners kriegt (wer zuerſt einmal über die Spule ſpinnt)! Ein reger Eifer belebte ſie alle, mochten ſie wohlhabend oder arm ſein; die Töchter waren eben damals auch nichts weiter als Dienſtmädchen. Die Bauerfrauen waren mit dieſer Verſchmelzung von Arbeit und Geſelligkeit gern einverſtanden: in Geſellſchaft wurde mehr beſchickt, und da das Gelach umging, kam jedes Haus vielleicht alle 8—14 Tage einmal an die Reihe, während die Frauen ſämtliche übrigen Tage Ruhe hatten. Umſtände wurden nicht gemacht: um drei Uhr kam der große blecherne Kaffeetopf auf den Tiſch, dazu Milch, Grobbrot und Butter, Zucker gab es nicht; alles ſo, wie die Mädchen es zu Hauſe bekamen. Sie trugen eine reine Schürze, eine beſſere Haube, Rock und Jacke aus Beiderwand, ein Halstuch und hölzerne Pantoffeln, die während des Spinnens neben dem Rade ſtanden. Um fünf Uhr ging es nach Hauſe; man nahm das Kleid auf (dazu dienten die beiden unteren Schürzenbänder, die Ors-bann') und fütterte. Nachdem zu Hauſe gegeſſen worden war, wurde die Spinnſtube wieder aufgeſucht. Bald ſtellte ſich denn auch die männliche Jugend des Dorfes ein, die, da die Reihenfolge feſtſtand, natürlich ſtets wußte, wenem (wo) von Dag' de Dirns würen. Gewöhnlich nahmen ſie, die kurze Pfeife rauchend, hinter den ſpinnenden Mädchen auf der Bank Platz. Die Eltern gingen abends gewöhnlich zur „Freundſchaft" und überließen die junge Welt ſich ſelbſt: we hebbt hüt dat Gelach. In der Spinnſtube wurde geplaudert und geſcherzt, und während die Räder ſchnurrten, erklangen die Lieder. Da ſang man:

Was nützet mir ein ſchöner Garten,
Wenn andre drin ſpazieren gehn
Und pflücken mir die Röslein ab,
Woran ich meine, ſo ganz alleine, woran ich meine Freude hab'!

Da ſang man von dem Fähnrich, der ſich in ein Mädchen verliebt hatte, „eine Hübſche, eine Feine", von dem Mädchen, das dem fernen Schatz die Treue bewahren will:

Im Roſengarten
Will ich Deiner warten
Im grünen Klee,
Im weißen Schnee.

Ein anderes Liebeslied hob mit dem Ruhm des alten Köln an:

Köln am Rhein, Du ſchönes Städtchen,
Köln am Rhein, Du ſchöne Stadt,
Und darinnen muß ich laſſen
Meinen herzallerliebſten Schatz.

Auf die Frage der Schlußſtrophe:

Wer hat denn dieſes Lied geſungen,
Wer hat denn dieſes Lied erdacht?

lautete in der Heide die Antwort:

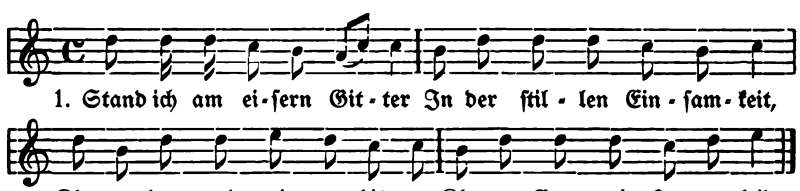
Es haben geſungen zwei — Schäferjungen
Zu Köln am Rhein beim Mondenſchein.

Während dieſe Lieder noch heute auf dem flachen Lande und beim Heere geſungen werden, ſind die ſieben folgenden Spinnlieder ſo gut wie vergeſſen.

1. Ein[1]) hübſches Mädchen, jung und zart,
Von Tugend fromm und ſchön,
Darinnen verliebt' ſich ein Reiter,
Der Reiter der mußte gleich weiter,
Mußt' in den Krieg einziehn.

2. Ach Schönſter, mußt du fort von hier,
In die weite Welt hinein?
Aber dann trifft mich das Leiden,
Daß wir uns müſſen ſcheiden,
Müſſen auseinander gehn.

3. Dies iſt der letzte Abſchiedskuß,
Die Trennung fällt mir ſchwer,
Feinsliebchen, wir müſſen auseinander,
Wer weiß, wie lang' ich muß wandern
In fremdem Land umher!



[1]) Nach der Weiſe: „Schier dreißig Jahre biſt du alt."

2. O, wie bin ich ſo verlaſſen
Auf der Welt von jedermann!
Feind' und Freunde tun mich haſſen,
Keiner nimmt ſich meiner an.

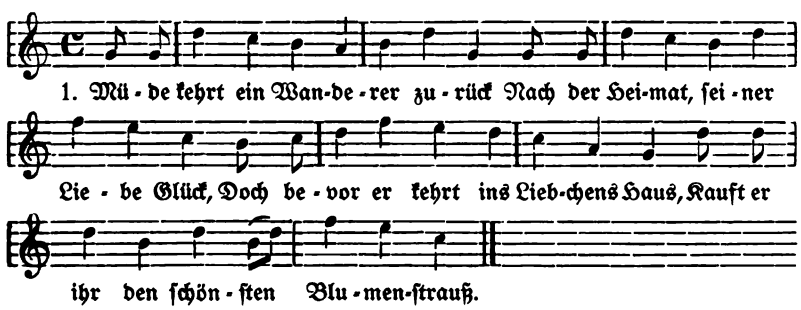
3. Einen Vater, den ich hatte,
Den ich oftmals Vater nannt',
Eine Mutter, die mich liebte,
Die hat mir der Tod entwandt.

4. Beide ſind für mich verloren,
Beide ſind für mich dahin.
O, wär' ich doch nicht geboren,
Weil ich ſo unglücklich bin!

5. Treuſter Jüngling, meinſt Du's redlich
Oder liebſt Du nur aus Scherz?
O bedenk, es iſt gefährlich
Für ein junges Mädchenherz.

6. Treuſter Jüngling, nimm zum Pfande
Dieſes blondgelockte Haar
Mit dem roten ſeidnen Bande,
Das auf meinem Buſen war!

7. Und wenn ich dann ſterben ſollte
Und getrennt von Dir ſollt' ſein,
So pflanz denn auf meinem Grabe
Schönſte Blum' Vergißnichtmein!



2. Und die Gärtnersfrau, ſo hold, ſo bleich,
Führt ihn zu ihrem Gärtchen gleich,
Und bei jeder Roſe, die ſie bricht,
Rollen Tränen ihr vom Angeſicht.

3. Warum weinſt Du, holde Gärtnersfrau,
Weinſt Du um das Veilchen himmelblau,
Um die Roſe, die Dein Finger bricht?
Nein, um das alles wein ich nicht.

4. Ich weine nur um den Geliebten mein,
Der gezogen in die Welt hinein,
Der mir ewge Treu geſchworen hat,
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab.

5. Ich, Dein Geliebter, kehre nun zurück,
Ich blieb Dir treu und hoffte Liebesglück.
Warum warſt Du untreu in der Zeit?
Warum brachſt Du den geſchwornen Eid?

6. Treue Liebe haſt Du nicht gehegt,
Aber Blumen haſt Du mir gepflegt,
Darum gieb mir, holde Gärtnersfrau,
Einen Strauß von Deinen Veilchen blau!

7. Mit dem Blumenſträußchen in der Hand
Will ich wandern durch das ganze Land,
Bis der Tod die müden Augen bricht —
Leb wohl, leb wohl, vergiß mein nicht!

---

1. Es[1]) war einmal ein roter Huſar,
Der liebt' ſein Mädel ein ganzes Jahr,
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr,
Die Liebe nahm kein Ende mehr.

2. Als der Huſar in fremde Land,
Da wurde ſein Feinsliebchen krank,
Sie wurde krank und noch viel mehr,
Die Krankheit nahm kein Ende mehr.

3. Als der Huſar die Botſchaft kriegt,
Daß ſein' Allerliebſte im Sterben liegt,
Da nahm er gleich ſein Hab und Gut
Und eilt' nach ſeiner Allerliebſten zu.

4. Gegrüßt ſeiſt Du, Feinsliebelein,
Was liegſt Du hier im Bett allein?
Gegrüßet ſeiſt Du, roter Huſar,
Komm, geh mit mir ins kühle Grab!

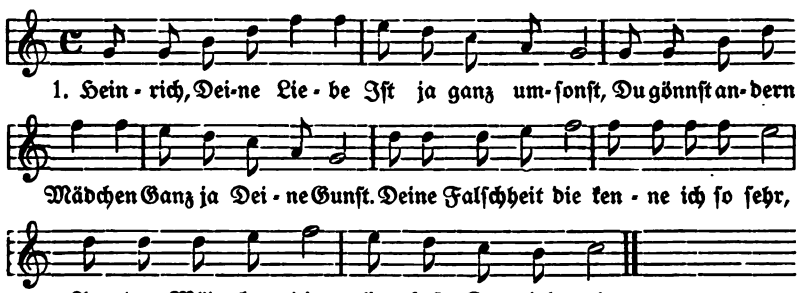
---

[1]) Nach der Weiſe: „O Tannebaum, o Tannebaum."

5. Er nahm ſie ſanft in ſeine Arm',
Sie wurde kalt und nicht mehr warm.
Ach Mutter, entzünd geſchwind ein Licht,
Feinsliebchen ſtirbt, ich ſeh es nicht.

6. Wo kriegen wir die Träger her?
Zwölf Bauersknecht die ſein zu ſchwer,
Zwölf rote Huſaren die müſſen es ſein,
Die tragen mein Feinsliebelein.

7. Nun hab ich getragen ein rotes Kleid,
Jetzt muß ich tragen ein ſchwarzes Kleid.
Ein ſchwarzes Kleid ſechs, ſieben Jahr,
Bis daß das Kleid zerriſſen war.[1])



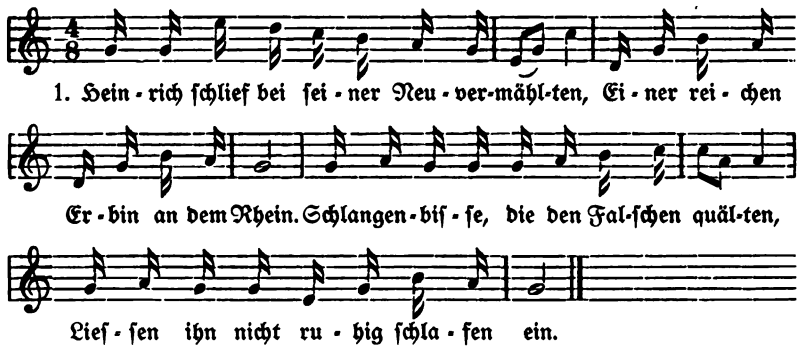
2. Du liebſt ſie bald hier und liebeſt ſie bald dorten,
Falſche Briefe ſchickſt Du mir durch die Boten.
Deine Falſchheit die kenne ich ſo ſehr,
Andre Mädchen die liebeſt Du viel mehr.

3. Denn es braucht ſich ja kein Gärtner zu bemühn,
Solches Unkraut das findet man ſchon blühn,
Solches Unkraut das wächſet ja gar bald,
Es mag warm ſein oder es ſei kalt.

4. Denn es giebt ja keine Roſe ohne Dorn,
Und es giebt auch keine Liebe ohne Sorgen,
Denn wo zwei oder drei Verliebte ſein,
Da muß der eine gewiß betrogen ſein.

---

[1]) Die beiden letzten Zeilen ſcheinen unrichtig überliefert.



2. Zwölfe ſchlug's, da drang durch die Gardinen
Plötzlich eine kalte, weiße Hand.
Was erblickt er? Seine Wilhelminen,
Die im Sterbekleide vor ihm ſtand.

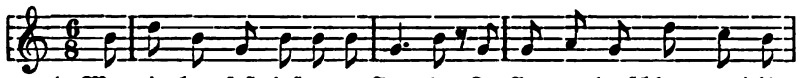
3. Zittre nicht, ſprach ſie mit leiſer Stimme,
O Du mein Geliebter, zittre nicht!
Ich erſcheiue nicht vor dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht.

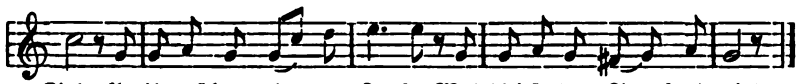
4. Warum traut' ich Schwache Deinen Schwüren,
Die mir einſt Dein falſches Herze gab?
Warum ließ ich mich durch Worte rühren,
Die nur Deine Heuchelei mir gab?

5. Unglück hatte zwar mein junges Leben
Bis zum Tode völlig abgekürzt,
Tugend hat mir Kraft genug gegeben,
Daß ich nicht zur Hölle bin geſtürzt.

6. Weine nicht, denn eine Welt wie dieſe
Iſt der Tränen, die Du weinſt, nicht wert —
Lebe wohl und ſei getreu dem Mädchen,
Das Du Dir zur Gattin haſt erwählt!

7. Lebe glücklich und vergnügt auf Erden,
Bis die Seele vor dem Throne ſteht,
Wo Du einſtens Rechenſchaft mußt geben
Von dem Mädchen, das Du haſt verſchmäht!





2. Sie ſaß ſo trüb und ſo traurig,
So hold, ſo geiſterbleich,
Und dunkle Wolken zogen,
Und Wellen ſchlug der Teich.

3. Der Geier flog über die Berge,
Die Möwen ziehn ſtolz einher,
Das düſtre Geſträuche rauſchet,
Es fallen die Tropfen ſchwer.

4. Und von Mariechens Wangen
Die heiße Träne rinnt,
Und ſchluchzend in ihren Armen
Hält ſie ihr ſchlummernd Kind.

5. Dein Vater lebt herrlich in Freuden,
Gott laß es ihm wohl ergehn!
Er gedenkt nicht an uns beiden,
Will mich und Dich nicht ſehn.

6. Drum ſtürzen wir beid' uns hinab
In die dunkle Tiefe des Sees —
Da ſind wir beide geborgen
Vor Kummer, Angſt und Weh.

7. Da öffnet das Kindlein die Augen,
Schaut fröhlich auf und lacht,
Die Mutter die drückt es vor Freuden
An ihre Bruſt und ſagt:

8. Nein nein, wir wollen leben,
Wir beide, Du und ich:
Deinem Vater ſei's vergeben,
Wie glücklich machſt Du mich!

Die unglückliche Liebe, die Falſchheit und Untreue, das Scheiden und Meiden war vorwiegend der Inhalt dieſer Lieder, und auch aus ihren Weiſen klingt der dem norddeutſchen Weſen ſo ver-

traute schwermütige Ernst. Die Vermittler dieser Poesie waren neben dem wandernden Handwerksburschen der guten, alten Zeit der gediente Soldat und der Leierkastenmann (de Kirdel mit 'n Dudelkassen), der zur Drehorgel sang und die Texte verkaufte.[1])

So floß unter Sang und Scherz die Arbeit der Spinnstube munter fort. Dem Mädchen wurde vom Burschen der Faden abgerissen oder der Wocken weggenommen. Man gab Rätsel auf, darunter freilich auch jene zweideutigen, bei denen die Mädchen erröteten und für die der unschuldig dareinschauende Bursche eine harmlose Lösung in Bereitschaft hielt. Da wurde auch wohl zwischendurch ein Tänzchen gemacht, die Tagesneuigkeiten durchgenommen, Spukgeschichten erzählt und Dorfreime gemacht oder weiter gegeben; diese Reime, die man übrigens ähnlich auch in den Städten auf die lieben Mitbürger dichtete, zählten die einzelnen Dorfbewohner auf und charakterisierten sie mit mehr oder weniger Witz und Laune, z. B.:[2])

Rehmens oewern Wegen (jenseits der Wege),
Tittens mit ehr'n Tax (Dachshund) danewen,
Pets mit de velen jungen Kinner,
Hennings mit de velen jungen Rinner.

Dem bisher gezeichneten, im ganzen schönen und anmutenden Bilde der Spinnstube fehlen nun aber auch die unschönen Züge nicht. So war es stellenweise geradezu Sitte, daß, sobald im Laufe des Abends die Mädchen aufstanden, um sich einmal im Freien zu ergehen, von einem Burschen das Licht auf dem Flett ausgelöscht wurde; ein wüstes Geschrei erfüllte das Haus, und allerlei Ausschreitungen folgten.

Am Sonnabend war aus Achtung vor dem Feiertag keine Spinnstube,[3]) die Mädchen gingen aber am Nachmittage einzeln mit dem Rade hierhin und dorthin, vielleicht zur Häuslingsfrau oder zu den im Dorfe wohnenden Eltern. Von Zeit zu Zeit er-

---

[1]) Die truppenweise herumziehenden fremden Musikanten, gewöhnlich de Prager genannt, spielten nur auf.

[2]) Als Probe aus einem Dorfreim, der 1847 in Buchholz lebte (mitgeteilt in den Harburger Anz. 4. 1. 1904).

[3]) Offenbar eine weitverbreitete Sitte; selbst im Elsaß fiel an diesem Tage die „Maistube" (Mädchenstube) aus.

hielten ſie auch Erlaubnis, nach einem Nachbardorf auf Beſuch zu gehen und dort zugleich den Sonntag zu verbringen. Zu dieſem Zwecke breiteten ſie ſich einen beſonders großen Wocken ein, um damit zu reichen, und nahmen auch mehrere Spulen mit. Frohlockend kehrten ſie dann am Sonntag Abend zur Bauerfrau zurück: So vel hew ik ſpunnen! Am Sonnabend Abend wurde gewöhnlich, wie ſchon erwähnt, gehaſpelt, und ſtattlich nahm ſich die Ecke der Stube aus, in der an den Haken Stück neben Stück hing.

Im Februar (üm Lichtmeſſen, 2. Februar) wurde in der Wohnſtube das Webetau, dat Wew-tau,[1]) aufgeſchlagen, und fortan hielt der Webſtuhl die Großmagd außer der Zeit des Melkens den ganzen Tag an ſich gefeſſelt.[2]) Die Hausfrau, die Häuslingsfrau und die Kleinmagd halfen ihr das Garn aufs Webetau bringen (en Wark up't Tau bringen, upmaken, uptehn oder uptrecken), der Großvater oder die Großmutter machte hinter dem Ofen die Spulen für das Weberſchiffchen. Der Webſtuhl blieb bis zum Mai in Benutzung; dann wurde er wieder auseinander genommen und bis zum nächſten Winter Stück für Stück weggeſetzt. Die Webſtühle waren durchweg aus altem Eichenholz gebaut und erbten von Geſchlecht auf Geſchlecht weiter: in manchen Häuſern hat nachweisbar ein zweihundertjähriger Webſtuhl geklappert. Das Holz war etwa 18 Centimeter dick und 30 Centimeter breit; die hintere Höhe betrug 1,70 Meter, die vordere 1,10 Meter.

War das Garn geſponnen, ſo wurde es zwei Stunden in dem großen Keſſel mit geſiebter Holzaſche gekocht. Dann wurde es mehrmals geſpült, auf eine Holzſtange gezogen und ruckweiſe gerade gezogen (ſtött, eigentlich geſtoßen). War das geſchehen, wurde durch jedes Stück unten eine zweite Stange gelegt, um das Garn vor dem Zerwehen zu ſchützen. Wenn das Garn

---

[1]) Tau bezeichnete früher jedes Gerät (ſo noch in Wagen-tau = das Holz, an dem die Schwengel des Wagens befeſtigt werden, und Haken-tau, vgl. S. 70), alſo Wew-tau (mnd. weve-tau) = Webegerät. Daneben wird das einfache Tau für Webſtuhl gebraucht. In der Heidmark ſagt man Wew-ſtell (vgl. mnd. wever-ſtel), alſo „Geſtell zum Weben."

[2]) Die Kleinmagd lernte das Weben im Laufe der Jahre von der Frau oder der Großmagd.

trocken war, ging es an die Herstellung des Aufzugs (Uptoch). Man spulte, wenn man ein „Werk machen“ wollte (ik will en Wark von .. El maken), das betreffende Garn auf 20 große Spulen (vgl. Fig. 20 b). Die Zahl der Binde, die auf die Spule gehörten, richtete sich nach der Ellenzahl des Gewebes. Die Spulen wurden dann auf die Scher-lidder gesteckt (Fig. 18), ein leiterähnliches Gestell, das entweder, wie auf unserer Abbildung, aufrecht auf besonderen Füßen stand oder auf zwei Stühlen lag, und nun das Garn geschert (schoren), d. h. geordnet. Der Zweck des Scherens war, die Fäden des Aufzuges in bestimmter Ordnung auf den sogenannten Scher-rahmen zu bringen.

In alter Zeit scheint als Scherrahmen ein Gestell gedient zu haben, das aus zwei kürzeren senkrechten Leisten mit Zapfen und außerdem aus zwei längeren wagerechten Verbindungsleisten bestand. Dieses Gestell wurde an beliebiger Stelle gegen die Wand gelehnt. Später ist man auf den Gedanken verfallen, die Zapfen, über denen die Fäden zu liegen kamen, in den beiden zwischen Flett und Diele stehenden Höftständern (vgl. Fig. 31) und zwar auf der dem Flett zugewandten Seite zu befestigen. In alten Häusern findet man noch vielfach Löcher an dieser Stelle, das sind, wie man belehrt wird, die Reste eines „Scherrahmens“, ein nicht genauer Ausdruck, da ja von einem „Rahmen“ in solchen Fällen keine Rede sein kann. Bei dieser Art des Scherens liefen also die Fäden über den Vorplatz oder genauer über den Anfang des Vorplatzes; daher nannte man dies oewer dat Flett scheren. Das fortwährende Hinundhergehen von einem Höftständer zum anderen war nun aber ein Übelstand. So hatte man denn in vielen Häusern einen drehbaren, „runden“ Scherrahmen, bei dem der Scherer (die scherende Frau, das scherende Mädchen) selbst still stand. Einen solchen zeigt Fig. 18. Er bestand aus zwei gekreuzten Rahmen; mitten durch den einen lief ein langer Stock, der gewöhnlich auf dem Flett zwischen dem Fußboden und der Decke eingestellt war und um den als Achse sich die vier von Zeit zu Zeit angestoßenen und die Fäden um sich aufwickelnden Flügel drehten. Die Zapfen waren, wie die Abbildung zeigt, teils oben, teils unten angebracht; von den einen Zapfen bis zu den anderen geschoren ergab jedesmal einen „Gang“.

Fig. 18. Scheren des Garns.

Die Anzahl der Gänge, die geſchert wurden, richtete ſich nach der gröberen oder feineren Beſchaffenheit des Garns, und jeder Anzahl der Gänge entſprachen ein beſtimmter Kamm und beſtimmte Hebel. Man kannte den ſechzehner, achtzehner, zwanziger Kamm und ſo fort bis zum vierziger Kamm. Der ſechzehner Kamm wurde beim gröbſten Leinen, der vierziger beim feinſten benutzt; beim ſechzehner Kamm wurden ſechzehn, beim achtzehner Kamm achtzehn Gänge geſchert u. ſ. w.[1]) Selbſtverſtändlich beſaß nicht jedes Haus ſämtliche Kämme und Hebel, wohl aber eine größere Anzahl, je nach Bedürfnis.

Auf die Einzelheiten des Scherens kann hier nicht eingegangen werden. Daß aber eine bedeutende Fertigkeit dazu gehörte, die zwanzig Fäden mit den zehn Fingern richtig zu leiten, leuchtet ein. Die Fäden mußten von den Spulen her ſo gegriffen werden, daß ſie auf jeder Hand fünf Kreuze bildeten (fif ünnen, fif bawen); dieſe kreuzartige Anordnung wurde dann auf die Zapfen und ſo auf die Kette übertragen. Der betreffende Teil der Kette hieß die Liſt (von dem Leſen[2]) der Fäden). Durch die Liſt wurde beim Weben, wie wir noch ſehen werden, der „Sprung“ bewirkt und ſo das Durchſchießen der Spule ermöglicht; den Sprung unterſtützten Stöcker, die hinter den Hebeln (von der Weberin aus gerechnet) durch das aufgezogene Garn gelegt wurden (Liſt-ſtöcker).

Nach je vier Doppelellen wurde beim Scheren das Garn bezeichnet; dieſe Stellen nannte man Smitten; die Schmitten ſtellte man gewöhnlich durch ein abfärbendes Blatt her, gewöhnlich ein Kohlblatt oder ein ſogenanntes Butterblatt,[3]) ſeltener durch ein Stück Holzkohle, da dieſe Flecken ſchwerer herauszuwaſchen waren. Man bezeichnete die betreffenden Stellen, um beim Weben zu wiſſen, daß wieder vier Doppelellen herum waren. Dem Scheren

---

[1]) War das Garn beiſpielsweiſe mit achtzehner Kamm auf das Webetau gebracht, ſo waren 18×20 Fäden vorhanden; dieſe liefen durch 180 Abteilungen des Kammes (je zwei durch dieſelbe Abteilung).

[2]) An dieſer Deutung iſt nicht zu zweifeln. So hieß es, wenn ein Verſehen vorgekommen war: Du heſt bi't Leſen nich uppaßt, heſt en Draht utlaten.

[3]) Dieſe Blätter wurden ſonſt zum Einwickeln verkaufter Butter verwendet, daher der Name.

folgte das Abſcheren (Af-ſcheren), und nun ging es mit der Kette zum Webſtuhl (Fig. 19).[1])

Zunächſt galt es, ſie auf den Garnbaum (Gorn-bom) zu bringen. Hierzu wurde das Garn unter dem Aufziehbaum (Up-tehner-bom) durchgezogen und um den vor der Webenden befindlichen Bruſtbaum (Boſt-bom) geführt, dann die einzelnen Gänge durch den Rêl-kamm[2]) gelegt und nun am Garnbaum befeſtigt. Dies Befeſtigen konnte auf zweierlei Weiſe geſchehen. In dem Garnbaum befand ſich eine Rille, und in dieſer lag ein herausnehmbarer Stock (Pitſch, Peitſche genannt). Um dieſen wurden die Fäden gelegt, dann die wieder eingelegte Peitſche durch vorgeſteckte Pflöcke in der Rille feſtgehalten. Einfacher war das Verfahren, das Garn an einem am Garnbaum ſitzenden Stück fertigen Leinens, dem Na-laters, zu befeſtigen. Dem Befeſtigen folgte das Aufziehen. Zwei drehten den Garnbaum an, eine hielt den Relkamm (ſe höl den Stirt, wie man ſcherzhaft ſagte),[3]) damit das Garn „ſchlicht auf den Baum kam“, und die vierte recht ſtramm die Kette, damit das Garn „feſt darauf kam.“[4]) Ging das Aufziehen nicht glatt vor ſich und mußten die Dreher deshalb öfter einen Augenblick mit dem Drehen aufhören, ſo ſcherzte man: Dor kummt all wedder en Sünndag. Durchſchnittlich wurden aber in einer halben Stunde hundert alte Ellen aufgezogen.

Nun galt es, die Enden des aufgezogenen Garns an den Enden des vorigen Aufzuges zu befeſtigen. Das vorige Gewebe war

---

[1]) Die Aufnahme des Webſtuhls iſt unter beſonders großen Schwierigkeiten erfolgt, und das Bild veranſchaulicht nicht alles. Trotzdem hoffe ich, daß das Bild und die beigedruckten Erläuterungen das im Text Gebotene in mancherlei Hinſicht verſtändlicher machen werden. Beim Garnbaum treten die einzelnen Fäden und der Buchſtabe (a) leider nicht deutlich genug hervor.

[2]) Köhler (Jahrb. 3, 161) giebt die Form Rêdel-kam, die auf mnd. rêden = fertig machen, bereiten zu weiſen ſcheint. Wahrſcheinlicher iſt mir aber die Herkunft von einem rêen, einer Nebenform zu mnd. rihen = reihen (vgl. Ten Doornkaat III 21). Der Relkamm bewirkte, daß das zwiſchen ſeine Stäbchen gelegte Garn breit auf dem Garnbaum zu liegen kam.

[3]) Vom Schweineſchlachten übertragen; Sinn: ſie tat wenig, ſo gut wie nichts dabei.

[4]) Vgl. Jahrb. 3, 161.

Fig. 19. Dat Wewtau oder Wewſtell (Webſtuhl).

a. Garnbaum, auf dem das zu verwebende Garn ſitzt und der vorn rechts drehbar iſt. Man beachte, wie das Garn (der Aufzug) von ihm durch die beiden Hebel (b) nach der Weberin zu läuft, vor der Weberin das Leinen um den Bruſtbaum (c) liegt und dann, ſchräg nach unten laufend, ſich um den Leinenbaum (d) aufrollt. Man erkennt, wie augenblicklich durch das Treten der der Weberin näher befindliche Hebel und damit die eine Hälfte der Aufzugsfäden heruntergezogen ſind. Durch den entſtandenen „Sprung" ſoll der Einſchlagsfaden geſchoſſen werden, den dann die Kammlade (e) feſt an das Gewebe fügen wird. f. Aptehnerbom, nur für das Aufziehen des Garns in Frage kommend. g. Sluk-ſche (Schließ-ſcheibe). h. Reſte früherer Aufzüge. Loſe an den Webſtuhl gelehnt ſind die Peitſche (i) und der Relkamm (k), über deren Verwendung beim Aufziehen des Garns der Text zu vergleichen iſt.

nämlich (von der Webenden gerechnet) jenſeits der Hebel abgeſchnitten worden, ſo daß die Fäden noch ein kleines Stück über die Hebel hinausragten.[1]) An dieſen Fäden wurden nun die neu aufgezogenen befeſtigt. Selbſtverſtändlich war hierbei die Vorausſetzung, daß wieder derſelbe Kamm mit denſelben Hebeln Verwendung fand.[2])

Jeder der aufgezogenen Fäden ſtand nunmehr mit demjenigen der beiden Hebel, durch deſſen Öſe er lief, in Verbindung, je zwei benachbarte Fäden mit verſchiedenen Hebeln. Waren die Liſtſtöcker (vgl. S. 114) eingelegt und die Tretvorrichtung an der Slut-ſchê,[3]) einem viereckigen Baume unterhalb des Garnbaums, befeſtigt, konnte das Weben beginnen. Die Tretvorrichtung hatte den uns ſchon vom Spinnrad her bekannten Namen Tre; auch das ältere Tred begegnet noch. Jedes Pedal war mit einem Hebel durch Riemen verbunden. Das abwechſelnde Treten der Pedale (dat Üm-pedden) bewirkte das umſchichtige Heruntergehen der Hebel[4]) und damit der Aufzugsfäden. Von dieſem Auf- und Niederſpringen der Fäden unmittelbar von der Weberin ſtammt die ſchon oben erwähnte Bezeichnung für dieſen Teil der Kette, de Sprunk.

Dem Einſchlag gab man, bevor er aufgeſpult wurde, durch folgendes einfaches Verfahren größere Weichheit und dadurch dem Leinen größere Feſtigkeit: Gröberes Garn ſteckte man in einen Sack, trug dieſen auf die Lehmdiele oder, wenn Eis war, auf die Eisdecke und bearbeitete ihn dort mit dem Dreſchflegel. Feineres Garn wurde ohne dieſe ſchützende Hülle gedroſchen.

Beim Herſtellen der Spulchen (Spölken oder lütte Spôlen) wurde die kleine, aus Rohr beſtehende Spule auf ein Spulrad[5])

---

[1]) Dieſe Aufzugsenden hießen dat Drömt, im Mnd. drom, drum, vgl. meine Beiträge S. 12f. Aus dem entſprechenden ſüddeutſchen Trumm iſt das hochd. „Trümmer“ entſtanden.

[2]) Andernfalls mußten die neuen Fäden zunächſt noch durch die Öſen der neuen Hebel gezogen werden.

[3]) Der Name (Schließ-ſcheide) hängt wohl damit zuſammen, daß dieſer Baum, der den beiden vorderen Seitenſtändern des Webetaus Halt geben ſollte, beim Zuſammenkeilen den Schluß bildete, zuletzt an die Reihe kam.

[4]) Hier und da liefen die betreffenden Riemen über Schwengel, die mit dem Pferdekopf verſehen waren.

[5]) Auf ein Spulrad ſteckte man auch die großen Spulen, auf die das Garn vor dem Scheren geſpult wurde (S. 112 und Fig. 20b).

gesteckt; das Garn, das aufgespult werden sollte, befand sich auf einer Garnwinde (dem Rêster), die ihrerseits auf den sogenannten Rêster-buck gesetzt war (Fig. 20a). Daß die fertige Spule in das Weberschiffchen (Schott-spol, Schet-spol) geklemmt wurde und in diesem beim Hinundherschießen des Schiffchens durch den „Sprung" das Garn sich entsprechend abwickelte, ebenso daß die zurückgezogene Kammlade oder genauer der in ihr befindliche Kamm jeden durchgeschossenen Faden glatt an das bisherige Gewebe fügte, darf als bekannt gelten.

Jedesmal, wenn etwa eine Handbreit gewebt worden war, wurde auf beiden Seiten die Spîr-rô ins Leinen gespannt; sie sollte das gewebte Stück festhalten, wie auch der Name andeutet, denn Spîr-rô ist die Sperr-rute, Sperr-scheide (von mnd. speren sperren, auseinanderbreiten). Das gewebte Leinen rollte sich um den Linnen-bôm, der durch ein Zahnrad, de Klink, stellbar war. Zeigte es sich, daß das Garn zu kladderich (fetzig) oder mürbe war, so schritt man zum Schlichten. Das Schlichten geschah so: Mit dem Nalat-stock oder Nalat-bom ließ man das Garn, soweit unterhalb des Garnbaums angelegte Bretter (de Ut-längen = Verlängerungsbretter) es gestatteten, sich nach hinten abwickeln. Das abgewickelte Garn wurde mit einer aus Roggenfeinmehl, bei gröberem Garn aus Buchweizenmehl gekochten Schlichte (Slicht) und einer besonderen Slichtel-böst gebürstet, hierauf nach dem Trocknen wieder aufgewickelt, um abgewebt zu werden.

Das Weben ging nicht immer sofort glatt von statten. Mennichmal[1]) wil't nich recht springen, un de Wever mut twe,[2]) dre, ok wol ver Stöcker (Liststöcker) in'n Uptoch leggen. Dat Sittelbredd[3]) licht oft ok nich topaß, un so gait mennichmal en hêlen Dag hen, bet't in'n Gank kumt. Wen't erst ördentlich gait, mut en Spöulken maken un Enn's binnen, wenn de Uptoch mal rit;[4]) un de Wever

[1]) Köhler, Jahrb. 3, 161.

[2]) In meiner engeren Heimat war das sofortige Hineinlegen von Liststöckern die Regel.

[3]) Das Brett, auf dem die Webende sitzt.

[4]) Man benutzte hierbei die Reste früherer Aufzüge, die gewöhnlich oben an der Kammlade hingen.

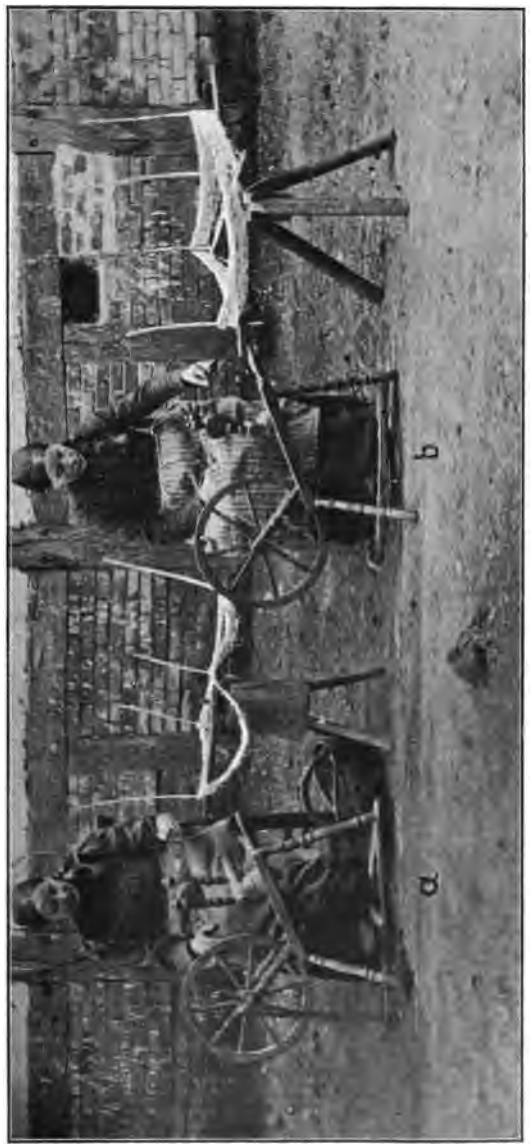


Fig. 20. Das Bespulen.

a. Herstellung kleiner Spulen (für das Weberschiffchen), b. großer Spulen (für das Scheren, S. 112).

ſmit de Schotſpoul un klapt mit de Kamlad', dat man ſin egen Word nich verſtan kan. Bi ſoſtainer aber twindiger (ſechzehner oder zwanziger) Linnen tau't dat fix (arbeitet das Webetau ſchnell), un de Wever mut alle Ogenblick nalaten (das Garn nachlaſſen, mit Hilfe des Nachlaßbaumes); aver bi finer Linnen, as achtuntwindiger aber gar verdiger, gait't man lankſam.

An das fertig gewebte Stück wurden Strippen genäht, dann „ſtrippte" man es mit Pflöcken zu vierwöchigem Bleichen auf dem Raſen des Grashofes „auf." Alle acht Tage wurde es, in ein altes Laken geſchlagen, in Holzaſche gekocht und geſpült und die Lauge auf der Bük-bank mit dem Bük-holt[1]) entfernt. Das vierte und letzte Mal kochte man das Leinen in grüner Seife. War es in heißem und kaltem Waſſer geſpült, wurde es zum Trocknen auf das Rick gehängt. Dann packte die Hausfrau das Stück mit Stolz in den Leinenkoffer, in heimlicher Freude für die heranwachſende Tochter oder zum Zerſchneiden für die Dienſtboten (ik mut för de Denſten ſnirn, lautete der Ausdruck).

Im Grashof ſtand oft eine Leinenhütte (Linnen-hütt), in der, beſonders in den Frühjahrswochen, ein Knecht oder eine Magd ſchlief, um die ausgebreiteten Leinenſchätze zu bewachen. Die Hütte beſtand aus zwei Spann Sparren; ſie war mit Stroh gedeckt und ſo hoch, daß ein Menſch gerade aufrecht hineingehen konnte. In ihr ſtand der Tiefe nach ein Bett, neben dem ein ſchmaler Gang zum Aus- und Anziehen der Kleider lief. Vor der Hütte lag der Hund.

Der Leinenſtoff wurde gewöhnlich aus Hanfgarn (hempen Gorn) gewebt; Flachs war, wie erwähnt, ſeltener, und flächſerne Leinewand (fleſſen Linnen) fand höchſtens für beſſere Bettlaken,[2]) die Ärmel der beſſeren Hemden, z. B. der beim Tanz getragenen, und die am Hemd feſtgenähten Kragen der Männer Verwendung. Hanfener Aufzug mit weißwollenem Einſchlage (wullen Inſlag) ergab den Beiderwand (mnd. beider-want „Tuch von Lein und Wolle"), auch Halfwullen genannt. Weiter ſüdwärts, in der

[1]) Über dieſes das Nähere ſpäter (ſiehe Regiſter).

[2]) Dieſes Leinen war weicher als das zwar ſtarke, aber auch ſcharfe Hanfleinen. Vgl. auch S. 92.

Heidmark mit ihrem größeren Schafreichtum, webte man reine Wolle;[1]) im Nordwesten wurden reine Wollstoffe (Laken), soweit man sie überhaupt trug, schon damals gekauft. Aus der Hanfhede wurde, wie teilweise schon erwähnt worden ist, das allergewöhnlichste Leinen gewebt für Säcke, die Sludder- oder Windbüxen (vgl. Fig. 5), Schuten,[2]) d. h. die beim Melken und Futtern getragenen groben Stallschürzen, grobe Handtücher und Escher-laken,[3]) die großen, viereckigen Laken, in denen man Gras oder Blätter heimschaffte, indem man die Bänder der vier Ecken zusammenband und das Laken über den Nacken schlug.

Die Handtücher wurden teils, wie erwähnt, aus Hede, teils aus Hanf hergestellt. Gern wurden aus einer Breite zwei Stücke geschnitten,[4]) die man dann, zusammengenäht, über die an einem Höftständer des Fletts festgehakte Rolle hängte. In diesem — meist hanfenen — Rollhandtuch (Rull-handok) trocknete sich jeder Hausgenosse; am Sonntag Morgen wurde ein neues eingespannt; zum Abtrocknen nach besonders schmutziger Arbeit hing wohl ein kürzeres Handtuch aus Hede da. Bei Festlichkeiten — einer Hochzeit, Kindtaufe — schmückte gern ein Paradehandtuch die Rolle; stellenweise, z. B. in Brietlingen bei Lüneburg, war es das Zeichen, daß noch kein Wochenbesuch angenommen wurde. Ein solches Paradehandtuch pflegte gleich in der späteren Breite gewebt zu werden, und bei ihm zeigten die Frauen gern durch die Anbringung des beliebten Gänseaugenmusters[5]) ihre besondere Geschicklichkeit. Zur Verschönerung diente oft noch ein gestickter Zwischensatz,

---

[1]) In der Südheide findet sich dafür der Name „Dreikamm", z. B. Nieders. 10, 203.

[2]) Vgl. Brem. Wb. IV 722 Schuut = Haut, Fell. Auch die lederne Schürze des Schmiedes heißt in der Heide Schute.

[3]) Das Escher-laken hängt mit „Asche" zusammen; vgl. Strodtmann, Idiot. Osnabr. (v. J. 1756): Aschke-doock „ein grob Laken, worauf die Asche zu liegen kommt, wenn die Wäscherinnen bühken." (Nach freundlicher Auskunft Dr. Walthers in Hamburg.) Vgl. auch das S. 120 erwähnte Laken.

[4]) Daneben webte man aber auch sofort in richtiger Handtuchsbreite.

[5]) Es hieß Gansogen-muster, nicht, wie man erwartet, Gosogen-muster; Wort und Sache stammen offenbar von den höheren Gesellschaftsschichten.

der einige Tiere oder Pflanzen aufwies, aber meistens gekauft war.

Aus derartigen besseren Handtüchern stellte man auch Tischtücher her, indem man zwei Bahnen aneinander nähte. Neben dem Gänseaugenmuster war hier das Dickdrahtmuster beliebt, bei dem umschichtig ein schlichter Faden und 4—6 dickere Fäden (doppelter Leinendraht oder dicker Baumwollendraht) durchgeschossen wurden (dickdrahtsch wewen, en dickdrahtsch Laken, en Laken ut Dickdraht wewen).. Als besonderes Talent wurde ein Mädchen geschätzt, das das Buntweben[1]) verstand; die Einzelheiten in dieser Hinsicht sollen im Kapitel über die Tracht, zu der nunmehr überzugehen ist, mitgeteilt werden.

Bei der Tracht steht begreiflicherweise die Frauentracht im Vordergrunde. Die einzelnen Stücke der Kopfbedeckung sollen hierbei nur kurz erwähnt und erst hinterher im Zusammenhang näher erläutert werden. Den Abschluß möge die Brauttracht und eine kurze Darstellung der Männertracht bilden.

Die Arbeitstracht.

Das Hemd war nach alter Weise nur mit einem Ausschnitt zum Hindurchstecken des Kopfes (lütt Kopp-lock) versehen, seine Ärmel reichten bis zum Ellenbogen. Über ihm wurde — auch im Sommer, aus übertriebener Furcht vor Erkältungen — ein Untertuch getragen, das aus dem Halsausschnitt hervorsah, im Sommer ein kattunenes, im Winter ein dünnes wollenes. Über das Hemd zog man den ärmellosen, vorn mit Haken un Öschen versehenen Rump von blau gefärbtem oder gedrucktem Leinen (drückt Linnen), im Winter noch über diesen eine gefütterte Ärmeljacke aus Beiderwand, weiter südlich eine aus Wolle. Der an der Seite zugehakte Rock, ebenfalls aus Leinen oder (im Winter) aus Beiderwand, wurde durch ein auf dem Schoß der Jacke oder des Rumps aufgenähtes breites Queder gehalten. Man trug ihn

[1]) bunt wewen wurde übrigens auch vom Hineinweben irgendwelcher Muster in einfarbiges Garn gebraucht.

schlicht im Gegensatz zu dem vielfach gefältelten[1]) Rock der benachbarten stadischen Gegenden. Stoff und Farbe des Rockes stimmte gewöhnlich zu Rump und Jacke, doch wurden auch (zunächst allerdings wohl nur als Sonntagstracht) gestreifte Beiderwandröcke mit von oben nach unten laufenden bunten Streifen (stripte Röck) getragen.[2]) Bei diesem Buntweben wurde Wolle, die der Färber gefärbt hatte, eingeschlagen, etwa einen Zentimeter lang schwarze, dann einen Zentimeter grüne, und so abwechselnd weiter. Auch rote und braune Wolle wurde verwebt, und so ergaben sich mannigfache Zusammenstellungen; oft wurde auch ein einfarbiger Einschlag (z. B. einfaches Braun) gewählt. In der Südheide begegnen wir denselben Röcken: „die Vorliebe der Landbevölkerung für bunte Farben zeigt sich in den selbstgewebten, aus leuchtend roten, grünen und blauen Streifen bestehenden Balwand-(Beiderwand-)röcken.[3])

Im heißen Sommer, bei der Erntearbeit, trugen die Mädchen sich teilweise anders. Auf S. 75 (vgl. Fig. 9) ist dieser Tracht bereits gedacht worden. Die dort erwähnte „Binderjacke" hat aber ihre Geschichte. In noch älterer Zeit trugen nämlich die Mädchen den ärmellosen Rump, die gewöhnliche Sommertracht, auch in der Erntezeit auf dem Felde und schützten, da die Hemdärmel nur bis zum Ellenbogen reichten, den unteren Teil des Armes vor Sonnenbrand und Disteln durch sogenannte Sünnärmels (Sonnenärmel), die aus Leinen genäht waren, bis zu den Hemdärmeln über den Arm gezogen und mit diesen durch ein Band zusammengebunden wurden. Mit der Zeit schaffte man sich aber ganze Binner-jacken aus russischem Leinen an; diese waren, da sie unmittelbar über das Hemd gezogen wurden, kühler, und es arbeitete sich angenehmer in ihnen als in Rump un

---

[1]) Im Stadischen wird der Rock, nachdem die Falten eingereiht worden sind, mit altem Leinen bedeckt, dann heiße, eben aus dem Ofen kommende Bröte darauf gelegt. Diese bleiben, bis sie kalt sind, darauf liegen. Die Falten sollen sich dauernd halten.

[2]) Ein solcher gestreifter Rock ist z. B. bei Suhr, Ausruf in Hamburg, Taf. 33 abgebildet.

[3]) Nach einer Korrespondenz (Oehnings) aus Celle über Heidetrachten des dortigen Museums (Lüneb. Anz. 1. 10. 1902).

Sünnärmels. Der ebenfalls S. 75 erwähnte „Pferdekopf" (Perkopp) war ein gewölbter, länglicher, mit einem schwarzen Samt- oder Atlasstreifen benähter Strohhut; bei gutem Wetter setzten die Mädchen den besten Perkopp zu Felde auf; überraschte sie der Regen, so schlugen sie ihn in die Schürze. Wenigstens im Stadischen haben in älterer Zeit die Mädchen sich selbst Roggenhalme geschnitten, diese gebleicht und daraus die Hüte herstellen lassen.[1]) In anderen Gegenden der Heide hatte man Feldhüte aus weißem, über Pappe befestigtem Zeug. Noch verschieden hiervon waren die Flunker-kapotten, nach der Elbe zu Helgoländner genannt, Hüte aus gewölbter dünner Pappe, die mit leichtem Kattunstoff überzogen war und hinten durch Schnüre zusammengehalten wurde. Zu Hause trug man im ganzen Jahre die zweite Garnitur einer Sonntagsmütze.

Bei der Arbeit wurde schließlich eine gefärbte oder eine vom Färber gedruckte blaue Schürze aus selbstgewebtem Leinen, der Platen,[2]) getragen, bei gröberer Arbeit auch Beiderwandschürzen, die man nicht selten aus anderen abgetragenen Kleidungsstücken zurechtschnitt; in dieser Form feiert noch heute gelegentlich der Kirchmantel der Urgroßmutter seine Auferstehung; die uns schon begegnete, beim Binden getragene weiße Schürze (Fig. 9, S. 75) hieß de Binnel-platen.

Zu Unterröcken nahm man mit Vorliebe die abgesetzten oberen Beiderwandröcke. Wohlhabendere trugen mit der Zeit als untersten Unterrock einen solchen aus Bergopsom (Bergen op Zoom). Es war das ein ziemlich teures, aber weiches und sehr haltbares tuchartiges, gewöhnlich dunkelblaues Gewebe, das von der niederländischen Stadt Bergen op Zoom seinen Namen hatte; später trat an seine Stelle der Flanell. Als oberster Unterrock wurde, wenigstens im Winter, stets Beiderwand getragen. Beim Sonntagsstaat bestand er oft aus neuem Beiderwandstoff, oft fand auch ein in der Trauerzeit als Oberrock getragener schwarzgefärbter

[1]) Vgl. H. Müller-Brauel, Nieders. Volkstrachten (Bremen, Schünemann, o. J.) S. 10.

[2]) Mnd. plate (f.) war die eiserne Brustplatte, der Brustharnisch; spätestens im 18. Jahrhundert hat das Wort die Bedeutung Schürze angenommen (Richey, Hamb. Id. und Brem. Wb. III 332).

Beiderwandrock dazu Verwendung. Im Sommer pflegten gedruckte leinene Röcke, die vorher Kleiderröcke gewesen waren, als oberste Unterröcke getragen zu werden.

Die Sonn- und Festtagstracht.

Am Sonntagnachmittag, auch beim Tanz, war die Tracht in Stoff und Schnitt die gleiche wie bei der Arbeit. Doch hatten Rump und Jacke gelegentlich Knöpfe aus einem mit Silber überzogenen Metall, dem Prinzmetall,[1]) und der Rock pflegte unten mit schmalen Samtstreifen besetzt zu sein, die weithin in den Volkstrachten begegnen und sicher einer Mode der höheren Gesellschaftsschichten nachgeahmt sind. Dazu kam ein gekauftes, gewöhnlich kattunenes Brusttuch (Bost-dok), dessen nach hinten fallenden Zipfel eine Stecknadel hielt, ebenso wie die beiden vorderen, übers Kreuz gelegten Enden, ferner niedrige Schuhe[2]) mit Spangen (Spänn', von mnd. dat span). Verheiratete Frauen trugen statt des Rumps stets eine Ärmeljacke.

Hier ist die passende Stelle, über den Metallschmuck, das sogenannte Goldgeschirr, zu sprechen. Diese Gesamtbezeichnung des weiblichen Schmuckes trifft aber erst für die letzte Stufe der Entwicklung zu, denn der Goldschmuck wurde erst allmählich, als die Zeiten besser wurden, an Stelle eines älteren Silberschmuckes Mode. Über der gedruckten blauen Schürze lag ein Gürtel (Lifband) von gemustertem Samt, der bei den Wohlhabenden durch ein rundes silbernes, am Rande abwechselnd mit je einem silbernen Buckel und mehreren Glasflüssen besetztes Filigranschloß, den Lif-haken, zusammengehalten wurde (Fig. 21). An die Stelle von Samtgürtel und Schloß trat später, als die alte spitze Taille der Aristokratie (de Knäp mit'n Snipp) von den bürgerlichen Kreisen auf die Landbevölkerung überging, ein seidener Gürtel,

[1]) In der Heide ist mir das Wort nur in verstümmelten Formen begegnet. Erwähnung des Prinzmetalls z. B. Niederf. 8, 65 (aus dem Alten Lande).

[2]) sige Schoh; bei besonders festlichen Anläſſen, etwa bei der Trauung, bestanden sie aus schwarzem Lackleder.

dat Mor-band (d. h. Band aus Moiréeſeide). Seine beiden Enden wurden durch eine goldene Schnalle, wie ſie neuerdings wieder Mode geworden iſt, gezogen und hingen kreuzweis herab;

Fig. 21. Mädchen in Feſttracht.
Samtgürtel (Lif-band) mit Filigranſchloß (Lif-haken), Goldbroche (Dok-nadel), um den Hals ſilberne Ketten (ſülwerne Kern). Zur vollſtändigen Tracht gehört noch ein kreuzweis übergelegtes, mit Nadeln befeſtigtes Bruſttuch (Boſt-dok).

die Schnalle ſaß genau unter der Spitze der Taille, zum Feſtſtecken des Gürtels dienten einfache Stecknadeln oder zwei vergoldete, durch ein Kettchen zuſammengehaltene, rechts und links

von der Schnalle angebrachte Kopfnadeln. Zum vorhin erwähnten Gürtelschloß trug man eine ähnliche Broche (Filigranarbeit mit Glasflüssen), später traten Goldbrochen, die oft mit kleinen Bommeln versehen waren, an die Stelle. Die Broche hielt gern ein über dem Kragen liegendes seidenes Halstuch zusammen, hieraus erklärt sich ihre Bezeichnung Dok-nadel.

Den Hals schmückten — auch noch in der Zeit des Goldschmuckes — vier bis fünf silberne Ketten: sie bestanden aus kleinen, ineinander greifenden Gliedern und wurden hinten durch ein goldenes Schloß, seitwärts durch je einen goldenen Schieber zusammengehalten (sülwerne Kern mit golle Schüwers).

In der Zeit des Filigranschlosses trug man silberne, runde, mit einem geschweiften Metallstreifen durchzogene Ohrringe. Zum späteren Goldschmuck gehörten große goldene Ohrbommeln und als Armband ein zierlicher, vom Goldschmied zu einem Muster geformter Streifen Goldes, an dessen beiden Seiten zum Festhalten am Handgelenk ein Gummiband befestigt war.

Als letzter Bestandteil der Sonntagstracht kommen die von Verheirateten und Unverheirateten ohne Unterschied getragenen, später zu beschreibenden Mützen in Betracht.

Die Kirchtracht

entsprach der geschilderten Festtracht,[1]) doch wurden ausschließlich, also auch von den Mädchen, leinene oder halbwollene Ärmeljacken getragen, statt des Kattuntuches von Vermögenden ein buntseidenes. Auf dem mit beiden Händen gehaltenen Gesangbuch lag das weiße baumwollene Taschentuch (Snuf-dok). Zur Kirchtracht gehörte schließlich ein Kragen und die mit einem Strich versehene Mütze. Ein Rest alter Kirchtracht hat sich wohl nur an einer Stelle erhalten, in dem durch seine Beziehungen zur Mission bekannten Hermannsburg: dort begegnet man noch einer schwarzen Haube mit einem sehr breiten Strich und hinten herabhängendem schwarzen Band.

[1]) Hervorhebung verdient, daß an den ersten Festtagen, am Grünen Donnerstag und Stillen Freitag Frauen und Mädchen ganz in Schwarz erschienen und eine schwarze Schürze überhaupt Regel war.

Die Abendmahlstracht.

In alter Zeit trugen die Frauen zum Abendmahl ein ſchwarzſeidenes, vorn kreuzweis übergelegtes und mit Nadeln feſtgeſtecktes Timpen-dok (Zipfeltuch). Um den Hals lag eine an den Kragen

Fig. 22. Frau in Abendmahlstracht.

der geiſtlichen Tracht erinnernde Freſ' aus weißem Shirting. Später fielen Tuch und Freſe fort, und ein weißer Kragen und weißes oder ſchwarzſeidenes Halstuch traten an die Stelle (Fig. 22). Die jungen Mädchen trugen die weiße Konfirmationshaube, die

Frauen eine schwarze Haube. Statt des weißen baumwollenen Taschentuches fand später, wie bei der Hochzeit, ein weißes Mulltuch mit Spitzen Verwendung. Die jungen Mädchen trugen statt der schwarzen Schürze, zumal in älterer Zeit, eine weiße; stellenweise (z. B. im Stadischen, in Hermannsburg, bei den Dienstmädchen des bei Lüneburg liegenden Klosters Lüne) hat sich dieses Weiß der Abendmahlstracht bis in die letzten Jahrzehnte und hier und da vielleicht noch bis auf den heutigen Tag gehalten. Die Wohlhabenden erschienen beim Abendmahl im schwarzen Tuchkleid, ihrem alten Brautkleid. Die ärmeren Frauen und Mädchen begnügten sich mit schwarzem Merino (Mirna).

Seit den vierziger Jahren warf der gesteigerte Verkehr, im Norden besonders von der Elbmündung her, auch in die Stille der Heide einige Wellen; der Bauer lernte besser wirtschaften und erzielte besonders durch fleißiges Mergeln höhere Erträge; die Bevölkerung wurde — zumal nach der Verkoppelung — kaufkräftiger; der Goldschmied und der Kaufmann wurden häufiger aufgesucht; mit der steigenden Kauflust vermehrte sich auch die Zahl der ländlichen Kaufleute, die dem Bedürfnis entsprechend auf eine immer größere Auswahl in Manufakturwaren (Elenwor, Ellenware) ihr Augenmerk richteten. Wie die Männer Samtmanchester und Buckskin, so kauften die Frauen schwarzseidene Schürzen, Bergopsom (vgl. S. 124), besonders aber dunkelgrüne und braune Woll- und Tuchkleider, wie denn überhaupt die dunklen Farben in der Nordheide besonders beliebt gewesen zu sein scheinen im Gegensatz zum äußersten Süden der Heide, wo die helleren Farben überwogen. So ging mit der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse die Auflösung der Volkstracht Hand in Hand.

Auch

die Kopftracht

zeigt, wie die Mode um sich greift. Es wird sich kaum bezweifeln lassen, daß die mannigfaltigen Formen der Hauben, wie sie uns in der Heide entgegentreten, in der Hauptsache erst im 19. Jahrhundert dorthin gelangt sind und das Aufkommen gerade der kostbareren unter ihnen mit den verbesserten Wirtschaftsverhältnissen

der Heide zusammenfällt. Wir müssen uns also davor hüten, in ihnen etwa sehr alte Reste ländlichen Volkstums zu sehen; es sind vielmehr Erzeugnisse neuerer Mode, und als solche sind sie, wie in andere Gegenden, auch in die Heide verpflanzt worden.

Bei der Kopftracht finden wir zwei Typen nebeneinander. Die Mädchen und Frauen bedienten sich einer steifen Pappmütze,[1]) die alten Frauen trugen die weiche, bequemere Moppe (Mopp oder Mupp) in Verbindung mit einem schnabelförmigen Stirnband.

Unter der Moppe (z. B. auf Fig. 17, S. 101 abgebildet) ist eine runde, den Hinterkopf bedeckende Mütze aus schwarzem Wollzeug zu verstehen. Sie war rund herum, besonders aber vorn, mit Wollspitzen benäht, die Platte am Hinterkopf oft — nicht immer — wattiert; die Mütze wurde unter dem Kinn gebunden oder seitwärts zugehakt; hinten hingen zwei Bänder aus Wollstoff herunter. Zunächst wurde das Haar ganz zurückgekämmt (risch oewer'n Kopp), am Hinterkopf zusammengegriffen und festgesteckt. Über das zurückgestrichene, ungescheitelte Haar legte man so die Binde, daß sie mit der Spitze auf die Stirn reichte, und band sie unten am Hinterkopfe fest; dann erst wurde die Moppe aufgesetzt, deren vorderer Rand an die Binde stoßen mußte.

Während im Nordwesten die Frauen erst in vorgerückten Jahren zur Moppe übergingen, scheint sie in anderen Gegenden der Heide auch schon in jüngeren Jahren von ihnen getragen worden zu sein. Das Lüneburger Museum besitzt mehrere runde, weiche Mützen aus Hanstedt (westlich von Lüneburg), die ebenfalls mit Stirnbändern getragen wurden, aber durch ihre kostbare Ausstattung die Vermutung nahelegen, daß sie nicht für den Gebrauch von Greisinnen[2]) angefertigt worden sind (Fig. 23).

---

[1]) Die gewöhnliche Bezeichnung der Haube ist Müz'. Daher auch se is ög' an de Müz stött (leicht beleidigt), während es von einem Manne heißt: se hebbt em an'n Hot stött. Aber auch vom Manne sagt man: He is nich recht in de Müz (übelgelaunt), Dat is em nich na de Müz (paßt ihm nicht).

[2]) Vgl. auch für die Altmark Danneil (Mopp: die Frauenmütze) und für Göttingen-Grubenhagen Schambach (Moppe: eine den ganzen Kopf bedeckende Mütze der Bäuerinnen).

Die Moppe war wohl urſprünglich eine Schlafmütze (vgl. niederl. Mop-muts Nachthaube, engl. to mope träumen, mope Schlafmütze). Von der Heide wurde ſie jedoch nicht als ſolche

Fig. 23. Moppe mit ſchnabelförmigem Stirnband (Kopp-leppen) aus Hanſtedt (mit ſilberdurchwirkter Borte beſetzt). Muſeum in Lüneburg.

übernommen: nur die gänzlich abgetragenen Moppen benutzte man wohl als Nachtmützen, was übrigens oft auch mit den abgenutzten Pappmützen geſchah.[1])

Zur Moppe gehörte, wie bemerkt, die ſchnabelförmige Stirn-

[1]) Über die Moppen und die Taufmoppe der Kinder vgl. S. 1 u. 3.

binde. Die Stirnbinde ist schon ein alter Bestandteil der Tracht. Schon in mittelhochdeutscher Zeit bildet sie zusammen mit der Kinnbinde das gebende. In der Stadt Lüneburg begegnet 1488 der Ausdruck bende, de men vor det hoved lecht und bendeken,[1]) etwa hundert Jahre später windelken und parll bindechen.[2]) Diese alten Stirnbänder hatten aber noch nicht die Schnabelform. Die Schnabelform erobert, wie von Heyden[3]) gezeigt hat, von Italien im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ausgehend und zunächst als Trauerschneppe auftretend, die vornehmen Kreise der Kulturländer, wird dann in Deutschland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Trauerschneppe, aber auch in weitergehender Verwendung ein Bestandteil der Bürgertracht und flüchtet, durch die hohen Puderfrisuren der zweiten Hälfte verdrängt, aus den Städten auf das Land.

Vermutlich ist die schnabelförmige Binde spätestens im Anfang des 19. Jahrhunderts von der Heide übernommen worden und zwar gleichzeitig mit der Moppe. Die einstige Beziehung der Binde auf die Trauer war damals schon unbekannt. In der Heide nannte man sie gelegentlich Snipp, eine Bezeichnung, die auf das mnd. snebbe, snibbe (Schnabel) zurückgeht, weithin in Deutschland in ähnlichen Formen (Snip, Sneppe, Snippe, Schneppe, Schnippe, Schnepfe) bekannt war und sich landschaftlich bis tief in das Jahrhundert belegen läßt, so im Bairischen, Ostfriesischen, Göttingen-Grubenhagenschen. Aber noch häufiger war die Bezeichnung dat Leppken, Leppen, Kopp-leppken, also das Läppchen, in demselben Sinne wie die Bardowieckerin vom Pletten[4]) (vgl. mnd. plet-Lappen und Schambach unter Pletjen, Pletchen) und die Bewohnerin des Wendlandes vom Pletki[5]) sprach. Die Moppe hat wegen ihrer Bequemlichkeit die

[1]) Buch mit der Kette S. 57, 58. bendeken fehlt im mnd. Wb.; vgl. aber Schambach unter benneken, benneke.

[2]) A 50 (Stadtbibl.), S. 340 (Rückf.)

[3]) „Die Entwickelung der Trauerschneppe" (Ill. Frauenztg., Bd. 24, 1897).

[4]) Daher auch die Bezeichnung Pletten-mütz für die Bardowiecker Mütze; Mütze und Stirnband sitzen übrigens bei ihr zusammen (Exemplar im Lüneburger Museum).

[5]) Exemplar in der Wendischen Sammlung des Lüneburger Museums (Verzeichnis, Nr. 24).

Pappmütze noch überdauert. In einigen Fällen ist sie sogar — so von der Besitzerin eines in meinem Besitz befindlichen Exemplars — bis nahe an das Ende des 19. Jahrhunderts getragen worden, gewöhnlich dann aber schon seit einigen Jahrzehnten ohne das Stirnband.

Die Pappmütze hieß Snipp-mütz (Schnabelmütze) nach dem vorn spitz zulaufenden Rande, dem genau über dem Scheitel liegenden Snipp, der allerdings hinter der ausgeprägten Schnabelform anderer Gegenden zurückbleibt. Eine Stirnbinde wurde dabei nicht angelegt.

Die Ausstattung dieser Pappmütze war im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch sehr einfach. Schwarzes und buntes Baumwollenband bildeten in der Hauptsache die Zutaten. Erst in den dreißiger und vierziger Jahren begann die Verwendung von Seide, Spitzen und Brokat. Die Form war aber schon damals dieselbe wie bei den späteren Mützen, die nunmehr im Anschluß an eine von mir zusammengebrachte Sammlung näher beschrieben werden sollen.

Die aus drei Stücken (zwei Seitenteilen und dem Kopfteil) bestehenden, aus leichter Pappe zugeschnittenen Mützen wurden inwendig mit weißem Futter versehen und mit einem schmalen Band rund eingefaßt. Unten an beiden Seitenteilen befand sich ein Bändchen (z. B. bei Fig. 24a sichtbar), mit dem die aufgesetzte Mütze vorläufig unter dem Kinn befestigt wurde. Die bisher genannten Teile lieferte die Mützennäherin (Mützen-neiersch): die übrigen Zutaten wurden beim Kaufmann erstanden. So die 7—9 cm breiten Bänder, die am linken Ohr in einer Schleife mit herabhängenden Enden zugebunden wurden. Die Gesamtlänge der beiden Bänder betrug gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Meter. Das Haar wurde gescheitelt und bis zu den Schläfen hinuntergekämmt; hinten wurde es lose gelassen, um die Hand gewickelt und auf dem Kopfe festgesteckt. Das aufgewickelte Haar trug dann die Mütze, unter der es hinten 4—5 cm herausſah. Dieser sichtbare Teil hieß der Pudel;[1]) jedes Mädchen legte Wert darauf, den schönsten „Pudel" im Dorfe zu haben.

[1]) = Beutel, beutelähnlicher Wulst? mnd. pudel = Beutel, auch ostfries. pudel neben büdel.

Beim Gottesdienſt und bei Hochzeiten waren die Mützen mit einem etwa 1—1½ cm hervorſtehenden Strich aus weißem Tüllband benäht: dagegen wurde dieſer zu Hauſe, am Sonntagnachmittage, bei gewöhnlichen Tanzmuſiken nicht getragen; über den Strich der Trauermützen iſt nachher zu ſprechen. Von der Näherin wurde

Fig. 24. Frauenmützen.
a. Knüppels-müß (Spitzenmütze, Kirchtracht). b. Silberbrokatmütze aus dem Nordweſten. c. Silberbrokatmütze aus der Gegend von Suderburg.

ein fortlaufendes Glanzgarnmuſter hineingeſtickt und der Strich dann geſtärkt und durch die Rillen der Knippmaſchine gezogen; ſchließlich wurden die Fältchen (Knippen) mit einem Faden durchzogen, der beim Aufſetzen ſtraff angezogen wurde, damit ſich der Strich feſt anlegte.

Eine Braut bekam eine ganze Schachtel voll Mützen mit. Der Lüneburger Patriziertochter wurde am Ende des 16. Jahr-

hunderts[1]) eine goldene Haube mit vier Reihen Perlen und fünf weitere Hauben (eine goldene oder goldene und silberne, eine von Gold und Seide, eine seidene und zwei weiße) mitgegeben: seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die Tochter des wohlhabenden Heidbauern etwa mit einem Dutzend Mützen, vielleicht zur Hälfte Seiden- und Brokatmützen, ausgesteuert. Also auch in der Kopftracht greift damals, ebenso wie in Kleidung und Schmuck, der Luxus um sich.

Die erwähnten Mützenschachteln verdienen eine nähere Erörterung. Sie haben nicht nur ihrer Zeit das ihnen anvertraute Gut geschützt, sondern es auch nach dem Aussterben der alten Tracht zusammengehalten und aufbewahrt. Wer nach altem Kopfputz sucht, wird gut tun, zunächst immer nach diesen Schachteln zu fragen. Zwischen Holzwürmern und Kellerasseln, die sich inzwischen eingenistet haben, pflegt der gesuchte Schatz unbeschädigt dazuliegen. Diese — länglichrunden — Schachteln wurden beim Kaufmann, also in einer benachbarten Stadt oder beim Landkaufmann, wo schon ein solcher vorhanden war, erstanden. Die Kaufleute pflegten die Schachteln „satzweise" (zu einem Satz gehörten 4—6 Stück) von auswärts, wie behauptet wird, aus Thüringen, zu beziehen. Es zogen aber auch auswärtige Händler herum und verkauften die Schachteln unmittelbar an die Frauen und Mädchen. Die Schachteln waren bunt angestrichen, der Deckel mit Blumen oder Figuren bemalt, oft auch mit einem Spruch versehen. Eine aus Hollenstedt stammende und jetzt mir gehörige Schachtel, die ersichtlich für katholische Gegenden bestimmt war, zeigt die Gottesmutter mit dem Jesuskinde. Im Museum zu Harburg[2]) befinden sich Schachteln aus Artlenburg, Jesteburg, Lürade, also Orten der Heide oder ihrer Nachbarschaft; die aus Lürade zeigt ein Liebespaar im Gespräch:

„Ich bin die liebe Frömmigkeit" —
„Dort mit hats noch lange Zeit."

Eine andere unbestimmter Herkunft hat die Aufschrift:

„Mein hertz und dein hertz ist ein hertz,
Im Jahr Christi 1795."

---

[1]) A 50 (Stadtbibl.), S. 340 (Rückf.)

[2]) Vgl. den Katalog Nr. 125 ff.

Im Museum zu Lüneburg ist eine mit der Jahreszahl 1796; die dort aufbewahrten Exemplare stammen durchweg aus dem Wendlande, denn der Criwitzer Johannismarkt, der Lüchower Ostermarkt, der Markt zu Satemin werden in den Aufschriften erwähnt. Da heißt es z. B.:

„Auf dem Lüchower Oster Markt
Ich in dich verliebet ward"

(dazu ein Bild: er führt sie spazieren), oder:

„Weil die (!) Schwein ist fett und schön,
Will ich mit ihr langsam gehn"

(dazu als Bild ein Bauer, der eine Sau treibt), oder:

„Liebe Mich Wie ich Dich"

(mit einem Liebespaar). Danach scheint an manchen Stellen der Bursche dem Mädchen eine derartige Schachtel zum Geschenke gemacht zu haben.

Was

die einzelnen Arten der Mütze

betrifft, so schicke ich die Bemerkung voraus, daß im Nordwesten die durch Fig. 24a und b wiedergegebene Form weit verbreitet war. Bei der Sonntagsmütze, die, wie schon gesagt, nach einiger Abnutzung bei der täglichen Hausarbeit getragen wurde, war in der Mitte des oberen Kopfteils (an der Stelle, die bei der im übrigen noch nicht hierher gehörigen Haube Fig. 24a hervortritt) ein Stück buntgeblümtes Seidenzeug angebracht; um dieses lief in Form eines Dreiecks eine schmale schwarze Spitze. Die übrige Mütze war mit schwarzem Atlasband benäht. Zum Binden dienten bunte Seidenbänder.

Von der Sonntagsmütze verschieden waren die Kirchmützen, die man aber auch bei Hochzeiten trug. Zu diesen gehörte einmal die Fig. 24a abgebildete Knüppels-mütz, d. h. Spitzenmütze (von mnd. knuppels Spitzen, vgl. nd. knuppeln = klöppeln). Die ganze Pappe war mit bunter Seide besetzt, über dieser lag, nur in der Mitte einen kleinen Raum freilassend, wo die bunte Seide voll zur Wirkung kam, schwarze Spitze. Der Farbe des seidenen Besatzes entsprach die der Bindebänder: bei der abgebildeten Haube z. B. sind beide blau. Zu der Mütze gehörte ein Strich.

Bei anderen Kirchmützen war die Pappe mit schwarzer oder grüner Seide, auch wohl mit Samt übernäht. Auf dem oberen Kopfteil und den Seitenklappen lagen Messing- oder Blechornamente, die rote Glasflüsse umschlossen, auch runde Plättchen, die durch Kantiljen (Fransen, frz. cantille) verbunden waren. Über die Mütze zog sich schwarze Spitze, die den Metallschmuck des Kopfteils in der Hauptsache freiließ. Zu der Mütze gehörte buntes Bindeband und Strich. Ihren Namen hatte sie von dem Metallschmuck; man nannte derartige Mützen nämlich Blank-mützen und unterschied de Gel-blanke und de Witt-blanke, je nachdem die Ornamente (de Zieraten) aus Messing oder Blech bestanden. Noch wertvoller als die Blankmützen waren die mit Gold- oder Silberbrokat überzogenen, etwa 4—6 Taler kostenden Mützen; eine solche hieß de Golle, de Sülwerne. Fig. 24b zeigt eine Silberbrokatmütze: zwischen den breiten Brokatstreifen lugen oben und seitwärts Messingornamente durch, die aber hier spärlicher als auf den eigentlichen Blankmützen angebracht sind. Zu der Mütze gehörte außer dem Strich Bindeband von wechselnder Farbe. Natürlich waren die Blank- und Brokatmützen empfindlicher als die schlichte Kirchmütze, und der Himmel mußte schon besonders freundlich herabschauen, wenn er die Kirchgängerinnen in diesem Schmucke sehen wollte; hüt is Blankmützenwer — mit diesem Ausdruck meinte man deshalb das denkbar schönste Wetter, und Blankmützendag' hießen im besonderen die zweiten Festtage, an denen mit Vorliebe die Blank- und die Brokatmützen aufgesetzt wurden.

Die Abendmahlsmütze zeigt einen Unterschied zwischen Mädchen- und Frauenmütze. Die schon bei der Konfirmationsfeier erwähnte Mütze der jungen Mädchen war mit weißem Atlas überzogen. In der Mitte faßte weiße Spitze in Form eines Dreiecks ein Stück des Atlas ein; auf anderen, kostbareren umgab sie ein Stück weißgeblümter Seide. Diese kleidsame Mütze trugen die Mädchen bei der Einsegnung und dann ständig wieder zum Abendmahl, dazu weißes Bindeband und Strich. Bei der Frauenmütze war das Modell mit schwarzer Seide (oder Moirée) überzogen; darüber lagen, die Mitte freilassend, Spitzen; dazu kam schwarzgeblümtes Seidenband und Strich. Auch diese Mütze hieß wie die eine Art der Kirchmützen Knüppelsmütze.

Die Trauermützen.

Die in tiefer Trauer getragenen bedeckte schwarzseidener duffer (glanzloser) Taft; in der Mitte waren sie mit einem größeren oder kleineren Stück schwarzen Tuches (swatt Laken) besetzt. Dazu gehörte glanzloses Band, ferner (zur Kirche) ein schlichter Strich. Bei Halbtrauer wurde das glänzendere Atlasband verwendet. Die Mitte zierte dann ein mit Spitze umgebenes Stück Seide. Dazu trug man geblümtes schwarzseidenes Band mit Strich.

Der gleichmäßigen, ausnahmslosen Verwendung dieser Kopftracht standen natürlich die ungleichen Vermögensverhältnisse im Wege. Die ärmeren Mädchen und Frauen brachten es nur selten zu einer Blankmütze, oft genug nicht einmal zu einer einfachen Kirchmütze, sondern trugen zur Kirche die mit einem Strich versehene Sontagsnachmittagsmütze.

Die geschilderte Kopftracht ist weithin in der Heide zu treffen, aber auch darüber hinaus (z. B. in der Winsener und Neuhäuser Elbmarsch) begegnen strichweise ähnliche Mützen. Andere Gegenden der Heide zeigen dagegen abweichende Formen: beispielsweise trug man in der Umgegend von Suderburg runde, sehr kleine Mützen mit um so breiterem Tüll- und Spitzenvorstoß (vgl. Fig. 24c). Westlich des Westerbecker Moors wurden die sogenannten Stürtjenmützen[1]) getragen; die Bezeichnung gehört offenbar zu Stîrt (mnd. stert Zipfel) und bezieht sich auf die drei Paar Bänder, die je 40, 80 und 120 cm lang herunterhingen, während die auf das aufgetürmte Haar gesetzte Kopfform nur klein, etwa 14 cm breit, war. Überhaupt scheinen im Süden die beiden Bänder zum Binden im Gegensatz zu anderen Gegenden gleiche Länge gehabt zu haben. Doch all diese, vielfach von Willkür und Zufälligkeiten abhängenden Verschiedenheiten des Kopfputzes beweisen nur die Herrschaft der Mode.

In den siebziger Jahren wurden die Pappmützen und in der Hauptsache auch die Moppen aufgegeben: die Frauen gingen zu der aus Band und Spitzen hergestellten städtischen Putzmütze über,

[1]) Nach G. Wrede in Nieders. 10, 203 und näherer schriftlicher Auskunft desselben.

die jungen Mädchen begannen das Haar geflochten und zum Nest aufgesteckt zu tragen (in Horen to gahn). Heute, wo die Gegensätze zwischen Stadt und Land noch mehr verwischt sind, wo die Wellen der städtischen Moden sich nicht erst ein oder mehrere Menschenalter später, sondern fast gleichzeitig über das flache Land ergießen, herrscht die jeweilige städtische Frisur.

Die Brauttracht.

Auch die Brauttracht zeigt den Einfluß der städtischen Mode. Am Ende der sechziger Jahre wurde die Tracht, wie Fig. 25 sie zeigt, verdrängt. Dem schwarzen Orleans- oder Tuchkleid folgte das schwarzseidene, der mit seidenen Bändern geschmückten Krone der Myrtenkranz; auch die oberhalb der Taille befestigten Sträuße aus künstlichen Blumen und buntem Bande wurden durch Myrtensträuße mit weißen Atlasbändern ersetzt. Zu der alten Tracht gehörte ferner eine schwarzseidene Schürze (de sirn Platen), die mit breitem Samt und Spitzen besetzt war, außerdem ein kleines weißes Halstuch, über dem die silbernen Ketten lagen. Zur Trauung trug die Braut mit gefalteten Händen das Gesangbuch, auf dem Gesangbuch lag ein Mulltuch.

Das Haar war hochgetürmt und in einen Knoten gebunden, daran die Krone mit Haarnadeln befestigt; stellenweise nähte man ein kleines Stück Geld in den Kranz, die Frau hatte dann stets Geld im Hause.[1]) Die Stirn umgab ein Samtband. Die Breite der Kronenbänder entsprach derjenigen der Mützenbänder, Rosabänder mit grünen oder weißen Blumen waren besonders beliebt. Die Höhe der Krone betrug etwa 15 cm. Ihre Herstellung erfolgte in der Weise, daß ein Drahtgestell mit Futter überzogen und an diesem die künstlichen Blumen und die sich zitternd bewegenden Flittern (Bewers) festgenäht wurden. Neben der kleinen, oben offenen Form der Krone in Fig. 25 begegnet eine höhere, oben geschlossene, die einem Bienenkorb ähnelt. Die Bänder waren im Süden der Heide durchweg länger, sie fielen dort etwa bis in die

[1]) Anderwärts (in Moisburg, Germania 37, 115) wurde ihr Salz und Brot vor der Trauung in die Tasche gesteckt.

Kniegegend herab. Während im Nordweſten die an ſogenanntem Silberſchlangendraht befeſtigten Perlen[1]) klein waren, erreichten ſie in anderen Gegenden die Größe eines Taubeneies, ſo an der aus Weſtergellerſen bei Lüneburg ſtammenden Krone (Fig. 26). Die Kronen wurden im Pfarrhauſe hergeſtellt und aufbewahrt und gegen Entgelt ausgeliehen; ähnlich war es in vielen Gegenden Deutſchlands, und ſchon bei Voß birgt die Kommode von Luiſens Mutter unter anderem

„die flitternden Kronen,
gewünſcht von den Bräuten des Dorfes."

Fig. 25.
Brauttracht im Kirchſpiel Hollenſtedt (Koſtümpuppe).

Über den Urſprung der Krone hat neuerdings Hottenroth (II 177) behauptet, ſie ſei „ohne Zweifel von Haus aus ein ſlawiſches Erzeugnis." Aber der Hinweis, daß ſie noch heute vorzugsweiſe in ſlawiſchen Gegenden verbreitet ſei, beweiſt für die Herkunft der bekanntlich auch über ganz Deutſchland, von den Alpentälern bis zu den Nordſeeinſeln, verbreiteten Krone wenig, er iſt höchſtens für das zähere Feſthalten der Slawen an alter Tracht zu verwenden. Vielmehr iſt mit Weinhold anzunehmen, daß die Sitte des Brautkranzes römiſchen Urſprungs und durch die Vermittlung der Kirche üblich geworden iſt; aus dem kirchlichen Urſprung aber erklärt ſich ungezwungen die gleichmäßige Verbreitung über germaniſche und ſlawiſche Gegenden.

Der Weg, den die Krone bei ihrer Wanderung zurückgelegt hat, ſteht im allgemeinen feſt; erfreulich war es mir, ihre Spur auch im

[1]) Die Hauptbezugsquelle der Perlen und des Silberſchlangendrahts war das noch jetzt beſtehende Geſchäft von Cordes in Hamburg, vom Volke Perlcordes genannt.

alten Lüneburg zu entdecken. In mittelhochdeutſcher Zeit dient die Krone neben dem ſchapel als Brautkranz, aber auch ſonſt als Kopfſchmuck der adligen Jungfrau, wie beiſpielsweiſe auf Föhr[1]) noch um 1820 die Krone bei der Arbeit und mit einigen Änderungen

Fig. 26. Brautkrone aus Weſtergellerſen. Muſeum in Lüneburg.

bei der eigenen Hochzeit getragen wurde. Dann hält ſie ihren Einzug in die Städte, zunächſt jedenfalls als Schmuck der Patrizier-töchter. Die erwähnten Lüneburger Quellen des 15. Jahrhunderts kennen die Brautkrone nicht. Dagegen ſcheint in den letzten Jahr-

[1]) Vgl. Hottenroth II 198.

zehnten des folgenden Jahrhunderts unter der weiblichen Jugend Lüneburgs ob der Berechtigung, die Brautkrone zu tragen, ein Streit entbrannt zu sein. Wenigstens verordnet der Rat,[1]) daß diese Brauttracht hinfort ein ausschließliches Vorrecht der Sülfmeistertöchter und derer von den Geschlechtern sein solle; während es diesen Bräuten auch freistehen soll, statt „under der Cronen" sich mit einem „zimlichen Perln Crantz" trauen zu lassen, wird in allen anderen „folgenden und geringeren Ständen" die Krone „abgethan und vorpotten" und statt ihrer „eine andere junckfrowliche zimliche und ehrliche Zierung [etwa der Perlenkranz] vorgonnet." Die Zeit, in der die Krone sich die Heide erobert hat, läßt sich nicht bestimmen.

Die Männertracht.

Die Männer begnügten sich an den Arbeitstagen mit ungefärbten Stoffen; strichweise wurde das ganze Jahr hindurch Leinen getragen, in anderen Gegenden trat im Winter Halbwolle oder Wolle an die Stelle. An die Weste mit zwei Reihen blanker oder schwarzer Knöpfe schloß sich die über den langen Strümpfen zugebundene Kniehose mit gleichen Knöpfen am äußeren Kniestück. Über die Hose wurde oft im Sommer zur Schonung, im Winter auch zum Schutz gegen die Kälte die Sludder-bük, über die Weste der blauleinene Kittel gezogen. Vor dem Viehfuttern warf der Knecht eine kurze Überjacke aus selbstgewebtem greisen oder blaugefärbten Leinen oder aus Beiderwand mit einer Reihe schwarzer Knöpfe, das For-hem,[2]) über; es sollte verhindern, daß die Pferde an den weißen Hemdsärmeln herumschnubberten und sie besudelten.

---

[1]) A 50 (Stadtbibl.), S. 339 (Rückf.) und 354 (Rückf.).

[2]) D. h. „Futterhemd" (von foërn, mnd. voderen = füttern; „Hemd" hier im Sinne von Kleidungsstück.) Vgl. auch Ten Doornkaat I 541 fôrhemd Futterhemd, Unterjacke, Brusttuch. Die Niederf. 8, 369 gegebene Ableitung des „Futterhemds" der Jamunder in Pommern von dem roten Unterfutter ist verfehlt. Auch die Unterjacke der Mädchen hat früher stellenweise die Bezeichnung Foder-hemd geführt; so schreibt der aus Fehmarn stammende Joachim Beccau 1719 (Niederf. 9, 160):

Bei der Feldarbeit trug man einen abgenutzten cylinderförmigen Filzhut, das Spint, weiter im Süden einen Dreimaſter, dre-eckten Hot. In weitem Umkreis um die Stadt Lüneburg, auch in der Winſener Marſch, im Wendland, in Bardowieck, war die Soewen- oder Negendalersmütz verbreitet, eine ziemlich hohe Schirmmütze von Seehundsfell (Sel, vgl. mnd. ſel Seehund). Weſtlich des Weſterbecker Moors in der Südheide, bei den ſogenannten Hinnermoorsken (den hinter dem Moor Wohnenden), waren ſchirmloſe ſchwarze Pelzmützen von der Haut der jungen, tiefſchwarzen Heidſchnuckenlämmer (Lämmerſch-meuſchen, vgl. mnd. muſche aus lat. almucium = die Kappe) in Gebrauch.[1]) Außerdem muß in der Heide — nach Abbildungen Suhrs[2]) zu ſchließen — auch ein dunkler, breitkrämpiger, halbhoher Hut getragen worden ſein. Die gewöhnliche leichte Kopftracht, ſchon der Schulknaben, war die Zipfelmütze (vgl. Fig. 5), die im Winter gern über beide Ohren gezogen und von Erwachſenen unter dem Hute getragen wurde, die Klingbüdels-mütz oder Kepitel-mütz.[3])

Bei feſtlichen Gelegenheiten, etwa beim Tanze, am Sonntagnachmittage, wurden dieſelben Stoffe, aber blaugefärbt getragen. Um den Hals wurde ein dünnes, buntes Tuch gebunden. An den Knieen und auf den niedrigen, weit ausgeſchnittenen Schuhen waren dann Spangen befeſtigt; neben den Schuhen begegnen Stulpſtiefeln. Getanzt wurde in Hemdsärmeln. Zur Kirche zog man über die — im Süden oft aus buntem Kattun hergeſtellte — Weſte eine ſehr kurze blaue Jacke mit zwei Reihen derſelben Knöpfe, die im Schnitt der Alltagsjacke entſprach und auch Forhem hieß. Zum Abendmahl wurde ein — oft geliehener — langer ſchwarzer oder

---

Dat Foderhemd ſitt dy ſo ſchicklich in de Follen (Falten),
Un drepelck an de Lief, aſ't diner Moder ſatt,
Do ſe noch Jumfer was.

Wie wir ſehen werden, iſt in der Lüneburger Heide die Bezeichnung allmählich auf die ähnlich ausſehende Sonntagsjacke der Männer übertragen worden.

[1]) G. Wrede in Niederſ. 10, 203.

[2]) z. B. Ausruf, Taf. 11 u. 41.

[3]) Der zweite Ausdruck bezeichnet eigentlich wohl die Mütze, die das Kapitel, die Stiftsherren, beim Gottesdienſt herumgehen läßt.

blauer Lakens-rock[1]) mit einer gleichen, auch wohl einer gelben hirschledernen oder mancheſternen Kniehoſe getragen; die zugehörige langſchößige Weſte erreichte faſt die Länge des Rockes. Im äußerſten Süden, in der Celler Gegend, ſcheint — nach den Modellfiguren des Celler Muſeums — in der Feſt- und Kirchtracht die rote Weſte mit Meſſingknöpfen eine beſondere Rolle geſpielt zu haben. Die oben erwähnten Hinner-moorsken[2]) trugen kurze, weißgefütterte Jacken und Hoſen aus oft ſelbſtgefärbtem Dreikamm (S. 121, Anm. 1) mit einem Schlitz an der Außenſeite.

So viel über die Männertracht. Sie iſt in der Heide wie weithin im weſentlichen nur das erſtarrte Rokokokoſtüm. Auch in der Heide wiederholt ſich die bekannte Erſcheinung, daß die Männer dem Modiſchen gegenüber eine geringere Widerſtandskraft gezeigt und eher als die Frauen die Volkstracht aufgegeben haben.

Den ſauren Wochen folgten die frohen Feſte, dem Tage und ſeiner Arbeit die Erholungsſtunden des Abends. In zwei Reihen hintereinander — wie anderwärts in Deutſchland — zogen die Burſchen und die Mädchen durchs Dorf und auf der Landſtraße dahin, und feierlich klangen die im Winter in der Spinnſtube (bi't Rad) geſungenen Lieder durch die lauſchige Stille von Dorf und Flur.

Neben dieſen ſtimmungsvollen und ſich forterbenden Liedern der Spinnſtube ſtanden die flacheren, leichteren Lieder des Tanzſaals. Die Muſikanten vermittelten dieſe modernen Erzeugniſſe der Stadt dem Lande, und manches Lied wanderte dann natürlich vom Tanzſaal ins Haus und auch auf das Feld mit. Fortgeſetzt drangen neue Weiſen und Texte ein; die älteren wurden bald vergeſſen, nur einige haben ein zäheres Leben gehabt.

An Gelegenheit zum Tanzen fehlte es nicht. So war am zweiten Tage der großen kirchlichen Feſte regelmäßig im Kirchdorfe Meſik, und zwar gewöhnlich, wenn das Dorf mehrere Gaſtwirte hatte, gleichzeitig bei allen. Nach der Kirche begann der

[1]) Einen ſolchen trägt auch der Strumpfverkäufer aus der Heide bei Suhr, Taf. 11, während der Honigverkäufer aus der Lüneburger Heide, Taf. 41, die kurze Jacke zeigt.

[2]) G. Wrede in Niederſ. 10, 203.

Tanz, aber es ist auch vorgekommen, daß der zum Nachmittagsgottesdienste schreitende Pfarrer, den Tanzlärm hörend, unter die entsetzten Musikanten trat und Ruhe gebot. Auch die etwaigen Scheibenschießen brachten Tanzmusiken, und selbst ohne derartige Anlässe wurden sie dann und wann von geschäftseifrigen Wirten veranstaltet. An den Tanzmusiken beteiligte sich nur die junge Welt, die Söhne und Töchter, Knechte und Mägde, wie noch heute. Außerdem gab es die sogenannten Kaffeebälle, zu denen die Verheirateten besonders eingeladen wurden, häufig mit der scherzhaften Bemerkung: Bringt man dat Hus up 'n Boen un smitt de Ledder in 'n Sot[1]) (in den Brunnen); aber die Jugend gab auch bei diesen Veranstaltungen die Haupttänzer ab. Dazu kamen der Jahrmarkt, das Erntefest, der Fastnachtsabend und die Hochzeiten. Außerhalb des Kirchdorfes wurde auch oft ohne obrigkeitliche Erlaubnis eine Tanzmusik abgehalten. „So geschah es denn auch (schreibt der S. 10 angeführte Heidebewohner), daß sie das Tanzen nicht frei hatten. So kam der Vogt ..... aus H. und wollte einen Fang machen. Wenn der ins Dorf kam, das wurde verraten. Gleich wurde der Spieltisch (Musikantentisch) hinter den großen Feuerherd gestellt, die Branntweingläser und Kröse (Bierkrüge) weggesetzt, und die Leute flüchteten in N. N. seinen Holzhof. War der Vogt weg, so kamen die Leute wieder. Der Spieltisch und die beiden Musikanten darunter wurden hinter dem Herd herausgeholt, die Gläser und Kröse wieder hingesetzt, und so war alles wieder mobil." Was die hier erwähnten „beiden Musikanten" betrifft, so sei bemerkt, daß Violine und Baß die Instrumente der Tanzmusiken waren; bei Hochzeiten traten Clarinette und Blechmusik hinzu. Bei dem Tänzchen, das Knechte und Mägde dann und wann am Sonntagabend auf dem Flett veranstalteten, begnügte man sich schon mit einem geblasenen Kamm.

Man unterschied bunte und runde Tänze (nu gift 'n Bunten, 'n Runnen). Für die ersteren, die dem altdeutschen Reihentanz entsprechen, gab und giebt es auch die Gesamtbezeichnung Kuntra

[1]) Fast gleichlautend bei der Einladung zur Hochzeit im oldenburgischen Saterland (E. H. Meyer 172); unter Hus ist aber das Haus, nicht „der Hausrat", wie Meyer meint, zu verstehen. Man soll das ganze Haus auf den Boden bringen, da alle erwartet werden, also niemand auf das Haus passen kann!

(= Contretanz), zu der man noch den besonderen Namen hinzusetzte. So tanzte man einen Cuntra Twetritt, Cuntra Dretritt und Cuntra mit de Windmoehl; später traten die Schottskedrilje (frz. quadrille) und die Française hinzu. Für das niedersächsische Trachtenfest in Scheessel (am 24. und 25. September 1904) stellte die Einladung flotte „Bunte" in Aussicht: Schottisch-Kadrillje un Kuntrahupsa, Föftehalfturigen un Kuntraachterrüm, Windmüller un Kuntradreetritt. Auch in der Südheide werden neuerdings alte Tanzweisen wie Lustig vörn Disch und Achterhalfturig mit en Nahklapp besonders gepflegt und so lebendig erhalten oder erneuert (vgl. Nieders. 9, Heft 11).

Der Cuntra mit de Windmoehl hatte beispielsweise seinen Namen von einer sich mehrfach wiederholenden Tour, bei der die Tanzenden eine Windmühle darstellten. Die vier Mädchen jedes Carrés, jeder Petê (Partie), traten mit dem Rücken zusammen und waren die Windmühle, die vier Tänzer drehten sich als Flügel, in die Hände klappend, um sie herum. Die bunten Tänze, zumal die älteren, wurden wenigstens teilweise mit Gesang begleitet. Diese Texte waren vielfach nur Einfälle der Musikanten, wie diese denn auch mit Vorliebe an den betreffenden Stellen mitsangen. Aber auch die Burschen stimmten ein, und die Mädchen sahen nicht selten verlegen drein, denn salonfähig waren die Texte nicht immer.

Diejenigen Paare, die bei einem Rundtanz getanzt hatten und nun hintereinander stehend ausruhten, bis die Reihe wieder an sie kam, hielten, wie der Ausdruck lautete, „Solo"; hier liegt anscheinend eine Begriffsverschiebung vor, denn Solo (allein) läßt vermuten, daß diese Wendung ursprünglich von solchen, die allein tanzten, gebraucht und erst später auf die Pausierenden übertragen worden ist.

Heute überwiegen die Rundtänze, und zwar so, daß auf mehrere (etwa drei bis vier) erst ein Contretanz folgt. Vor fünfzig Jahren stand man dem altdeutschen Gebrauche, der bekanntlich nur Reigen kannte,[1]) noch näher: man tanzte nur bunte Tänze, hinterher folgte dann wohl ein kurzer Rundtanz. Vier Paare stellten sich beim

[1]) Über das Aufkommen der Rundtänze (in Ditmarschen um 1550) vgl. E. H. Meyer 159.

„Cuntra“ oben vor dem Musikantentisch auf. Derjenige, der den Tanz bestellt hatte, warf ein Vierschillingsstück auf den Musikantentisch, außerdem gab jeder der drei anderen Tänzer einen Doppelschilling. Die übrigen Carrés tanzten umsonst mit. Bei dem folgenden Tanze wurde das erste Carré das zweite, und das frühere zweite hatte die Ehre, bawen vör'n Disch to danzen, und zahlte dafür. So ging es weiter. Es gab aber auch solche, die sich nicht nach oben drängten und diesem Ehrgeiz auch nicht huldigen konnten, sondern den Abend und die Nacht umsonst dem Tanze huldigten: eine derartige Runde pflegte ganz unten bei der Großen Tür, bis wohin die Tanzbrücke gewöhnlich nicht reichte, auf der bloßen Diele zu tanzen, und solche Tänzer hießen deshalb Mull-dänzers. Das war die gute alte Zeit, in der man das teure Tanzgeld von heute noch nicht kannte und, wie ein ergrauter Bauer gelegentlich meinte, mit einem Schilling in der Tasche (soviel kostete nämlich ein Schnaps) ein frohes Tanzfest mitmachen und doch „ehrlich“ bleiben konnte.

Getanzt wurde durchweg linksum. Burschen und Mädchen waren, wie früher bemerkt, wenigstens bei den sommerlichen Tanzmusiken in Hemdsärmeln. Daß der Tänzer stundenlang mit demselben Mädchen tanzte, war die Regel. Daher traten die Tänzer zum Contretanz für sich an, ohne Tänzerin; ihr Händeklappen genügte, daß sich bei jedem seine Partnerin einfand. Die Mauerblümchen tanzten, wie der Volkswitz sagte, mit Stänner-fritz (Ständerfritz) un Bank-jehann oder Bank-hans oder mit Lurup un Stah-man (Laure auf, Steh nur).

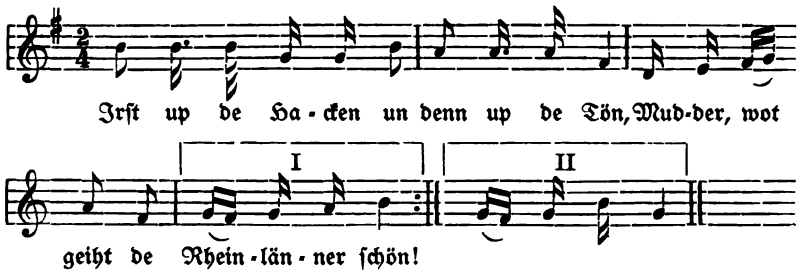
Unter den zum Teil aus dem Hochdeutschen herübergenommenen Singweisen waren folgende besonders beliebt: Lott' is dot, O Du lewer Auguſtin, As unſ' Großvader de Großmudder nöhm, Giſtern Awend wür Vadder Michel dor. Nach der Melodie von „Feinsliebchen unter dem Rebendach“ erklang der Walzer:

Hatten Lena mit de Newelkapp,[1])
Kiek mal to'n Finſter rut,
Mak apen mal din Etelſchapp (Eßſchrank),
Min Magen bellt gans lut.

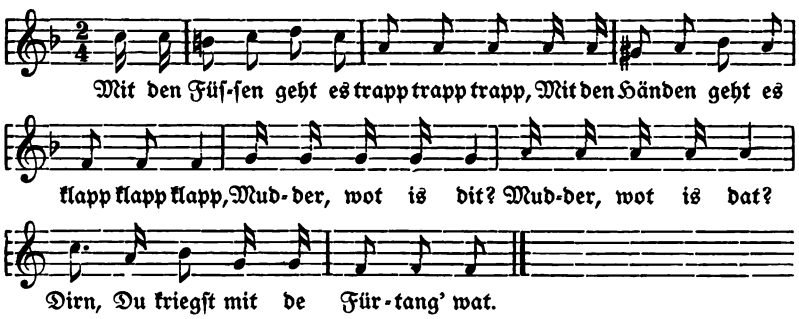
[1]) Die im Winter getragene Nebelkappe bestand aus gefüttertem Wollatlas und war mit billigem Pelz verbrämt. Sie bedeckte Kopf und Nacken und wurde unter dem Kinne zugehakt oder zugebunden.

Un wenn Du noch wot oewer heſt,
So lang man her den leſten Reſt!
Hatten Lena mit de Newelkapp,
Kiek mal to'n Finſter rut!

Ein Rheinländer war:

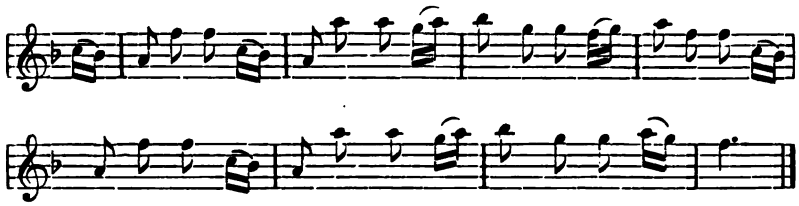


In vorgerückter Stunde tanzte man gern den Finger-ſchotts. Die Paare traten hintereinander an, indem Tänzer und Tänzerin ſich anſahen:



Bei trapp trapp trapp wurde aufgeſtampft, bei klapp klapp klapp in die Hände geklatſcht, die folgende Zeile mit ſchalkhaftem Drohen des rechten und dann des linken Zeigefingers begleitet (woher der Name des Tanzes ſtammt), bei der Schlußzeile drehte man ſich.[1]) Daran ſchloß ſich ein kurzer Rundtanz ohne Geſang nach folgender Muſik:

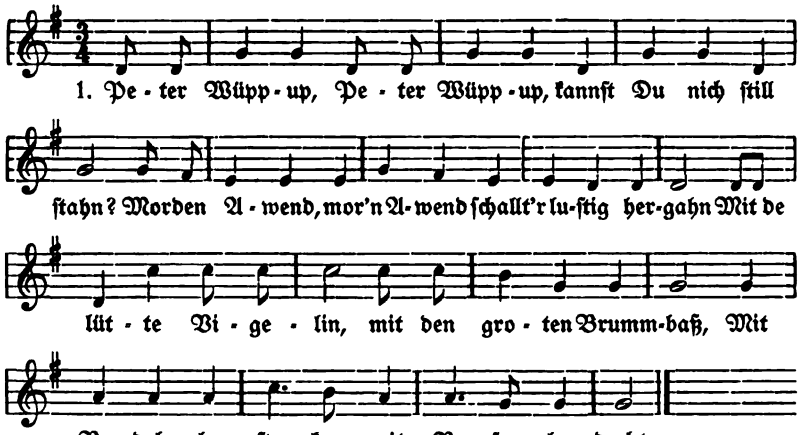
[1]) In anderen, leider nicht näher bezeichneten Gegenden der Lüneburger Heide ſang man auch den Anfang plattdeutſch: Mit de Fäuten trapp trapp trapp, Mit de Händen klapp klapp klapp (Niederſ., Nr. vom 1. Febr. 1903).



Nach dieſem Rundtanz trat man aufs neue an. —

In derſelben Weiſe ſtellten ſich die Tanzenden bei dem nach Text und Weiſe wohl bekannten Liede „Herr Schmidt, Herr Schmidt, Was kriegt denn Julchen mit?“ auf, doch ſo, daß die untere Hälfte des Saales freiblieb; bis etwa zwanzig Paare konnten ſich nach den gewöhnlichen Raumverhältniſſen beteiligen. Mit Vorliebe wurde der Tanz verlangt, wenn die Feſtfreude ihren Höhepunkt erreicht hatte, auch als letzter Tanz. Neben dem hochdeutſchen Text wurde auch ein derberer niederdeutſcher geſungen. Bei dieſem „luſtigen“ Tanz pflegten alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, Burſchen und Mädchen, auch die ſich vom Platze erhebenden Muſikanten, mitzuſingen. Tänzer und Tänzerin hatten ſich kreuzüber bei den Händen gefaßt. Der eine Fuß war vorgeſtellt: „Herr Schmidt“, die Fußſtellung wurde gewechſelt; „Herr Schmidt“, wieder Wechſel der Fußſtellung; „Was kriegt denn Julchen mit“, dreifacher Wechſel, und ſo fort. Bei der zweiten Hälfte (’n Schleier und ’n Federhut Der ſteht dem Julchen gar zu gut) rutſchte man, indem man die Hände ohne Kreuzung ineinander legte, die Diele hinab und hinauf, bis die Tour aufs neue begann. Laute Juchzer begleiteten den Geſang und die ſprunghaften Schritte, die Mützenbänder der Frauen und Mädchen flatterten, und in die hellen Töne der Violine miſchten ſich die dumpfen des Brummbaſſes und der auf den beiden Seiten der Diele in den Ställen ſtehenden Kühe. Alte Frauen erzählen noch heute mit Begeiſterung von dieſem Tanz, dem „Rutſcher“. „Wot würen we man nich vergnögt in unſ’ linnen, drückten Röck un de Jungens in ehr Hemmsmaugen, ewenſo vergnögt as nu up de groten Saalen (den großen Sälen) un in ſiden un halfſiden Kleder!“

Ein Walzer war folgender Tanz:[1])



2. Hans, hür ins, Hans, hür ins, unſ' Wittkopp hett'n Kalf,
Hett'n Kohkalf, hett'n Kohkalf, gift'n Stewel vull Melk.
Unſ' Großmudder ehr Gôtheit (Güte) kummt ok noch rup de Del,
Hett'n Mütz up, hett'n Band an von de achtteihnſterhalf El.

3. Eija poleija, wot weiet de Wind?
Achter unſen Huſ' dor ſtünn ſo'n grot Ding,
Harr ſunn' lang'n Snawel un harr ſunn' lange Ben,
Heff in min Lewen ſunn' Dings noch nich ſehn.

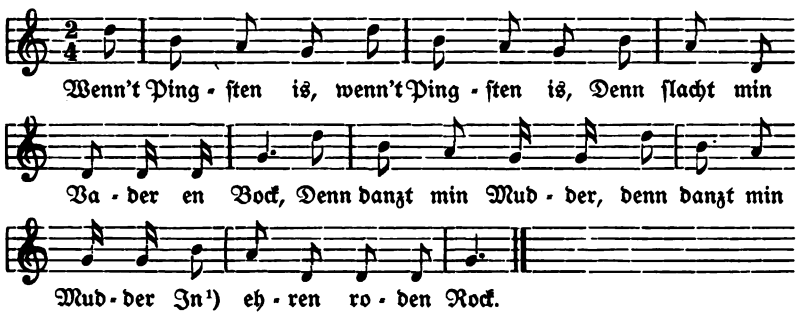
4. Achter unſ' Backhus dor danzen por Zegen,
Mudder, wot wullt Du Din Dochder mitgewen?
Twintig Por Tüffeln un dörtig Por Schoh,
Dor lat ſe mit reiſen na'n Kuckuck hinto.

Ein wohl den meiſten Leſern bekanntes Tanzlied, das ebenfalls den Kindern vorgeſungen wurde, war: Hänsken ſet in 'n Schoſtên un flickte ſine Schoh.[2]) Ein anderes war:

---

[1]) Vielleicht handelt es ſich um zwei Lieder; jedenfalls wurden ſie nach derſelben Weiſe getanzt. Ich gebe den Text wieder, ſoweit er mir einigermaßen feſtzuſtehen ſcheint; auch die Reihenfolge der Strophen iſt zweifelhaft. Str. 3 und 4 waren vielleicht einſt ein Wiegenlied.

[2]) Vgl. Böhme Nr. 578, Niederd. Liederbuch (Hamburg und Leipzig 1884) S. 53 und zur Überlieferung ebenda S. 104.



[1]) In Weferlingen (a. d. oberen Aller, außerhalb der Heide) ſang man: Denn krieg ik en nien Rock (Niederſ. 8, 288). Zu dem Text vgl. auch Böhme I Nr. 617.

Der folgende Vers:

Danz mit mir, danz mit mir,
Ik heff ſunn' bunten Platen für.
Mit mi ok, mit mi ok,
Min de is von Kammerdok[1])

gehört nach Böhme (II Nr. 178) zu dem weithin nachweisbaren Mädchenreigen der „naſſen Brücke" (Nr. 170 ff.). Die Mädchen drehten ſich im Kreiſe und ſangen:

Es regnet auf der Brücke,
Und alles das war naß;
Es hat mich was verdroſſen,
Ich weiß wohl was.

Darauf paarweiſer Tanz, indem die obigen Worte geſungen[2]) wurden, deren Anfang bei Böhme lautet:

Komm, tanz mit mir, komm, tanz mit mir,
Ich hab' ne bunte Schürze für.

Zu den mit Tanz verbundenen jährlich wiederkehrenden Feſten gehörte der Jahrmarkt des Kirchdorfes (dat Mark). Ein Karuſſel und ein halbes Dutzend Buden waren aufgeſchlagen. Beſonderen Zuſpruch von den Mädchen und Frauen hatte der „Bandjude",

[1]) Batiſt, eigentlich Tuch aus Cambray in Frankreich (mnd. kamer-dôk).

[2]) Nach der Weiſe „Lott' iſt tot", Böhme S. 706. Die Reime ſprechen dafür, daß die beiden erſten Zeilen urſprünglich hochdeutſch (mir: für), dagegen die beiden letzten (ôk: Dôk) ſofort niederdeutſch waren.

der oft in Ermangelung eines Zeltes auf einer Scheunendiele seine Waren ausgelegt hatte. Um die Hüte des Stadtkaufmanns rissen sich die Mädchen; jedes wollte den schönsten Perkopp erstehen. In allen Wirtshäusern war Tanz, auf der Diele oder im oberen Stockwerk des Speichers, zu dem man auf schmaler Treppe emporklomm. In den einzelnen Bauerhäusern waren regelmäßig Verwandte und Bekannte von auswärts; mit ihrer Abspeisung hatten die Hausfrauen den ganzen Tag zu tun, so daß ihnen selbst die Festfreude in unliebsamer Weise beschränkt wurde — ein Umstand, der neben der zunehmenden Zahl eingesessener Kaufleute später an vielen Stellen zur Abschaffung des Jahrmarktes geführt hat.

Dem Karneval entsprach der Fastlam oder Fastabend (eine Zusammenziehung des mnd. vastel-avent, das sich an einigen Stellen der Heide noch erhalten hat). Auch der Ausdruck Notenber (Genossenbier, vgl. S. 79, Anm.) kam und kommt dafür vor, weiter südlich auch Bu(e)rn-ber. Gefeiert wurde am Sonntag und Montag; anderwärts wurde am Sonntag alles vorbereitet und von Montag bis Donnerstag Mittag gefeiert. Während das Fest heute lediglich ein Tanzvergnügen ist, war es früher wenigstens mit einem volkstümlichen Bestandteil verbunden. Am zweiten Tage zogen die jungen Leute mit einigen Körben, die Musik voran, um die Mittagszeit ins Dorf. In den einzelnen Häusern tanzten sie unter sich und baten dann um Gaben, Eier und Würste. Schließlich ging es zum Wirtshaus, wo sie sich die Gaben bereiten ließen und verzehrten. Allmählich fanden sich die Mädchen, auch die verheirateten Leute, ein — und nun begann der Tanz. Stellenweise (z. B. in Emmelndorf bei Hittfeld) war es Sitte, am Schluß des Festes, Donnerstag Mittag, eine gefüllte Branntweinflasche einzugraben, die bei der nächsten Fastnacht wieder hervorgeholt wurde; anderwärts (z. B. in Rade bei Hollenstedt) geschah dieses am Erntefest; man nannte diesen Akt, der sinnbildlich das Ende der Feier vorführte, den Fastlam (den Ohrendag) ingrawen.

Ein Volksfest im besten Sinne des Wortes war das Erntefest, der Ohrendag.[1]) Man feierte das Fest nicht wie heute, wo

[1]) In der Südheide begegnet der Name Vergoden-deel (z. B. Niederf. 9, 308). Der letzte Busch Roggen, den man umtanzte, bevor er abgehauen wurde, hatte dort den Namen Vergodendeels-struß (Zeitung 1902),

es ebenfalls zu einer bloßen Tanzerei herabgesunken ist und nur noch der Erntekranz und das bekränzte Orchester an den eigentlichen Zweck erinnern, bei einem Gastwirte, sondern abwechselnd in den Bauerhäusern. Hatte in dem einen Jahre der Besitzer von Haus 1 das Fest, so im folgenden der von 2, und so fort. Auf der Großen Diele wurde eine Tanzbrücke gelegt, etwa an der Grenze zwischen Diele und Flett kam der lange Musikantentisch zu stehen. Es wurde geschlachtet und gebacken. Alles war für Geld zu haben; nur das Bier und den Koem (Kümmel, Branntewein) hielten die Burschen selbst, beides gab es umsonst. Dafür hatte aber jeder, mit Ausnahme der auswärtigen Frauen und Mädchen, einen bestimmten Betrag zu entrichten; selbst die einheimischen Mädchen zahlten (8 Schilling) und gaben außerdem noch etwas für das Papier und Gniddergold des Erntekranzes.

Über dem Musikantentische war ein Tannengewinde angebracht, in dem man bunt durcheinander Roggen- und Haferähren, Buchweizen, Wurzeln, Steckrüben, Runkeln, Vogelbeeren, Blumen und Äpfel sah. Auf der Diele hingen geliehene Lampen am Boden, der wegen der Feuersgefahr gewöhnlich durch Koken-platen (Kuchenplatten) geschützt war.

Der Hauptschmuck war die Erntekrone; schon tagelang vorher hatten die Mädchen sie in dem Hause, an dem das vorjährige Erntefest begangen worden war und in dem auch die Reste der letzten Krone aufbewahrt wurden, hergestellt. Über zwei etwa 60 Centimeter langen Querhölzern erhoben sich die Bügel (gewöhnlich Tonnenreifen). Diese wurden mit Tannenzweigen, Vogelbeeren, Ähren und Buchsbaum bebunden und an ihnen Bänder aus buntem Papier befestigt, die mit allerlei zurechtgeschnittenen Figuren aus Gniddergold benäht waren. Auch an den Querhölzern wurde Tannengrün befestigt, und Vogelbeerketten und Vögel (ausgepustete Eier, mit Kopf und Schwanz versehen und mit Gold- und Silberpapier beklebt) schaukelten darunter.

Am Nachmittage des ersten Tages, des Sonntags, wurde in

---

d. h. Strauß, der den Anteil der hier als Erntegöttin auftretenden Frau Gode bildete. Von diesem Strauß, der übrigens in älterer Zeit wohl nicht abgehauen wurde, sondern stehen blieb, ist der Name auf das ganze Fest übertragen worden.

feierlichem Zuge — die Muſikanten voran, die Burſchen und Mädchen dahinter — der Kranz abgeholt. Auf einer Stange trug man ihn zum Feſthauſe, wo er mittelſt einer Stricköſe am Boden aufgehängt wurde. Und nun flog das junge Volk der Schnitter zum Tanz, und zu ihnen geſellten ſich die Alten. Am anderen Vormittag durften Knechte und Mägde, wenn das Vieh gefüttert worden war, ausſchlafen; es war ja ihr Feſt. Am Nachmittag begann die Feier aufs neue. Zum Schluß ging es an das Plündern des Kranzes. Die Kinder wurden hinangehoben; jedes pflückte, was es bekommen konnte, heraus.

Wenn in der Heide der Mutter ſtatt des erwarteten Söhnchens ein Mädchen beſchert wird, meint ſie wohl mit einem verbreiteten Troſtwort: Dor kann 'n de Jungens mit fangen. Und die „Jungens" laſſen und ließen ſich fangen, und auch das Mädchen ohne Schönheit fand ſeinen Liebhaber. Dor is ken Putt ſo ſchef, dor paßt 'n Deckel up und — De Lew fallt towilen up 'n Roſenblatt, towilen up 'n Kohklack. Es hieß auch: Dat is man 'ne ulle flechte Dirn, de kenen Broegam hett. Es hängt eben vom Mädchen ſelbſt zum Teil ab, ob ſie einen Mann bekommt: Dat is nich allên 'n Gottbeſcheren, dat het ok: Mäken, dreih di dor nah! Wie ſah nun das Ideal der Bauerſöhne aus? Rothaarige Mädchen, enen Voß (Fuchs), mochten ſie nicht leiden, die waren falſch,[1]) die hatten „einen im Sinn." Ein geſundes Mädchen mußte es ſein, rejalig (reell), un düchdig arbeiden müß ſe künnen[2]) un 'n beten inne

[1]) Vgl. auch W. Schröder, De plattd. Sprückwörder-Schatz Nr. 846: Rohde Haar un Ellernholt waßt up keenen gooden Grund.

[2]) Der Vorwurf der Trägheit (de ull Dirn arbeit nich) war einer der ſchlimmſten für ein unverheiratetes Mädchen; nach einem ſolchen pflegte „keine Nachfrage zu ſein," ja die Dorfmädchen ſelbſt verachteten und verhöhnten ſie.

Melk to krömen (zu brocken) hemm'n, d. h. eine Aussteuer, ein paar Kühe und Schweine und etwas Geld mitbekommen; un schier un slank müß se wen, ken ulle Slentertasch.

Lütt un dick
Hett ken Schick,
Slank un klen (zierlich, in der Taille)
Dat lett sik sehn.

Ein anderer Vers sagte:

Kopp glatt, Fot glatt
Is de halwe Brutschatt. [1])

Die Frage, ob er und sie gut miteinander auskommen würden, war von untergeordneter Bedeutung. In einem Läuschen des Heidedichters Friedrich Freudenthal, dem „Upgebot", fragt der Pastor einen Bauern, der seine Verlobung anzeigt und aufgeboten werden will: Un hett dat Mäken ok enen goden Charakter? Ward Se ok glücklich mit ehr lewen? und erhält die Antwort: Ja — a, Herr Pastor, dar is mi nich bang vör — se weet mit Kalwer un Swin got ümtogahn. Stellenweise bedeutete „Charakter" in der Heide so viel wie eigensinniges oder auffässiges Wesen und wurde so besonders mit Bezug auf die Dienstboten gebraucht. Bescheidenheit, Gehorsam und Arbeitswilligkeit waren eben selbstverständliche Dinge, dagegen wurde Eigensinn und Auffässigkeit als etwas Besonderes, als eine Abweichung von dem Typus der dienenden Jugend empfunden und daher mit „Charakter" bezeichnet. So wurde denn ein Mädchen, in dem „ein Charakter steckte", eher gemieden als begehrt.

Die Mädchen teilten die junge männliche Welt in zwei Gruppen: die einen mochten die Sinnigen (Verständigen, Ruhigen) lieber, die anderen die Bratschigen (Derben, Ausgelassenen). Bezeichnenderweise tritt der einzige Rest der Wortsippe „Treue, treu", das Wort tro-hattig, fast nur in der Verbindung en trohattigen Burßen auf; das war und ist in der Heide die Bezeichnung für den treuen Liebhaber. Gemischte Ehen waren in diesen rein

[1]) In Bülstringen an der Ohre (Prov. Sachsen):
Köppken glatt un Fäutken glatt,
Mäkens beste Middegaft (Niederf. 9, 16).

lutherischen Gegenden an sich so gut wie ausgeschlossen, aber der Volkswitz hat sich doch gemüßigt gesehen, auch hier sein Urteil abzugeben:

Twe Glowens up enen Küssen,
Dor ligt de Düwel mirden (mitten) twüschen.

Es versteht sich von selbst, daß mannigfacher Volksglaube diesen erwartungsvollen Lebensabschnitt erfüllt. Das Mädchen muß die Katzen, die Lieblingstiere der altgermanischen Liebesgöttin, gut füttern, damit an seinem Hochzeitstage die Sonne scheint. Regnet es dann doch, so fehlt es auch nicht an einem Troste: Wenn't de Brut in 'n Kranz regent, denn regent dat Glück rin. Kochendes Aufwaschwasser und drei brennende Lampen in einem Raume deuten auf eine heimliche Braut. Löst sich bei einem Mädchen das Schürzenband, so daß die Schürze wegzufallen droht, so freit „er" mit einer andern. Spitze und scharfe Gegenstände dürfen Verliebte sich nicht schenken, da die Liebe durch sie zerschnitten wird. Ißt ein Mädchen den untersten Brodknust, den Brumm-knust, so sind die „Jungens" fortgesetzt brummig zu ihr; sollen sie mit ihr scherzen, so muß sie den obersten, den Lach-knust, essen.[1]) Ein Spinngewebe bezeichnet man als ein grot Brutlaken.[2]) Durch ein eigenartiges Mittel verschafft sich das Mädchen über den Zukünftigen Aufschluß: wenn sie in einer Erbse zehn Erbsenkörner findet, ißt sie neun und legt das zehnte unter den Süll (die untere Lage) der Stuben- oder Haustür. Der Anfangsbuchstabe vom Vornamen desjenigen Mannes, der zuerst hinübergeht, ist der Anfangsbuchstabe vom Zunamen ihres einstigen Mannes. Dieselbe Wirkung erzielt man, wenn man ein im Grobbrod gefundenes heiles Roggenkorn dorthin legt.

---

[1]) Man glaubt auch, daß das Essen dieser Knüste auf das Mädchen selbst diese Wirkungen übe.

[2]) In Markoldendorf (Südhannover): Da hänget mal 'n graut Briutlaken, Niederf. 8, 390. Im Stadischen (z. B. zwischen Stade und Cuxhaven) deutet man solches Spinngewebe als einen großen Brutfleier. Verwandt ist der aus dem Braunschweigischen (Andree 296) bezeugte Glaube, daß viel Spinnen in den Häusern viel Freier der Jungfern bedeuten, anscheinend deshalb, weil eine Braut besonders eifrig spinnen und weben muß. Wie hier die Spinnen als „Vörlat" der Braut zu fassen sind, so das Spinngewebe als „Vörlat" des Brautlakens oder Brautschleiers.

Ein bemerkenswerter und ähnlich auch anderwärts[1]) begegnender Brauch ist der folgende: wird einem Burschen das Mädchen, mit dem er schon halb und halb verlobt gesagt wurde, weggeheiratet, so wird ihm von den schadenfrohen anderen Burschen nachts ein Bienenkorb aufs Haus gesetzt; genau so ergeht es einem Mädchen im umgekehrten Falle.

In der Regel sollen die Mädchen einer Familie der Reihe nach sich verloben. Wird ausnahmsweise eine jüngere zuerst gefreit, so entschuldigen die Bekanntenkreise das mit der launigen Bemerkung: de Üllst is so lang' in 'n Backawen schawen.

Oft fand sich das Herz zum Herzen, er tanzte mit ihr und erschien zum Fensterln (wür achter ehrn Finster). Oft war der hartnäckige Wille der Eltern maßgebend; der Tochter wurde vorgeredet: dat is en gode Frê,[2]) und gewöhnlich heiratete dann das Geld das Geld; se sünd tohop snackt, sagte die Welt. Manche Ehe stiftete der Freiwerber oder die Freiwerberin.

Wollte ein Bauersohn heiraten, so schickte er den Freiwerber zu seiner Erkorenen, wenn er sich vorher nicht selbst mit ihr versprochen hatte. Gewöhnlich war es der nächste Verwandte. Goden Dag — Goden Dag ok — dann einige gewöhnliche Redensarten und schließlich rückte er mit der Sache heraus: Wüllt Ji uns jon (euer) Lischen don? War der Antrag willkommen, so wurde tüchtig aufgetischt. Der Freiwerber nahm das Jawort gleich mit; für seinen Dienst erhielt er (ebenso eine Freiwerberin)[3]) ein flächsenes

---

[1]) So wird im Kreise Einbeck (Südhannover) in der Brautnacht dem verlassenen Teil ein Strohmann oder ein Strohweib in die Nähe seines Wohnhauses gesetzt, Nieders. 8, 390. In Scheessel (im Stadischen) war es Brauch, daß beim Bekanntwerden einer Verlobung die Altersgenossen der Braut nachts eine Immenkiepe auf den vorderen Giebel des Brauthauses setzten, Nieders. 10, 160.

[2]) = Heirat. Der gewöhnliche Ausdruck für „heiraten" ist frêen daneben kennt man in der Südheide den Ausdruck sik beminschen im Sinne von „sich beweiben," wie schon mnd. minsche, mensche nicht nur „Mensch" bedeutet, sondern auch, und zwar ohne verächtlichen Nebensinn, weibliche Wesen bezeichnet.

[3]) Von einer Frau, die mehrere Schürzen vorgebunden hat, sagt man, sie gehe auf Freiwerberei aus. Über den Grund dieser Ausdrucksweise habe ich nichts Näheres ermitteln können.

Hemd. Auch schickten, wenn ein Bauersohn vor dem Heiraten stand, verschiedene Eltern[1]) Freiwerber hin und ließen ihm ihre Tochter mit näheren Angaben über die Mitgift anstellen. Oder wenn einer ein Mädchen heiraten wollte, das er nur hatte rühmen hören und selbst nicht kannte (harr noch gor nich mal mit ehr danzt), so wurde der Freiwerber geschickt, um ein Schwein oder eine Kuh zu kaufen. Er sah die Tiere; das Mädchen erschien und mußte Auskunft geben; dabei lernte er sie näher kennen; nun erklärte er, er wolle sich wegen des Handels besinnen, und fragte, wenn jene ihm gefiel, die Eltern, ob der und der sie haben solle. Heute ist die Sitte der Freiwerberei fast ganz außer Gebrauch gekommen. Der Bauersohn ist sein eigener Freiwerber, und oft sind die Betreffenden jahrelang heimlich verlobt. Gar nicht so selten war und ist die gegenseitige Heirat zwischen Geschwisterpaaren verschiedener Höfe; eine solche hieß eine Tûschfrê (Tauschheirat).

Die jüngeren Geschwister eines Bauerhofes heirateten vielfach in eine Kötnerstelle oder den „lütten Stand", den der Brinksitzer, Anbauern, Abbauern, ja vereinzelt der Häuslinge. Von den jüngeren Söhnen suchten manche ihr Glück in einem andern Berufe, der sie dann gewöhnlich von der heimatlichen Scholle fortriß. Das Heiraten eines Bauermädchens in einen höheren Stand erweckte leicht Neid, und, gelang es einer solchen nicht, sich in die neuen Verhältnisse zu finden, fühlte sie sich vielleicht gar unglücklich darin, so hieß es: Ja, so geiht, wenn ut'n Nachtputt en Bratputt ward.

Die Verlobung.

Die Verlobung wurde zweimal gefeiert. Die volkstümliche Bezeichnung war dat Loeft (mnd. lovete).[2]) Das erste Mal feierte man an einem Sonntag im Hause des Bräutigams, wobei die Braut in Begleitung ihrer Eltern und Verwandten den ganzen

[1]) Die Töchter selbst durften sich natürlich nicht hervorwagen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, als fren-dull (heiratstoll) bezeichnet zu werden.

[2]) Die Bezeichnung entspricht nicht, wie J. Grimm meinte, dem hochd. Braut-lauf(t), sondern ist von mnd. loven (laven) = geloben, zur Ehe versprechen abzuleiten, vgl. meine Beiträge S. 18f.

Besitz ihres zukünftigen Mannes „besah". Der nächste Sonntag brachte eine gleiche Feier im Hause der Brauteltern. War alles zur Zufriedenheit ausgefallen,[1]) so wurde die Sache fast makt. Die Zeit der Hochzeit, auch die Zahl der Einzuladenden wurde festgesetzt; bei großen Hochzeiten wurden oft 3—400, späterhin sogar bis 700 oder 800 Personen geladen, während kleinere Besitzer oder gar Häuslinge eine entsprechend kleinere Hochzeit gaben. Ringe trug man noch nicht, lieh aber vor der Trauung von der Pfarre zwei tombakne oder Messing-Ringe[2]) für Geld, die nachher sofort wieder hingebracht wurden. Bei der Verlobung wurde auch das Nähere über die Mitgift und etwa nötige bauliche Veränderungen festgesetzt. Daß der Vater des Bräutigams am Tage der Heirat „abgab" und der Sohn den Hof „anfaßte", war die Regel. So wurde denn auch der Altenteil der Bräutigamseltern gleich bei der Verlobung bestimmt, ebenso die Mitgift der anderen Kinder. Beides, Altenteil und Mitgift, wurde mit Rücksicht auf den Anerben, der bei den dürftigen Verhältnissen der Heide von vornherein keinen leichten Stand hatte, gewöhnlich knapp bemessen. Der Hof mußte lebensfähig erhalten werden, de Hof mutt bestahn, he kann nich mihr lirn (leiden), diesem höheren Gesichtspunkt hatten die jüngeren Geschwister sich unterzuordnen. Auch wenn ein jüngerer Bruder oder eine jüngere Schwester nicht heiratete, blieb sein oder ihr Erbteil auf dem Hofe und wurde nicht etwa unter die Geschwister verteilt. Bei der Übergabe des Hofes wies gern ein Verwandter auf jene Bevorzugung hin: Ja, he (der Älteste) is orig in 'n Vöddel na den Anpatt (ist verhältnismäßig sehr im Vorteil) vör de Bröder un Swestern, um dann abschwächend, wie einen Trost für die Geschwister, hinzuzusetzen: Na, he hett ok all de Lasten, un denn mut he de beiden Olen ok in de Kuhl hegen (bis zum Grabe pflegen).

Mit dem Loeft, der Verlobung, galt jedenfalls in alter Zeit die Ehe bereits als geschlossen. v. Hammerstein (Bardengau, S. 613)

---

[1]) Gefiel ausnahmsweise das Gesehene einem Teile nicht, insbesondere den Brauteltern (der Ausdruck lautete: wenn't in'n Unschick wür), so wurde aus der Verlobung nichts.

[2]) In Hollenstedt haben sich Brautleute zuerst 1857 goldene Ringe geschenkt.

hebt diese alte Volksauffassung mit Nachdruck für den Bardengau, der besonders die Nordostheide umschloß, hervor; die Auffassung hat sich dort bis in die neuere Zeit behauptet: die Verlobten betrachteten sich als Vermählte, „ungeachtet Trauung und Hochzeit erst einige Wochen nachher zu kommen pflegten." Aber dieselbe Anschauung hat auch in dem benachbarten Nordwesten geherrscht; dort konnte man noch vor einigen Jahrzehnten mit Bezug auf zu früh geborene Kinder die Behauptung hören: Dat Kind stammt von 't Loeft. Hierbei sei bemerkt, daß die Kinder, wohl in der ganzen Lüneburger Heide, der Storch (de Äbä) bringt; die unehelichen Kinder führt der Volkswitz — jedenfalls im Nordwesten — auf den Esel zurück: dieser niest sie nämlich hinter den Zaun (dat Kind hett de Esel achter'n Tun prôst).

Waren die Höfe der Braut- und Bräutigamseltern gutsherrschaftliches Besitztum, so hatten dem amtlichen Ehekontrakt Verhandlungen mit dem oder den betreffenden Adligen voranzugehen. Der Gutsherr mußte die Übertragung des Hofes an den heiratslustigen Anerben und die Heirat selbst genehmigen. Dafür war eine bestimmte Erlaubnisgebühr[1]) zu entrichten. Ebenso hatten sich die Eltern der Braut zu bemühen, daß die Gutsherrschaft das der Tochter als Brautschatz und Abfindung Zugedachte genehmigte. Das betreffende Aktenstück hieß ein „Ablobungsschein."[2]) Ich lasse einen derartigen Schein, 1834 von der Gutsherrschaft in Bötersheim (Kr. Harburg) ausgestellt, hier folgen:

Actum Bötersheim, den . . . . . 1834.

Von dem zu den Gütern Bötersheim gehörenden M.schen Hofe zu . . ., welchen seit 1810 . . . . als Interims-Wirth cultivirte und der ihm mit der Bedingung zugeschrieben, daß er diese Stelle nach Ablauf von 24 Jahren an seinen Stiefsohn . . . . . übergeben solle, erschienen: der Interims-Wirth . . . . . ., der Stiefsohn desselben . . . . . und dessen zweite Schwester . . . . . ., welche Letztere sich bis auf priesterliche Einsegnung mit . . . . . zu . . . bereits verlobt hat. Sie wünschten

[1]) z. B. zwei Reichstaler Kassenmünze als Stiefelgeld, ein Reichstaler als Brauthemdgeld. Das ius primae noctis ist jedenfalls stellenweise, wenn auch nur de facto et absque iure, ausgeübt worden.

[2]) Offenbar, weil der Vater darin gelobte, der Tochter von seinem Besitztum das und das „ab"zugeben. Für gewöhnlich bedeutet af-lawen etwas anderes, nämlich „geloben, etwas abzustellen, zu unterlassen."

nunmehr, den Brautschatz und die Abfindung für dieselbe zu bestimmen und die Genehmigung der Gutsherrschaft zu derselben zu erhalten.

Demnach erhält .... bey ihrer Verheuratung aus der Stelle: Sechs Stück Rindvieh, Sechs Schweine, Zwanzig Schaafe, Sechszehn Himpten Roggen, Zwanzig Reichsthaler Cassen Müntze, ferner ein Ehrenkleid, nebst Kiste und Kistenpfand[1]) nach Ortsgebrauch; wovon Ein Stück Rindvieh, ein Schwein, Kiste und Kistenpfand gleich bey der Verheuratung, das Uebrige aber, so wie es die Reihe trift, erfolgen soll.

Da nun die ältere Schwester ..... (geb. ....) zu .... einen gleichen Brautschatz und Abfindung erhalten hat und ....., 25 Jahre alt, ebenfalls als demnächstiger Annehmer des Hofes damit einverstanden sich erklärt hat, so ist dabey nichts zu erinnern befunden und wird hiedurch die Genehmigung der Gutsherrschaft ertheilt.

Bald darauf begaben sich die Beteiligten auf das Amt, um dort „schreiben zu lassen". Die Ehestiftung oder Eheberedung wurde aufgesetzt; auch der Ausdruck Verschreibung war dafür geläufig, weil gewöhnlich der Braut für den Fall, daß der Mann sie kinderlos hinterließ, der Hof verschrieben wurde.

Als Beispiel folgt die Eheberedung desselben Brautpaares.

Eheberedung zwischen ...., Sohn des verstorbenen Herrschaftlichen Halbhöfners ..... aus ...., als Bräutigam, und ...., Tochter des verstorbenen von Weyheschen Vollhöfners .... aus ...., als Braut. Actum Moisburg, den ..... 1835.

Das vorgedachte Brautpaar erschien vor hiesiger Hausvoigtey, und zwar der Bräutigam in Beistand seines Stiefvaters und zeitigen Interimswirths auf der elterlichen Stelle, ... aus ..., und seines Vormundes, des Kleinköthners .... aus ...., die Braut aber in Beistand ihres Stiefvaters, ... aus ..., ihres Bruders ..... daher und ihres Vormundes, des Vollhöfners .... daher, und gab zu vernehmen, wie sie die sich gegenseitig versprochene Ehe nächstens durch priesterliche Trauung vollziehen lassen wollten, der zeitlichen Güter wegen aber Folgendes unter ihnen verabredet und beschlossen worden sey.

1.

Die Braut heirathet zu dem Bräutigam auf seine ihm nach dem Anerberechte zustehende elterliche Halbhöfnerstelle zu ...., welche ihm

---

[1]) Kisten-pand = „allerhand Sachen, die man in den Kasten pflegt zu verwahren, z. E. ungeschnitten Leinwand und dergl." (Brem. Wb. II 777). Vgl. mnd. kisten-ware die in Kisten oder Truhen bewahrte Ausstattung der Braut und das gleichbedeutende kisten-gerede.

nach abgelaufenen Mahljahren[1]) von seinem vorgedachten Stiefvater und Interimswirth ..... aus .... und seinem erstgedachten Vormund[2]) ..... aus .... hiermit mit Schuld und Unschuld[3]) übergeben wird, und bringet demselben alles dasjenige zu, was sie von Elternwegen zu hoffen hat und ihr laut Ablobungs-Schein de dato Bötersheim den ..... 1834 verschrieben worden ist, und zwar:

Sechs Stück Rindvieh (u. s. w. wie oben S. 161 bis „erfolgen soll").

2.

verpflichtet sich der Bräutigam, seinem als Häusling zu .... verheiratheten Bruder, ..., die noch rückständige Abfindung als: 3 Rinder, 2 Schweine, 4 Himten Rocken und 10 Thaler Cassenmünze folgendermaßen abzutragen: Martini 1835 3 Thaler Cassenmünze, Martini 1836 1 Rind, Martini 1837 1 Schwein und 4 Himten Rocken, Martini 1838 3 Thaler, Martini 1839 1 Rind, Martini 1840 1 Schwein und 2 Thaler, Martini 1841 1 Rind, Martini 1842 2 Thaler, ferner seiner noch unverheiratheten Schwester ..... folgende Aussteuer zu verabreichen:

4 Rinder, 4 Schweine, 8 Himten Rocken, 10 Schaafe, 15 Thaler Cassenmünze, ein Ehrenkleid, ein volles Bette und Kiste und Kistenpfand, wovon am Hochzeitstage eine unter den obigen vier Rindern mit begriffene[4]) Kuh, ein Schwein, 4 Himten Rocken, 5 Schaafe, 10 Thaler Cassenmünze, das Ehrenkleid, das Bette und Kiste und Kistenpfand erfolgen, alles Uebrige aber binnen den nächsten zehn Jahren nach ihrer Verheirathung abgetragen werden solle. Ueberdem soll sie das im Hause befindliche, vom Interimswirth ... angeschafte Webetau am Hochzeitstage erhalten.

3.

Hinsichtlich des Altentheils für den (so!) jetzt angehenden Altentheilsleuten, ... und dessen Ehefrau ...., verwittwete ..., geborne ..., behält es dabei sein Bewenden, was dieserhalb in der zwischen diesen errichteten Ehestiftung vom 23. May 1821 bestimmt und festgesetzt worden ist. Es ist jedoch unter den Contrahenten die Vereinbarung getroffen, daß die dem Altwater verschriebenen 6 Himten Hafer Aus-

---

[1]) Mahljahre sind die vom Gericht (mnd. mâl Versammlung, mâlstat Gerichtsstätte) festgesetzten und nach der Volljährigkeit des Anerben bemessenen Jahre der Interimswirtschaft.

[2]) Im Texte „seines Vormundes".

[3]) Vgl. mnd. unschult = das Nichtschuldigsein; es wird oft mit dem Gegensatz schult verbunden, „um den ganzen Inhalt eines Besitztums nach seiner negativen und positiven Seite zu bezeichnen."

[4]) Die Brautkuh, von der noch zu sprechen sein wird. Diese soll nicht noch besonders, außer den vier Rindern, verlangt werden, daher dieser Zusatz.

saat nicht in 6 einfache (so!) Himten, sondern in 6 doppelte Himten oder 12 einfache Himten bestehen solle und daß, wenn die Altentheiler sich mit den jungen Leuten an einem Tische nicht vertragen und die ihnen verschriebene kleine Stube beziehen sollten, auch außer den (so!) ihnen alsdann verschriebenen Altentheil noch die benöthigte Feurung und Licht von dem Besitzer der Stelle unentgeldlich verabreicht werden solle.

4.

Setzen beide Verlobte sich, im kinderlosen Todesfalle, mit der gemeinüblichen Regel: „längst Leib — längst Gut“ [1]) zu Erben ein.

Ex post erklärte der Stiefvater der Braut, . . . aus . . ., daß er seiner erstgedachten Stieftochter, der gegenwärtigen Braut, . . ., von seinem Vermögen 10 Pistolen in Golde zur Aussteuer, und zwar am Hochzeitstage, verabreichen wolle.

(Folgt die gerichtliche Bestätigung des Königl. Amtsgerichts Moisburg).

Nach der öffentlichen Verlobung besuchten die Brautleute zusammen die Lustbarkeiten und beschenkten sich: sie erhielt von ihm etwa eine silberne Broche (Doknadel), er von ihr ein wollenes oder ein seidenes Halstuch für die Trauung. Allmählich ging es nun an die Vorbereitungen zur Hochzeit, die etwa zwei Monate nach der Verlobung gefeiert wurde. Der Tischler wurde bestellt, um die Aussteuer auf Tagelohn zu arbeiten; das Holz wurde ihm geliefert. Ebenso kaufte man Zeug und nahm Schneider und Schneiderin ins Haus. In beiden Häusern wurde Schlachtvieh gemästet. Die Hochzeit fand grundsätzlich in dem Hause statt, das der Wohnsitz des Paares wurde; also in der Regel in dem des Bräutigams, wenn dieser aber „einheiratete“ (in-frê), in dem der Braut. Hochzeiten waren in allen Jahreszeiten, bevorzugt wurde aber, besonders bei großen Hochzeiten, der Herbst, wenn die Kartoffeln heraus waren und man die Saat bestellt hatte. Dann hatten die Leute am besten Zeit; das Eingeschlachtete hielt sich besser, und, was übrig blieb, konnte eingesalzen werden.

Das Aufgebot hatte an zwei Sonntagen zu erfolgen und wurde etwa vierzehn Tage vor der Hochzeit vom Brautpaar persönlich beim Pastor bestellt. Das erste Aufgebot hieß up-beden,

[1]) In der Fassung des Volkes Längst Liw — längst God oder Längst lewt — längst arft.

das zweite af-beden. Se ſünd von Dag' (heute) von de Kanzel pultert war der ſcherzhafte Ausdruck für das Aufgebot. Kam es aber zu einer Aufhebung der Verlobung, ſo hieß es: Se ſünd up de Kanzel behingen blewen. An den beiden Tagen hielt ſich das Brautpaar von der Kirche fern.

Ehe ein Nichteingeſeſſener heiratete, mußten die Bauern des Dorfes, in dem er ſeinen Wohnſitz nehmen wollte, ſich damit einverſtanden erklärt haben. Der Bauermeiſter befragte ſie im Burmal (Gemeindeverſammlung), und auf ihre Befürwortung wurde vom Amte für eine beſondere Gebühr ein „Wohnſchein" ausgeſtellt, eine Maßregel, deren eigentlicher Zweck die Fernhaltung arbeitsſcheuer, der Gemeinde vielleicht einmal zur Laſt fallender Menſchen war.

Die Einladungen und weiteren Vorbereitungen zur Hochzeit (Köſt).[1])

Die Einladungen erfolgten mündlich durch die Hochzeitsbitter (Köſten-bidder), d. h. zwei Brüder oder nähere männliche Verwandte der Braut oder des Bräutigams. Stellenweiſe, z. B. in Halvesboſtel bei Hollenſtedt, beſorgte die Braut die Einladungen im Heimatdorfe ſelbſt. Die Hochzeitsbitter zogen in den letzten Tagen gemeinſam von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Die Einladungen im Hochzeitsdorfe ſelbſt wurden bis zuletzt, gewöhnlich bis zum Donnerstag, aufgeſpart. Grundſätzlich wurde im Heimatsdorfe jeder, ob reich, ob arm, geladen; war die Hochzeit weniger groß, ſo ergingen die Einladungen wenigſtens an ſämtliche Nachbarn, die in einem kleineren oder größeren Umkreiſe des betreffenden Hauſes wohnten. Auf dem Kopf einen niedrigen Hut mit einem Kranz aus künſtlichen bunten Blumen, über dem vorn von der Braut ein Taler feſtgenäht worden war,[2]) vor der Bruſt einen Strauß mit einer langen rotſeidenen Schleife und in der Hand

[1]) Eigentlich „Beköſtigung, Speiſung", dann wurde das Wort (wie ſchon mnd. koſte) von jeder mit einem Schmaus verbundenen Feier und beſonders der Hochzeit gebraucht.

[2]) Der Ausdruck für die Ausſchmückung des Hutes lautete ſik den Hot blank maken laten.

einen Stock mit eiſerner Spitze, in deren Ringe die Geladenen bunte „Bändelein“ binden mußten (Fig. 27), wanderten die Hochzeitsbitter dahin. Einſt war ihre Kleidung noch wunderlicher; ſie

Fig. 27. Köſtenbidder (Hochzeitsbitter) mit dem bändergeſchmückten Spieß.

trugen einen hohen ſchwarzen Hut mit vier großen goldpapierenen Medaillons in Herzform, die mit einem ſeidenen oder rotwollenen Bande umgeben waren und an denen ein Strauß aus künſtlichen

Blumen saß. Mit dem Stock klopften sie an die Haustür, nachdem sie mit lautem Juchen den Hof betreten hatten. Juchend kamen sie dann in die Stube und sagten ohne vorherigen Gruß, auf- und niedergehend und sich wechselseitig ablösend, der neugierig umherstehenden Familie ihr Einladungsgedicht, ihr „Gebet", auf. Da hieß es etwa:

Hier komme ich her zu Euch geschritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich geritten.
Von zwei Verlobten sind wir ausgesandt,
Deren Name ist Euch gar wohl bekannt.

(Folgt in ungebundener Rede das Einschiebsel: „Es ist der Junggeselle N. N. und die Jungfer N. N.")

Sie bitten Euch freundlich zur Hochzeit am Freitag,
So lang' es die Zeit erlauben mag.
Die nicht können gehn, die müßt ihr tragen,
Die Ihr nicht könnt tragen, müßt Ihr setzen auf einen Wagen.
So helfet uns denn alle verzehren,
Was der liebe Gott uns tut bescheren
An Speise und Trank,
Zwei lustige Tage lang!
Da wird zugerichtet sein an Bier und an Wein,
Auch fünf fette Ochsen und fünf fette Schwein,
Dreißig Paar Tauben[1]) . . .,
Zwanzig Tonnen Branntewein,
Daß daran wird kein Mangel sein.
Dann wollen wir mit Braut und Bräutigam
Wohl über die Heid' und die Felder gehn,[2])
In der Kirche die Kopulation zu hören,
Wie sie einander sollen ehren.
Wenn dasselbige ist geschehn,
Wollen wir wieder ins Hochzeitshaus gehn.
Da wollen wir uns setzen oben an den Tisch,
Wo der Braten und der Wein am meisten ist! —

---

[1]) Nach Aussage eines alten Mannes hat diese Stelle einst gelautet:

Dörtig Por Duwen
De lat sik in'n Awen schuwen.

Auf die Frage, ob das ganze Gedicht ursprünglich niederdeutsche Form gehabt hat, gehe ich hier nicht ein.

[2]) Vor etwa fünfzig Jahren war schon das Fahren die Regel. Aber sehr alte Leute wissen sich der einstigen Sitte noch zu erinnern.

Dann werden die Pfeifen und Violinen klingen
Und Jungfern und Junggesellen lustig danach springen.
Doch müssen die Jungfern geschmücket sein,
Ihre Schuhe blank, ihre Schnallen fein,
Ihre Wangen rot, voll Blumen der Hut,
Damit es den Junggesellen gefallen tut. —
Nun müßt Ihr Euch nicht lange bedenken
Und den Hochzeitsbittern ein klein Trinkgeld schenken,
Auch verehrt Ihr mir wohl ein Bändelein,
Und verehrt Ihr mir kein Bändelein,
So mögen in diesem Hause auch
Wohl keine Jungfern und Junggesellen sein.

Natürlich wurde diese Drohung mit gutem Humor aufgenommen und der Aufforderung gern entsprochen. Erst jetzt begrüßten die Hochzeitsbitter mit Händeschütteln die Familie: „Und damit sage ich Euch allen guten Tag!"

Während die Einladungen erfolgten, wurde im Hochzeitshause emsig geschafft. Mehrere Schweine und eine Starke, wohl gar auch eine Kuh, standen bereit, ihr Leben zu lassen. Große Eier- und Buttervorräte waren aufgespart. So kamen denn, wenn nach alter Sitte die Hochzeit auf den Freitag[1]) angesetzt worden war, am Montag die Köchin und einige verwandte Frauen, um die Hochzeit zu bereiten, d. h. die Vorkehrungen für die Arbeiten der nächsten beiden Tage zu treffen. Denn am Dienstag wurde geschlachtet und Wurst gemacht, am Mittwoch gebacken und die Hausdiele zum Tanzsaal hergerichtet. Vom Kaufmann, mit dem die Köchin das Nähere verabredet hatte, traf ein schwerbefrachteter Wagen ein, mit Rum und Wein, Kaffee und Gewürzen, Böcken und Brettern für Tische und Bänke und allerlei geliehenem Eß- und Kochgeschirr, Schüsseln und Tellern, Kochkesseln und Kaffeekannen, Kuchenplatten und Kloßtüchern, Messern, Gabeln und Löffeln. Im Hofe wurde eine Feuergrube ausgeworfen und darüber ein Holzgerüst errichtet, dessen Querbalken an eisernen Ketten die großen kupfernen Kochkessel trug.

---

[1]) Kleinere Hochzeiten wurden auch auf den Dienstag gelegt, häufig mit Rücksicht auf die Köchin, die nicht zwei Paare an einem Tage bedienen konnte. Der Donnerstag wurde wegen des Donnerns gemieden (vgl. E. H. Meyer 175), aber nicht ohne Ausnahme.

Der Kiſtenwagentag.

Am Donnerstag wurde die Ausſteuer aus dem Hauſe der Brauteltern in das neue Heim überführt. Die betreffenden Wagen hießen die Kiſtenwagen[1]) und darnach der Tag der Überführung der Kiſtenwagentag.

Am Vormittag kamen die vom Bräutigam entſandten nächſten Verwandten oder Nachbarn jenes mit zwei bis drei langen, ſtellenweiſe mit vier Pferden beſpannten Leiterwagen auf den Hof. Sie brachten einige Muſikanten mit, die bei der Abfahrt und in jedem Ort ihre Weiſen erſchallen ließen, außerdem auf jedem Wagen eine Frau, die darauf zu achten hatte, daß alles mitkam, und beim Verpacken half. Dieſe Männer und Frauen hießen die Kiſten-füllers. Die Männer hatten ein rotes Peitſchenband, und jeder bekam ein rotes Taſchentuch, die Pferde trugen künſtliche rote Blumen am Kopf. Einer der Männer führte nach alter Sitte einen unterſiegelten „Paß" mit, der alles vom Bräutigam Beanſpruchte aufzählte. Wenn die Kiſtenfüller mit klingendem Spiel angekommen waren, fanden ſie das Heck, das zum Hofe führte, durch Ketten feſtgemacht und die Türen zugeſteckt. Hinter der „Großen Tür" ließ ſich auf das Pochen der Brautvater hören. Er giebt in polterndem Tone ſeiner Verwunderung über den ungewohnten Lärm und den ihm vorgetragenen Wunſch der Fremden Ausdruck und will nicht öffnen, ſchließlich aber erſcheint er und bequemt ſich zu dem Geſtändnis, daß er eine Tochter des und des Namens habe, die mit dem N. N. Hochzeit machen wolle; hierauf läßt er ſich den Paß vorleſen, überzeugt ſich von der „Richtigkeit der Papiere" und erklärt ſich bereit, ſein Haus zu öffnen und die Sachen auszuliefern. Ein derartiger „Kiſtenfüllerpaß" aus dem Kirchſpiel Hollenſtedt lautet:

Wir Bürgermeiſter und Ratsherrnleut'
Wir geben hierdurch zum Beſcheid:
Vorzeiger dieſes kommt hier an,
Um mancherlei hier zu empfangen.[2])
Hört zu, was unſere Bitte iſt,
Vielleicht, daß Ihr's ſchon alle wißt.
Das erſte iſt, wonach man ſtrebt,

[1]) Vgl. „Kiſte und Kiſtenpfand", S. 161. [2]) empfahn?

Des Herren Wort, wonach man lebt.
Das zweite das iſt Fleiſch und Blut,
Daß es mag bleiben treu und gut.
Zum dritten gebt nach ſeiner Bitt',
Wie es ſich hört nach Brauch und Sitt',
Ein ſchönes, weiches Ehebett,
Worunter es ſich ſchläft ſo nett,
Zehntauſend Taler blankes Geld,
Denn das liebt ja die ganze Welt,
Ein Dutzend Stühle noch dabei
Und ſonſt der Sachen mancherlei,
Als Grapen, Keſſel, Feuerzang',
Eine Miſtgabel, die zwei Ellen lang,
Ein neu Schatoll[1]) muß dabei ſein
Mit vielen Fächern und hübſchen Piſtolen darein,
Ein ſchönes, hübſches Ehrenkleid,
Das ſie erfreut noch manche Zeit,
Einen Koffer und einen Kleiderſchrank,
Die beide ſein recht hübſch und blank.
Dreihundert Ellen doppelt Linnen,
Damit kann man ſchon viel beginnen,
Ein Dutzend Gabeln und zwölf Meſſer,
Denn die ſind gut für gute Eſſer,
Einen Haſpel, Spinnrad und eine Schwingen,
Das mögt Ihr fordern und mitbringen,
Eine Brake noch und einen Beſen,
Doch muß es hübſch ſein, auserleſen,
Und ſollte was vergeſſen ſein,
So mag er's fordern hübſch und fein.
Doch gebt ihm auch nach Brauch und Sitt'
Ein ſchönes, gutes Trinkgeld mit!
Kurz, daß Eure Rede kommt zu ſtand,
Ihr fordert Kiſt und Kiſtenpfand. —
Gegeben iſt es in unſrer Stadt,
Die Wein und luſtig Leute hat,
Geſchehen iſt es in dem Jahr,
Als einſt der große Wind mal war.

Hans Nimmerſatt, Bürgermeiſter.
Jacob Immerdurſt, Ratsherr.
Michel Luſtig, Gerichtsſchöffe.
Paul Ochſenkopf, Sekretär.
Harm Knochenfreſſer, Nachtwächter.

---

[1]) Vgl. Fig. 32.

Nach einem Imbiß begann das Aufladen. Große Gegenstände, wie Kleiderschrank und Schatull, wurden von den Musikanten zum Wagen geblasen. Das Ehebett knotete man in ein großes Betttuch, so daß die Ecken der Inlette durchsahen: etwa 40 Pfund Federn und Daunen[1]) waren in das Unterbett, die Decke, das Pfühl, die fünf Kopfkissen und das für das Erstgeborne bestimmte „große Kissen" (S. 3) gekommen,[2]) und die Eltern waren stolz, wenn es bekannt wurde, dat se luter Fellern (Federn) von lebennige Gös in ehr Bett mitkregen harr, denn die Federn der geschlachteten Gänse galten für weniger gut. Fertige Leinensachen bekam die Braut nur in geringer Anzahl mit, dafür aber eine ganze Lade voll gröberen und feineren gerollten Leinens; der Leinenschatz, der dem Hause der Braut und zum großen Teil ihrer eigenen Arbeit seine Entstehung verdankte, war ihr größter Stolz, und die Familie freute sich, wenn es nachher hieß: De La' wür so vull, se müssen se öllig todrücken. Es würde zu weit führen, alles aufzuzählen, was in Behältern oder Stroh untergebracht wurde, von den Kleidungsstücken der Braut und den Möbeln bis zum Spinn-, Küchen- und Dielengerät herab: ein schwarzes, ein blaues, ein braunes Tuchkleid, mehrere halbwollene selbstgewebte Kleider, wenigstens eins aus buntem Shirting (Schötting), mehrere halbwollene Röcke, die das Mädchen gewöhnlich sich selbst verdient hatte, eine Schenilje (frz. chenille), d. h. ein wattierter Tuch- oder Beiderwandmantel mit flanellenem oder wollenem Futter und Pelerine, Rollen ungefertigten Zeuges, Laken, Hemden, Handtücher, Strümpfe, niedrige Schuhe, gedruckte leinene und baumwollene Schürzen. Zur Zimmereinrichtung gehörten auch sechs Stühle und zwei mit den Anfangsbuchstaben des Bauers und seiner Frau bemalte Lehnstühle; in ganz alter Zeit pflegte sie der Bauer selbst mit Weiden- oder Haselnußstauden (sogenannten Twegen) zu überziehen, damals band sie bereits der Drechsler mit grünlichem Schilfgras, das freilich mit der Zeit ein weißes und gelbes Aussehen bekam (Lesch). Für den Sitz der Lehnstühle waren mit groß-

[1]) Nach der Hochzeit wurden aber gewöhnlich Federn herausgenommeu und anderweitig verwendet.

[2]) Also 6 Kissen, wenn die Braut alles sechsfach (vgl. später) erhielt. Andere bekamen 4 Kissen (je 2 für den Mann und die Frau) und das große.

blumigem Wollzeug überzogene, auf jeder Seite eine bunte Wollrosette (Toß) aufweisende Federkissen, für die Stühle des bunt vermalten Ausfahrwagens mit Beiderwand oder geblümtem Wollzeug überzogene und mit schlechteren Federn gefüllte Kissen bestimmt. Grapen und Pfanne, Holzlöffel, Waschbalge und Butterkarren, Plattschaufel und Äscher (Spaten), Dreschflegel, Besen, Harke, eine dreizinkige Mist- und eine zweizinkige Heuforke, alles fand seinen Platz; auf dem Schoße einer mitfahrenden Frau stand weithin sichtbar das Spinnrad, was an den von Riehl erwähnten deutschen Hochzeitsbrauch erinnert, daß bei der Überführung der Aussteuer zwei Brautmädchen Spinnrad und Haspel als Sinnbilder des Fleißes und traulicher Familiengeselligkeit voranzutragen pflegten. Wie an anderen Stellen Deutschlands wurde auch in der Heide von den jungen Mädchen nach vergeblichen Verhinderungsversuchen der Kistenfüller eine kleine Puppe unter die Aussteuer geschmuggelt. Hinten saß oft als scherzhafte Andeutung der Braut eine große Puppe, ein bekleideter Besen mit Locken von Hobelspänen.

Am Nachmittage oder gegen Abend wurde mit Musik die Rückfahrt angetreten, den Wagen folgte im Blumenschmuck die Brautkuh.[1]) Die reichen Bauertöchter bekamen, wie der Ausdruck lautete, süs üm süs, d. h. alles sechsfach, 6 Stühle, 6 Schweine, 6 Schafe,[2]) und so auch 6 Rinder. Die Tiere wurden gewöhnlich allmählich geliefert, aber die Brautkuh mit der Aussteuer. Die Braut suchte sie selbst im Stalle aus,[3]) nachdem vom Bauern eine Kuh — also die beste — ausgenommen worden war. Auch eine Anzahl Himten Roggen gehörten, wie wir sahen, zur Aussteuer. Hierbei sei bemerkt, daß überhaupt die bisherigen Angaben sich

[1]) Nach Tacitus (Germ. 18) schenkte der Bräutigam der künftigen Gattin unter anderen Gaben auch Rinder, während sie ihm einige Waffen zubrachte (armorum aliquid adfert). An die Stelle dieser Beschenkung der Braut durch den Bräutigam (oder genauer der Kaufgeldzahlung an ihren Vater) ist bekanntlich allmählich die sogenannte Aussteuer der Braut durch die eigenen Eltern getreten; so gaben denn auch die Brauteltern später die Rinder.

[2]) Die Vollhöfnerstochter auf S. 161 sogar 20 Schafe.

[3]) Ähnlich wurde dem Bräutigam, wenn er zu einer Holzgenossenschaft gehörte, ein Hochzeitsbaum (Köst-bom), gewöhnlich eine Buche, angewiesen, vgl. Jahrb. 23, 56.

auf die Ausſteuer eines wohlhabenden Mädchens bezogen; ſchon die Tochter eines Halbhöfners pflegte nicht ſo viel mitzubekommen wie die eines Vollhöfners, noch weniger die Tochter eines Anbauers, Abbauers oder gar Häuslings. Es kam wohl ſelten vor, daß eine ſolche ganz neue Sachen erhielt (gans to Nêen köm, zu Neuem kam); ſtatt eines neuen Kleiderſchrankes (Klîr-ſchapp) gab es einen auflackierten alten, ſtatt des Schatulls einen Milchſchrank, alte Bettſtücke mit erneuerten Überzügen u. dgl. Klempner-, Porzellan- und anderen Hausrat ſchenkten bei derartigen kleineren Hochzeiten die Brautjungfern, die ſich vorher nach den Wünſchen der Braut zu erkundigen pflegten.

Gleich nach der Ankunft wurden die Ausſteuerſachen an Ort und Stelle gebracht. Gleichzeitig wurde die Mitgift, die vor fünfzig Jahren bei einem wohlhabenden Mädchen etwa 150 Taler betrug, von einem der mitgefahrenen männlichen Verwandten dem Bräutigam überbracht, und dieſer ſchloß den Beutel voll Münzen und Wertpapiere ſchmunzelnd in das neue Schatull. Im Namen der Braut überreichte die erſte Brautjungfer, die dafür von jedem ein Trinkgeld erhielt, den Hausbewohnern Geſchenke: dem Bräutigam ein fertiges Flachshemd, ſeinen Eltern und Geſchwiſtern, den Knechten und Mägden je ein Hemd und Halstuch. Jede Schweſter erhielt noch beſonders eine Haube mit Silber- oder Goldbrokat,[1]) die Bräutigamsmutter eine dunkle. Dagegen ſcheint die alte Sitte der Morgengabe, bei der umgekehrt der Bräutigam die Braut (am Morgen nach der Hochzeit) beſchenkte und die in der Stadt Lüneburg um 1400[2]) und vermutlich auch noch ſpäter nachweisbar iſt, auf dem flachen Lande ſeit langem, vielleicht ſeit Jahrhunderten, ausgeſtorben zu ſein.

Am Abend wurde, aber nicht überall, Pulterawend ſmeten; der Sinn dieſes Lärms, der die das Eheglück bedrohenden böſen Geiſter verſcheuchen ſollte, wurde kaum mehr verſtanden. Ferner pflegten die ermüdet heimkehrenden Hochzeitsbitter der Köchin ein „Küchenlied“ aufzuſagen. Nach dem Aufſagen wurden für ſie zwei Lehnſtühle mit hochaufgeſtapelten Kiſſen herbeigeſchleppt, ſie

---

[1]) Statt der Mütze wird neuerdings ein Kleid geſchenkt.

[2]) Kraut, Stadtrecht von Lüneburg, S. 42 u. 44.

ſtiegen — oft mit Hilfe einer Leiter — oben hinauf und ließen ſich da in fürſtlicher Weiſe bedienen. Ein derartiges „Küchenlied“ möge in der verſtümmelten Form, in der es noch im Gedächtnis einiger alter Leute lebt, hier folgen:

„Nun hab' ich meine Bitte vollbracht,
Nach meiner Meinung recht gut gemacht.
Ich habe gebeten Juden und Heiden,
Türken und Chriſten,
In vielen Häuſern hab' ich gefragt,
Doch haben mir nicht viel zugeſagt:
Die einen waren aufs Feld hinaus,
Der andere war auf einen Schmaus,
Der dritte aber war garnicht zu Haus.
Ich habe aber wohl vernommen,
Es werden doch Leute genug kommen.
Nun hab' ich der Frau Köchin noch etwas zu ſagen.
Will ſie meine Bitte gewähren,
Geb' ſie mir einen gebratenen Haſen zu verzehren
Oder ein zugerichtetes Rebhuhn,
Oder Berghuhn[1]) kann es auch tun.
Und dann will ich haben eine Pfeife Tabak,
Ein Pfund Fliegenfett und ein Pfund Mückenfett,
Damit ich die wunden Füße einfett'.
Dann will ich haben einen Stuhl mit zwei Lehnen,
Auch ſechs Dutzend Kiſſen,
Damit ich nach der langen Reiſe mich kann erfriſchen!“
Und damit ſage ich Euch allen „Guten Abend!“

Unter den mit dieſen letzten Worten Angeredeten befanden ſich auch die Gäſte, gewöhnlich näher ſtehende Verwandte, die ſich mit ihren Geſchenken — meiſtens nützlichen Haushaltungsgegenſtänden — bereits am Donnerstag im Haus des Bräutigams eingeſtellt hatten, wo jene überſichtlich aufgebaut wurden, um am eigentlichen Hochzeitstage weitere Bereicherung zu erfahren. Vorausgreifend ſei hier bemerkt, daß die Hochzeitsgabe der meiſten Gäſte, zumal der dem Ehepaar ferner ſtehenden, in einem Geldgeſchenk beſtand, das der Familienvater nach der Hochzeit beim Abſchiednehmen dem jungen Ehemann mit einem Glückwunſch in die Hand drückte. Man unterſchied zwiſchen Geſchink, dem Hochzeitsgeſchenk im gewöhn-

[1]) Eine falſche Verhochdeutſchung. Gemeint iſt das Birkhuhn, mnd. barkhôn, jetzt Barkhen' oder Barkhahn (Birkhenne, Birkhahn) genannt.

lichen Sinne, und der Gaw, dem Geldgeschenk (de en gift en Geschink, de anner gift Gaw). Der Grund dieses Brauches[1]) ist durchsichtig: der Bräutigam sollte für seine Aufwendungen einigermaßen entschädigt werden,[2]) und so kann man noch heute, wenn viele einer Einladung nicht gefolgt sind, die Bemerkung hören: De makt'n Barg Schaden bi de Hochtid, dor hört gor to vel in (da hüten gar zu viel ein, sind gar zu viel zu Hause geblieben). Den Schluß des Kistenwagentages bildete ein Tanz der Knechte und Mägde. Die Hochzeitsbitter stießen den bändergeschmückten Spieß mit der Eisenspitze in die Decke, darunter schwangen sich die Paare.

Der Hochzeitstag.

Schon früh war es im Hochzeitshause lebendig. Aus jedem Bauerhause des Dorfes trafen als Geschenke mehrere Schalen Milch ein,[3]) da der eigene Vorrat nicht reichte. Um zehn Uhr kamen die ersten Gäste, unter ihnen die Bräutigamsjungfern. Einst hatte nur die Braut eine Brut-dirn, später kam eine Bräutigamsjungfer hinzu; allmählich vergrößerte sich die Zahl bis auf ein Dutzend. Die Kopftracht dieser Mädchen war die goldene oder silberne Haube, später ein Kranz aus künstlichen Blumen. Die Gäste setzen sich, ohne sich viel nötigen zu lassen, an den Frühstückstisch und tun sich an Schweinesülze, gebratener Rinderwurst und Suppenfleisch gütlich; mit Bier und Grog warten die Hochzeitsbitter auf. Ist ein Trupp gesättigt, so nimmt sofort ein anderer seine Plätze ein, denn unaufhörlich füllt sich das Haus. Etwa bis ein Uhr zieht sich das

[1]) Der Brauch begegnet in etwas abweichender Form an anderen Stellen Deutschlands und ist schon alt. Riehl in der „Familie" erwähnt, bis ins 17. Jahrhundert hätten auch arme Leute üppige Hochzeiten, sogenannte „Schenkhochzeiten", gehalten: nach dem dritten Gange habe jeder in ein herumgehendes Becken ein Geldgeschenk als Beitrag zu den Hochzeitskosten geworfen; gesondert davon sei die „Haussteuer" (Hausgerät und dergl.) am Tische der Braut niedergelegt worden.

[2]) Nur der Pastor und der Lehrer waren frei (Frê-freters, wie man scherzweise sagte).

[3]) Ähnliches wird aus dem Landkreis Kiel berichtet, Niederf. 8, 257.

Frühstück hin, dann wird die Tafel sofort zum Kaffeetisch umgewandelt; seit elf Uhr ist auch der Tanz im Gange. Während dieser ganzen Zeit sitzt der Bräutigam in seinem, vom Vater gekauften „Ehrenkleid", einem schwarzen Tuchanzug, mit den Bräutigamsjungfern in der „guten Stube"; die linke Brustseite schmückt ein bunter Strauß mit einer Atlasschleife, in den südlicheren Gegenden trägt der Cylinder links einen kleinen Myrtenkranz. Etwa zwischen zehn und elf schickt der Bräutigam zwei der jungen Mädchen mit zwei Musikanten auf dem „Staatswagen" fort, um die Braut abzuholen und nach dem Standesamts- und Kirchdorf zu fahren.[1]) An die Peitsche sind rote Bänder geknotet, den Pferden ist an das Geschirr auswärts neben dem Ohr ein Stern von buntem Papier und Rauschgold genäht, dem Fuhrmann ein rotbuntes Taschentuch auf der linken Schulter festgesteckt.

Unterdessen feiert die Braut im Hause ihrer Eltern mit den nächsten Angehörigen bei einer Mahlzeit ihren „Ausgang" (Utgank). Für die Brautmutter, deren im Hochzeitshause, wie wir sehen werden, noch weitere Pflichten harren, ist es ein anstrengender Tag, aber das Mutterglück überwiegt, und mit Stolz hebt sie, wenn es ihre letzte Tochter ist, hervor, dat nu ehr Döchder all' beschrêt (beschrien, beansprucht, weggeheiratet) sind. So vergeht die Zeit, bis der vom Bräutigam gesandte Wagen eintrifft. Die Musikanten nehmen vor der offenen Tür der Stube Aufstellung, das ist das Zeichen zum Aufbruch. Weinend verabschiedet sich die Braut von den Hausgenossen und dankt den Eltern für alles Gute. Der Ollersmann (Ältermann,[2]) gewöhnlich ein Bruder des Vaters oder der Mutter oder der älteste Bruder der Braut, auch Brutvader genannt) faßt sie an die Hand und führt sie, indem die

[1]) Es ist hier der Fall angenommen, daß Braut und Bräutigam nicht in dem Dorf wohnen, in dem die Trauung erfolgt.

[2]) Der Ollersmann schenkte einen kupfernen Kessel zum Aufhängen über dem offenen Herd. Sprachlich entspricht mnd. older- oder alderman (Vorsteher einer Körperschaft), angels. ealdor-man (Vorsteher der Grafschaften, des Reiches) und engl. alder-man (Ratsherr), sachlich mnd. brude-knecht (Brautführer). Vgl. auch meine Beiträge S. 5, wo ich die Herleitung des nhd. Aldermann (Ältester) aus dem Englischen als verfehlt nachzuweisen versucht habe; es handelt sich vielmehr um ein altes einheimisches Wort.

Musikanten voranblasen, über die Diele durch die Große Tür zum Wagen. Der Hochzeitsbitter nimmt neben dem Fuhrmann Platz, dahinter die Braut neben dem Ullersmann und einer Brautjungfer; unter Musik setzt sich der Wagen in Bewegung, oft schließt sich ein zweiter und dritter mit Brautjungfern und sonstigem Gefolge an. Die Peitschen werden tüchtig gehandhabt; je schneller es geht, desto besser. Unaufhörlich kreisen unter den Männern und jungen Leuten die Branntweinflaschen, und jeder Entgegenkommende, auch der Bettler, muß Bescheid tun. Früher warf die Braut[1]) unterwegs in den Dörfern Äpfel und Birnen aus unter dem Zuruf der Jugend: Brut, Brut, smit ut, smit Appel un Beren (Birnen) ut; jedenfalls von dem Apfel steht fest, daß er schon in uralter Zeit als Sinnbild der Fruchtbarkeit galt, ähnlich wie die bei den altrömischen und slavischen Hochzeiten gespendeten Nüsse.

In derselben Weise wird der Bräutigam in das Kirchdorf geleitet; vor den Augen der Hochzeitsgesellschaft steigt er auf; auch er hat einen älteren Verwandten, den Broegamsvader, seine Kranzjungfern, einen Teil der Gäste und mehrere Musikanten bei sich. Vor der Abfahrt ist ihm von der Köchin mit Nachdruck die Zeit der Rückkehr festgesetzt worden: Dat Du mi awer nich vör Klock ... werkummst (wiederkommst). Während der nächsten Stunden spielt der Rest der Musikanten weiter zum Tanz auf; die auswärtigen Frauen gehen in das Dorf und besehen von Haus zu Haus das Vieh, die Räume, die Möbeln, die Vorräte: se nehmt Inventorn up, wie die Männer das scherzweise[2]) nennen. Auch

[1]) Über das Apfelwerfen von Braut und Bräutigam in Mecklenburg-Schwerin vgl. Niederf. 8, 79. In der Südheide (z. B. in Bergen) werfen noch heute die Braut und die Kranzjungfern Äpfel und verteilen aus Mehl mit Honig und Anis gebackene Jarfs-kauken, d. h. zu dem Fest bereitete Kuchen oder Festkuchen (von mnd. garwen = bereiten), Niederf. 8, 113 und Korr. 24, 25. In einigen Kirchspielen der (Süd-?) Heide schenkt die Braut am Abend vor der Hochzeit einer armen Witwe einen besonders schönen geldgespickten Apfel; einen zweiten, in den Braut, Bräutigam und alle zur Kirche mitfahrenden Gäste ein Geldstück gesteckt haben, legt die erste Brautjungfer auf den Altar als Opfer für die Armen oder den Prediger (Zeitungsnachricht 1899).

[2]) Der Ausdruck bezieht sich eigentlich auf die Aufnahme des beweglichen Vermögens durch das Gericht, wenn eine verwitwete Bauerfrau den Hof für den minderjährigen Anerben weiter verwaltet.

Haus und Hof des neuen Paares werden besichtigt; man erkennt an oder äußert auch Bedenken: He kriegt 'n hatten Staf, einen harten Stab,[1]) ein schweres Regiment.

Wenn die Braut einheiratete, etwa den zweiten oder dritten Sohn eines anderen Hofes auf den Hof ihres Vaters freite, so bekam umgekehrt der Bräutigam im Elternhause seinen „Ausgang". Er hatte in diesem Falle Ehebett, Koffer, Schrank und, was sonst dazu gehörte, in die Ehe mitzubringen, entsprechend den Festsetzungen der Ehestiftung.

In einem Wirtshaus des Kirchdorfes treffen Braut und Bräutigam mit ihrer Begleitung zusammen. Unter Vorantritt der Musik begiebt man sich zum Standesamt: der Brutvader geht mit der Braut als ihr standesamtlicher Zeuge, den Bräutigam geleitet der Broegamsvader.[2]) Zur rechten Zeit benachrichtigt die erste Brautjungfer den Pastor und den Küster (we sünd so wit), und nun geht es unter Glockengeläute und Musik mit großem Gefolge zur Kirche. In der Nähe der Kirche treten die Musikanten zur Seite und warten, um nach der Einsegnung das Paar zum Wirtshause zurückzublasen. Braut und Bräutigam gehen bereits zur kirchlichen Einsegnung als Vermählte nebeneinander. Vor der Einführung der bürgerlichen Ehe legten sie den Weg zur Kirche getrennt zurück, die Braut mit dem Brut-, der Bräutigam mit dem Broegamsvader.

Die kirchliche Feier verläuft so: Sobald die Musikanten sich abgezweigt haben, trennt sich der Hochzeitszug. Unter den Klängen der Orgel (indem dat Öddel spelt) betritt die Braut, der die

---

[1]) „Stab" sinnbildlich als Zeichen der Herrschaft. Derartige Übertragungen aus adligen Kreisen sind beliebt. Hierher gehört z. B. der Ausdruck „regieren" von der bäuerlichen Wirtschaft (de beiden Olen sünd dat Regêrn leid), ferner hômeistern (hofmeistern, de Bur homeistert den ganzen Dag mit de Knechen rüm); von einem, der von verschiedenen Leuten Zinsen einzukommen hat, sagt man: he is jüm ehr Godsherr.

[2]) Wohnen Braut und Bräutigam beide in dem Kirchdorfe, so entsendet der Bräutigam zur Braut mehrere Musikanten; auf ein Zeichen setzen sich beide Teile mit Musikbegleitung in Bewegung und stoßen auf dem Wege zum Standesamte zusammen.

Brautjungfern einzeln vorangehen,[1]) die Kirche durch die untere Tür, geht durch das Schiff, umschreitet mit ihnen den Altar, auf dem alle ein Geldstück als „Opfer" für den Pastor und den Küster niederlegen, und nimmt dann vor dem Taufbecken, am rechten Flügel der in einem halbrunden Kreis stehenden Brautjungfern, Aufstellung. Unterdessen tritt der junge Ehemann mit dem übrigen Gefolge durch die andere Kirchtür ein und geht in das Chorgestühl. Hinter der Braut schritten früher zwei, jetzt vergessene Gestalten, die beiden Nachbarsfrauen, in ihrem Abendmahlskleid; sie hießen Naslans-mudder oder Naslans-möhm (von einem unbelegten nâ-slân = hinterherziehen abzuleiten).

Nach der Beendigung des Gesanges begeben sich die Neuvermählten ungeführt vor den Altar. Früher spielten hier der Broegams- und der Brutvader ihre Hauptrolle: jener reichte dem Bräutigam die Hand und treck em vör den Altor, dieser machte es ebenso mit der Braut, he treck se em to. Dann machte er eine einladende Verbeugung vor dem Prediger; er hat seine Pflicht getan, jener soll nun die seinige tun und die beiden trôn (trauen) oder tohop don. Dieser ganze Brauch wurde später aufgegeben, weil man ihn nicht mehr zeitgemäß fand, und zwar schon vor der Einführung der bürgerlichen Ehe; die beiden Verwandten sind dann später die standesamtlichen Zeugen geworden.

Der Glaube, daß tränenleere Augen vor dem Altar Unglück für die junge Ehefrau bedeuten, spricht für das ernste und fromme Gemüt des Volkes. Das hindert aber die Gäste nicht, darauf zu achten, wer bei dem Zusammenlegen der Hände die Hand oben bekommt; er hat auch in der Ehe das Regiment. Bedeutungsvoller aber als dies schalkhafte Volksorakel ist ein Sprüchwort, das wie eine Übertragung des „Er soll Dein Herr sein" klingt und an

---

[1]) Sonderbarerweise will keine gern die erste sein; de irst stött den Koetel üm, sagt man scherzend. Wurde eine Braut mit kirchlichen Ehren getraut, so konnte beim Küster gegen besondere Vergütung der mit der Orgel in Verbindung stehende Stern bestellt werden; das Register, das den Stern in Bewegung setzte, wurde in demselben Augenblick gezogen, wo die Braut den ersten Schritt in die Kirche tat.

das auch die Bauersfrau der Heide glaubt: Mannshand hürt bawen!

Nach der Rückkehr von der Kirche wird im Wirtshaus getrunken und getanzt; dann fahren die Wagen, nachdem den Pferden mit Branntwein getränktes Brot gegeben worden ist, in sausendem Galopp unter den Klängen der Musik zum Hochzeitshause. Ehemann und Ehefrau sitzen neben einander.

Um die Zeit, wo im Gotteshause das Amen gesprochen wird, ruft im Hochzeitshause die Köchin den Musikanten ein kräftiges „Uphüren!" zu. Auf der Großen Diele, bei besonders gutem Wetter auch im Freien unter den Apfelbäumen des Hofes, werden Tische und Bänke aufgeschlagen und die Tische mit Rollen gemusterten Leinens aus dem Schatz der jungen Frau gedeckt. Auf dem Hofe hantieren Schlachter und Bedienung unter dem Oberbefehl der Köchin, die in den mächtigen Kesseln das Essen bereitet. Da donnern die Wagen zum Dorfe herein; die Musik voran, führt der Ehemann seine Frau durch die Große Tür die hinfort ihrer Aufsicht unterstehenden Viehställe entlang zu Tische, denn sofort beginnt de grote Mahltit. Oben an der mittelsten Tafel nimmt das junge Paar mit dem Brut- und dem Broegamsvader und den Kranzjungfern Platz. Die beiderseitigen Eltern, die an der Trauung sich nicht beteiligen, und nahe Verwandte stehen zum Uppassen (Bedienen) bereit und bilden mit anderen Aufpassern eine fortlaufende Reihe, damit Suppen- und Braten-, Kartoffel- und Tunke- (Schü-), Obst- und Klößeschüsseln[1]) durch der Hände

[1]) Diese puddingartigen Klöße (Grote Klüten) wurden auf folgende Weise bereitet: In einer Balge oder bei kleineren Hochzeiten in einer Mulde brachte man zerschnittene Semmel durch aufgekochte frische Milch zum Aufquellen. War die Masse erkaltet, so wurden folgende Zutaten mit ihr verrührt: etwas Gest, abgebrühte Korinten, geschmolzene Butter, das durcheinander gerührte Gelbe und Weiße von dreimal so viel Eiern, als Klöße hergestellt werden sollten, etwas Salz und feiner Kanel, viel feiner Zucker. War die Masse nicht steif genug, wurde noch Weizenmehl hineingerührt. Zur Probe setzte man einige kleine Klöße in kochendes Wasser. Gelang diese, so ging mit Hilfe mehrerer Frauen das Ausfüllen des Teiges in die Kloßtücher vor sich, während in zwei oder drei der im Hofe hängenden Kessel das Wasser bereits kochte. Jede Frau nahm eine irdene Schale, breitete das mit warmem Wasser angefeuchtete und ausgedrückte Tuch darüber und

lange Kette schnell zu den Schmausenden gelangen. Der Suppenteller dient für das ganze Mahl. Das Ehepaar saß früher in den beiden Lehnstühlen der Aussteuer, jetzt gewöhnlich in geschenkten und bekränzten Sesseln; vor ihm stehen zwei Talglichter, die „Lebenslichter" genannt, weil nach dem Volksglauben der, dessen Licht zuerst erlischt, zuerst sterben muß, und die geschickt geformte und bekränzte Brautbutter. Eingeleitet wird das Essen durch ein Gebet des Lehrers, beendigt durch ein von allen gesungenes kirchliches Lied und ein zweites Gebet. Während des Essens geht wiederholt ein für Trinkgelder bestimmter Teller herum: för Koekſch Mudder (die Köchin), för de Upwaſchers oder, wenn nur eine Aufwascherin da ist, för Schöttelwaſchers Mudder, för den Slachter, för den Tapper (den Bierverzapfer), för de Muſkanten und för de Armen. Die junge Frau schenkt der ärmsten Frau des Dorfes ein Brot, in das sie ein Geldstück gesteckt hat. Für die Stimmung sorgen die andauernd einschenkenden Hochzeitsbitter. Die Glückwünsche sind dem Paare zum Teil bereits nach der kirchlichen Feier ausgesprochen worden; wer sich an dieser nicht beteiligt hat, bringt seine Wünsche beim Aufheben der Tafel dar: ik wünſch ok vel Glück in 'n Ehſtand.

Nach dem Essen nehmen die Ehrentänze (Ihren-däns') ihren Anfang. Sie sind der sinnbildliche Ausdruck für die Aufnahme der Frau in die Familie ihres Gatten und zugleich die Besiegelung des neuen Verwandtschaftsverhältnisses zwischen den beiderseitigen Geschlechtsgenossen. Tische und Bänke werden fortgeräumt, die

---

bestreute es mit trockenem Weizenmehl, wodurch später beim Umstülpen der Kloß sich leichter und glatter ablöste. Hierauf tat die Köchin einen Schlef voll Teig auf das Tuch, eine Frau band mit Bindfaden die Zipfel des durch die Schwere des Teiges in die Schale gesunkenen Tuches so über dem Rand der Schale in eine Schleife, daß der Teig zum Aufgehen Platz behielt. Die Bindfadenschleifen wurden auf Stöcke gezogen und diese über das kochende Wasser gelegt: 5—6 Klöße hingen an einem Stock, 4—5 Stöcke über einem Kessel. Nach $1^1/_2$—2stündigem Kochen wurde jeder Kloß in einen weißen, runden Kump gestülpt, so daß das runde beste Ende nach oben kam. Zu den Klößen gehörte früher eine Tunke aus Syrup, Butter, Mehl, Wasser, Essig und Korinten, heute eine Fruchttunke mit Rotwein. Statt der viereckigen, aus sogenanntem russischen (gelbweißen) Leinen gefertigten Kloßtücher benutzt man jetzt Formen.

Muſikanten nehmen ihre Plätze wieder ein, alles außer der Frünt-ſchaft (d. h. den Verwandten) zieht ſich in angemeſſene Entfernung zurück. Das Ehepaar läßt ſich in einer Ecke der Tanzdiele auf den Lehnſtühlen oder Ehrenſeſſeln nieder, vor ſie wird ein Tiſch mit den weiter brennenden Lebenslichtern geſetzt. Hinter jeden Stuhl ſtellt ſich eine ältere Verwandte; ſobald ſich einer der Vermählten erhebt, hat ſie den Platz einzunehmen, denn wenn ihn während der Ehrentänze ein anderer beſetzt, wird das Haus bald einen neuen Herrn oder eine neue Herrin erhalten. — Jeder Ehrentanz (d. h. Tanz mit der jungen Ehefrau) beſteht aus zwei kurzen Rundtänzen, zwiſchen denen ihr jedesmaliger Tänzer den Muſikanten ein größeres Geldſtück (neuerdings einen Taler) zuwirft. Zunächſt tanzt der eine Hochzeitsbitter, ihr Bruder, dann der andere mit ihr. Hierauf führen beide — und zwar beginnt wieder der Bruder der Ehefrau — der Reihe nach ihre Verwandten zum Ehrentanz heran, Brüder, Väter, Onkel, Vettern und Schwäger; ſelbſt der etwa noch lebende Großvater wird geholt und ſträubt ſich nicht lange, die alten Glieder noch einmal nach dem Takt der Muſik zu bewegen. Iſt ausnahmsweiſe die Reihe der Verwandten bald erſchöpft, ſo wird auch wohl dieſer oder jener gute Bekannte der Familie (Kaufleute, Nachbarn) zu einem Tanz mit der jungen Frau aufgefordert, ein bedauerliches Durchbrechen der verwandtſchaftlichen Schranken aus Rückſicht auf die Kaſſe der Muſikanten. Wer mit der Neuvermählten getanzt hat, fordert bei den nächſten Tänzen der Reihe nach die Brautjungfern auf, ſo daß von Tanz zu Tanz mehr Paare auftreten; ſchließlich ſtellen die Tanzenden die beiden ganzen[1]) Sippen dar und tanzen, in zwei Reihen aufgeſtellt, ſich anſehend und vorwärts und rückwärts ſchreitend, „gegen einander.“ Bei den Ehrentänzen feiert auch die deutſche Trinkfeſtigkeit ihre größten Triumphe; in jeder Pauſe wird für die Frauen leichter Wein-, für die Männer der ſtärkſte Rumgrog herumgereicht. Unaufhörlich trinken die Männer ſich zu und gießen unglaubliche Mengen des dampfenden goldgelben Gebräues hinunter. Durch den Tanz, die Muſik, die aufregenden Getränke wird das Gefühl der Familienzuſammengehörigkeit all-

[1]) Nur der Ehemann fehlt dabei, ſ. weiter unten.

mählich zur höchsten Festesfreude gesteigert. — Den Höhepunkt und Abschluß der Ehrentänze bildet der Tanz des Ehemannes mit seiner jungen Frau, die von ihrem Bruder zu ihm geführt wird. Die Musikanten erheben sich, und ganz allein tanzt das Paar dahin. In der Zwischenpause spendet ihnen jeder der Ehegatten — wenigstens heute — ein Goldstück, und einer der Gäste bringt auf das Ehepaar ein Hoch aus, dem ein Tusch und allgemeines Zutrinken folgt. Da die beiderseitige Verwandtschaft gewöhnlich sehr ausgedehnt ist, oft der größte Teil einer Ortschaft in verwandtschaftlichem Verhältnis steht, so begreift man, daß die Ehrentänze nicht selten viele Stunden beanspruchen.

Auf die Ehrentänze folgt wieder allgemeines Tanzen. Zugleich wird in den Stuben für den eßlustigen niederdeutschen Magen der Tisch zum Abendessen und später in der Nacht nochmals zum Kaffeetrinken gedeckt. Flott klingen die Weisen der „runden" und „bunten" Tänze über die Tenne, und unter fröhlichem Schmausen und Trinken wird bis zum frühen Morgen gefeiert. Gewöhnlich kräht schon der Hahn auf dem Wiemen, wenn die letzten Gäste sich verabschieden; erst jetzt begiebt sich das Ehepaar zur Ruhe. In den nächsten vier bis sechs Wochen darf die junge Frau das Haus ihrer Eltern nicht aufsuchen: anners wahnt[1]) se nich (wohnt sie nicht). Das etwaige Heimweh schwindet, wenn sie erst en Schepel Ruggen oder en Spint Sult im neuen Hause verzehrt hat.

Die Art der Feier ist seit Jahrzehnten im ganzen dieselbe geblieben, im einzelnen macht sich aber neuerdings ein gewisser Luxus bemerkbar. Die wohlhabende Braut schenkt dem Bräutigam eine goldene Kette, er ihr eine goldene Uhr mit Kette. Die Braut erhält einen Phaethon (Phaithon) in die Aussteuer; dieser wird mit Laub- und Blumengewinden bekränzt, und Pferde mit silberbeschlagenem Geschirr ziehen ihn. Der Altar ist mit Blumen besetzt; vor ihm liegt ein Kranz, in den das junge Paar hineintritt. Da ein Phaethon höchstens sechs Personen trägt, so haben Braut und Bräutigam eine größere Anzahl Wagen im Gefolge. Auch Brautbouquet und Handschuhe beginnen schon ihren Einzug zu halten.

[1]) wahnen im eigentlichen Sinne von Haustieren und Vögeln, die sich dauernd im oder beim Hause ansiedeln.

Wesentlich anders gestaltet sich das Bild, wenn wir in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgehen. Man feierte drei Tage. Die Gäste brachten Klappmesser, Gabel[1]) und hölzerne Löffel selber mit. Die auswärtigen schliefen in den Nachbarhäusern auf Strohlagern mit übergebreiteten Laken, und da die Frauen selbst säugten, so wurden die Säuglinge zu den Hochzeiten mitgenommen. In großem Kreise saßen die Frauen, die Kleinen säugend, um das rauchige Feuer des damals noch mitten auf dem Vorplatz stehenden Herdes. Das Mitbringen der kleinen Kinder war so eng mit einer Hochzeitsfeier verbunden, daß man sagte: wenn't na Hochtid geiht, de ken lütt Kind hett, de lehnt (leiht) sik en. Am ersten Tage, dem der Trauung, gab es Sülze und Würste als Frühstück, als Hauptmahlzeit in irdenen Schalen, in deren jede immer mehrere Zusammensitzende mit den Holzlöffeln langten, Suppe mit Klößen, Suppenfleisch, später Kaffee mit Semmel und Feinbrot, am zweiten Tage von Brotresten Warmbier (Warm-ber, schon mnd. warm-bêr), eine in Dünnbier gekochte Brotsuppe mit Syrup und etwas Salz, außerdem Würste, Speck und Kaffee, am dritten Schwarzsauer, greise Buchweizenklöße und Schwarzbrot. Die junge Frau erschien am zweiten Tage in goldener oder silberner Mütze. Das Fest schloß am dritten Tage mit einem Brauch, der lebhaft an die uralte dreimalige Umführung der Frau um den Herd, den Mittelpunkt ihres Schaffens und der Familie, erinnert: die Hochzeitsgesellschaft, unter ihr die Braut, reichte sich die Hände und drehte sich tanzend in einem großen Kreise um den Herd und den Mittelpfosten der Großen Tür.

Die Frau trägt fortan den Namen ihres Mannes, außerdem aber den Namen des Hauses, in das sie hineingeheiratet ist. Jedes Haus hat nämlich seinen eigenen Namen; dieser bleibt für alle Zeiten, mögen die Besitzer noch so oft wechseln. Der Hausname ist in der Regel der Name desjenigen, der die Hofstelle gegründet und das Haus gebaut hat. Hieß der Erbauer Menck oder Mencke, so heißt das Haus für immer Menckens oder Minckens

---

[1]) Statt der Gabeln wurden aber in manchen Gegenden noch gespitzte Holzstäbchen (Spielen) oder Stricknadeln (Knütt-sticken) verwendet.

Hus,[1]) hieß er Lange, Langens Hus, hieß er Holſt, Holſten oder Hulſten Hus, während der augenblickliche Inhaber vielleicht ein Meier, Cohrs oder Heins iſt. Mit dieſem Hausnamen[2]) wird fortan die Frau im täglichen Leben bezeichnet und angeredet: iſt ſie z. B. in Langens Haus geheiratet, ſo heißt ſie fortan Langens Mudder,[3]) wie ihr Mann Langens Vader und ihre Kinder Langens Hans, Langens Trina; auch die etwa im Hauſe noch lebenden Geſchwiſter des Mannes und das Geſinde werden nach dem Hauſe benannt.

Wenn der Bauer von ſeiner Frau ſprach, ſagte er gern unſ' Mudder, ſie ebenſo unſ' Vader; beides wurde von ihnen genau ſo auch in der Anrede gebraucht. Ebenſo drückten ſich die Kinder und das Geſinde aus; als ehrenvolle Anrede galt daneben das Ji (Ihr), ſtellenweiſe das He und Se. Für Va(de)r und Mudder hieß es in alter Zeit Voar (mit Zerdehnung aus Var) und Möhm (Muhme),[4]) ſpäter, wohl unter hochdeutſchem Einfluß, Va(de)r und daneben Mudder. So verſteht man es, daß in manchen Häuſern Großvater und Großmutter als Voar und Möhm, Vater und Mutter als Va(de)r und Mudder bezeichnet wurden.

---

[1]) Richtiger würde man vielleicht umgekehrt ſagen: Heißt ein Haus heute Minckens Hus, ſo darf man auf einen Menck oder Mencke als Erbauer ſchließen.

[2]) Auch die kleineren Beſitzer (Anbauer, Abbauer, Brinkſitzer) werden nach dem Hausnamen genannt, dagegen die Häuslinge nach dem Hauſe ihres Bauern, z. B. Minckens Hüſſel Mudder (die Frau von Menckens Häusling.)

[3]) Ebenſo giebt ein Mann, wenn er „einheiratet", den bisherigen Hausnamen gegen den Hausnamen ſeiner Frau auf.

[4]) So auch im Sprüchwort: Rik Voar, rik Möhm, gaht bei' barft (gehen beide barfuß; von Leuten, die ohne Grund mit ihrer Herkunft prahlen).

Dritter Abschnitt.

Eignes Haus und eigner Herd, Altenteil und Tod.

Der Landmann baute lieber um als neu. Das Festhalten am Altgewohnten bestimmte ihn wohl am meisten dazu, außerdem kostete nach dem Sprüchwort Bauen Geld. Auch glaubte man, daß nach dem Bau eines neuen Hauses bald einer der Gatten sterben müsse. Neuere Verordnungen,[1]) die für Neubauten Ziegeldächer vorschrieben, haben jene Neigung in dem sein Strohdach liebenden Bauer noch verstärkt.

Ein Neubau pflegte sich lange hinzuziehen, und mancher verlor die Geduld dabei. Dem rief man zu:

Dat Hus ward noch ihr trecht,
Ihr de Katt en Ei legt,

d. h. Habe nur Geduld, das Haus wird schon fertig werden, noch ehe ein Wunder geschieht. Das im Winter gehauene und von den Zimmerleuten verarbeitete Holz blieb bis zum zweiten Frühjahr zum Trocknen liegen. Erst dann ging es an die Auskellerung und die Aufstellung des Fachwerkes. Das Richten gestaltete sich zu einer besonderen Feier, de Hus-börn (mnd. hûs-boringe, wörtlich Hausaufrichtung). Die Knechte des Dorfes wurden zum Richten bestellt (ansegt), die verschiedenen Familien zur Richtfeier

[1]) „In stadtähnlich zusammenhängend gebauten Orten dürfen die Dächer bei Neubauten oder völliger Erneuerung des Dachverbandes nicht mit Stroh, Schindeln oder ähnlichem leicht Feuer fangenden Material gedeckt, auch die Ziegeln nicht mit Stroh unterdockt werden" (Feuerordn. f. d. Fürst. Lüneb. vom 14. Nov. 1865 (Lüchow 1875), S. 15.)

eingeladen (to Husbörn nödigt); der Montag wurde als Richttag vermieden (Montag wird nicht wochenalt). Schon am Sonntag hatte der Geiſtliche auf Antrag in der Kirche des Baues gedacht und um gutes Gelingen gebetet. Auch der Meiſter ſprach beim Beginn des Richtens entblößten Hauptes ein Gebet. Während die Zimmerleute und Knechte richteten, aßen und tanzten die anderen in einem Nachbarhauſe. Es ging wie bei einer Hochzeit zu. Am Nachmittag, wenn das Richten beendigt war, zog die Feſtgeſellſchaft zum Bau. Die Muſik voran, dahinter im Schmucke koſtbarer Hauben mehrere (gewöhnlich ſechs) Kranzmädchen (Kranzdirns), Verwandte des Bauherrn, von denen zwei einen der Erntefeſtkrone ähnlichen Kranz an einer Stange trugen. Der Zimmermeiſter, der ſoeben am Giebel die von den Kranzmädchen geſchenkten Pferdeköpfe[1]) befeſtigt hatte, ſtand mit den Geſellen den jungen Mädchen gegenüber, und die eine ſprach:

Ik bring den Meiſter un Geſellen en Kranz,
Dorför hürt mi de irſte Danz.
He ſchall dormit de Trepp 'nupgahn
Un[2]) grade an den Bo anſlahn.

Nachdem die Stange mit dem Kranze befeſtigt war, erklang vom Giebel aus dem Munde des Meiſters oder eines Geſellen eine Rede (Gebett). Dem Danke an Gott, „den Baumeiſter der ganzen Welt, ohne den kein Sperling vom Dache fällt", folgte die Bitte um Segen für das Haus und ſeine Bewohner:

„Gott wolle dieſen Bau bewahren
Vor Feuer und vor Waſſernot."

War ſeinerzeit beim erſten Axthieb Feuer aus dem Holz geſprungen, ſo galt das als Vorzeichen, daß das Haus bald abbrennen werde. Etwas gezwungen klang es dann vielleicht von oben:

„Hochgeehrter Herr Bauherr, ich frage mit frohem Mut,
Wie Euch der Bau gefallen tut",

aber der froh in die Zukunft ſchauende Beſitzer antwortete mit

[1]) Daneben war eine Art Säule mit einem Morgenſtern (Abbildung in Niederſ. 9, 285) als Giebelzierde in Gebrauch. Stellenweiſe pflegte man auch gemalte Glasſcheiben zu ſchenken, eine auch in anderen deutſchen Gegenden (vgl. E. H. Meyer 22, 209) bekannte Sitte.

[2]) Viell. Em grade (ihn gerade)?

einem kräftigen „Sehr gut“. In den Pausen ging unter den Zimmerleuten, die während des Richtens auf geistige Getränke hatten verzichten müssen, die Branntweinflasche herum; der Meister hatte sie aus dem Kranze, in dem sie unter Dornen schalkhaft versteckt gewesen war, vorsichtig herausgeholt. Auch das Lob der Zimmermannskunst wurde von einem Gesellen in launiger Weise gefeiert:

Als ich noch ein junger Knabe war,
Rechnen und schreiben gelernet zwar,
Da gedachte ich in meinem Mut,
Ein Handwerk zu lernen und fassen wär' wohl gut.
Ich gedachte hin, ich gedachte her,
Welches wohl das beste wär'.
Zum Barbierer konnte ich mich nicht finden,
— — — — — — — — — — — — — —.
Das Schusterhandwerk konnte ich auch nicht lernen,
Denn ich konnte nicht das Leder gerben
Und den übeln Geruch vertragen,
Denn der ging mir durch Kopf und Magen.
Zum Backen hatt' ich auch kein Belieben,
Hatte keine Lust, die Semmel in den Ofen zu schieben,
Aber wenn ich sie sollte schieben ins Maul,
Dann war ich hurtig und nicht faul.
Endlich aber bekam ich Liebe und Gunst
Zu der hocherhabenen Zimmermannskunst.
Die ist mir gefallen ins Herz hinein
Gleichwie der Anker in den Rhein.
Dabei will ich nun bleiben
Und die Zeit damit vertreiben. —

Ein geistliches Lied begleitete oder schloß die Feier. Die geleerte Flasche wurde hinabgeworfen und zerschellt. Die Musik blies die Schar zurück, hinter den Musikanten gingen mit den Kranzmädchen der Meister und die Gesellen, die Hauptpersonen des Festes. Der „großen Mahlzeit“ folgte wieder Tanz. Der Meister und die Gesellen, mit den im Kranze verborgen gewesenen Geschenken (jener mit einem Halstuch, diese mit bunten Taschentüchern) geschmückt, tanzten zunächst einige Ehrentänze mit den Kranzmädchen. Beim Fortgehen gab jede Familie, ähnlich wie bei der Hochzeit, ein Geldgeschenk.

Bald nachher wurde das Haus mit Zaunwänden versehen.

Auch hier half nachbarliche Freundlichkeit aus. Das ganze Dorf, selbst benachbarte Dörfer, wurden dazu angesagt: Männer und Frauen, Knechte und Mägde kamen, soweit sie abkömmlich waren. Die Männer besorgten vorzugsweise das Tünen (Zäunen); sie ließen in die quer liegenden Balken Staken oder Sleten und durchflochten diese dicht mit auseinandergerissenen Zweigen (Twäg'). Die Frauen machten sich mit dem Lehmen oder Klewen zu schaffen: sie klappten den von den Knechten zubereiteten und mit kurz geschnittenem Stroh zur besseren Bindung vermengten Lehm gegen das Zaunwerk und glätteten ihn. Auch der Lehmfußboden wurde an diesem Tage hergestellt; später erfolgte das sogenannte Wellern des Stuben- und Flettbodens mit strohumwickelten und in Lehm umgewälzten Holzstäben und die Herstellung der Brandmauer aus Back- oder Lehmsteinen. War die Arbeit getan, so folgte eine Bewirtung, die sich aber einfacher als bei der Husbörn gestaltete.

Das Haus der alten Zeit war etwa 80—90 Fuß lang und 40 Fuß breit. Der Vorplatz (dat Flett,[1]) vgl. bereits Fig. 31) war von der Großen Diele (Grote Del) nicht getrennt. Nur vereinzelt hatte man, wie der Ausdruck lautete, „abscheren lassen", d. h. eine brusthohe, oft oben vergitterte Holzwand mit einer Tür oder richtiger Pforte (Gadder-dör, Gattertür) in der Mitte zwischen Vorplatz und Diele gezogen. Eine solche Holzwand hieß ein Windfang; sie wehrte aber gleichzeitig den Hühnern, die sonst ungehindert von der Diele in das Flett kamen, zum Ärger der Frau auf die Börte flogen, den Kalkbewurf der Wand abhickten und sonstigen Unfug trieben. Von den Wohnräumen war der Vorplatz durch die Stubenwand (Dönzen-wand) getrennt. Auf beiden Seiten des Vorplatzes befand sich eine horizontal gebrochene Tür, die im Gegensatz zu der nach der Straße gelegenen „Großen Tür" Lütt Dör oder Blangendör[2]) (Seitentür) heißt. Der Vor-

[1]) Auch mnd. vlet war sächlich; neuerdings dringt, durch „Vorplatz" begünstigt, das männliche Geschlecht vor. Außer Flett sagt man Vördēl (Vordiele, als Gegensatz zur Großen Diele.)

[2]) Auch die Namen Swinhofs-dör und Kulhofs-dör begegnen, nach dem Schweine- oder Kohlhof, die bei manchen Häusern vor den Seitentüren lagen. Im Süden der Heide heißt die Seitentür gewöhnlich Klingel-dör.

platz war mit kleinen, oft bestimmte Muster bildenden Feldsteinen gepflastert. In seiner Mitte lag die große Feuerstätte (Für-stä), von einem rahmenähnlichen Holzwerk, dem Rehmen,[1]) überdeckt.

Der Rehmen (Fig. 28) bestand zunächst aus zwei Balken, die von der Stubenwand her gleichlaufend 3—4 Meter vorstießen und voneinander im lichten Raum etwa 30 Centimeter entfernt waren. Sie bildeten mit den entsprechenden Stubenbalken ein Stück, lagen auf der Kante und waren vorn durch mehrere aufrechte Riegel an dem starken Balken befestigt, der, von zwei Höftständern getragen, sich von der einen Seitentür zur anderen zog. Beide Balken liefen in einen Pferdekopf oder, wie auf unserer Figur, in einen gekerbten Stern[2]) aus. Über diesen Balken ruhte vorn, etwa $^1/_2$ Meter von den Pferdeköpfen oder Sternen entfernt und ebenfalls auf der Kante liegend, ein Querbalken. Ein zweiter Querbalken, gewöhnlich ein runder, war etwa über die Mitte gelegt. Dieser hatte in der Mitte eine Kerbe, in der ein Ring lag; an dem Ringe hing der verschiebbare eiserne Kesselhaken (Ketel-haken)[3]) mit dem Kessel, in dem für Menschen und Vieh gekocht wurde. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts haftete dem Kesselhaken wenigstens hier und da etwas von der Verehrung der uralten Zeit an; so kannte man in der Raubkammer noch den Brauch, Kesselhaken als Grenzmarken zu verwenden und sie auch bei einem Neubau nicht von der Stelle zu rücken, und ebenso alt ist der in derselben Gegend damals noch bekannte Glaube, daß das Herdfeuer niemals erlöschen dürfe und sein Erlöschen ein Unglück bedeute.[4]) Auf dem Gebälk

---

[1]) Mnd. reme oder rame bedeutet eigentlich „Rahmen" und ist dann auf dieses rahmenartige Balkenwerk übertragen worden.

[2]) Derselben Abwechslung begegneten wir bei der Giebelverzierung (S. 186).

[3]) Eigentlich bezieht sich die Bezeichnung nur auf den schräg herabhängenden Haken, der, wenn die von ihm umgebene senkrechte Zahnstange höher oder tiefer geschoben werden soll, zuerst mit dem unteren Ende etwas emporgehoben und dann wieder gegen die inzwischen verschobene Zahnstange geschlagen wird. Daher erklärt sich der Ausdruck ênen (twê.) höger slan = (den Haken) um einen Zahn (zwei Zähne) höher schlagen, höher einstellen.

[4]) Diese wertvollen Nachrichten finden sich in dem mehrfach benutzten Aufsatz Beneckes (Lün. Anz. 10. 9. 1904). Der Kesselhaken begegnet als

Fig. 28. Flett mit Feuerstätte und Rehmen darüber. Rechts Strohstrang und Feuerstülper. Aus Bockhorst (Kirchsp. Hollenstedt).

des Rehmens ſtanden Säcke mit Bratbirnen und Zwetſchen, auch eine Tonne Salz. In den Stirnbalken waren vorn gewöhnlich einige Zapfen eingelaſſen; an dieſen hingen Eimer, Kartoffelkörbe, auch die naßgewordenen Kleider, Stiefel und Schuhe. Bei den Hochzeiten fegte wohl ein Spaßvogel nach den Ehrentänzen den Rehmen mit dem Beſen rein und ſchrieb mit Kreide an, was das junge Paar den Eltern als Altenteil zu geben habe, etwa „Das beſte Stück Fleiſch“ u. ſ. w. An einem in das Gebälk eingeſchlagenen Nagel hing der Krüſel. Quer über den Längsbalken lagen oft Kienklötze, die zwiſchen dem Torfe gefunden waren und aus denen die zum Leuchten verwendeten Kienſpäne geſchnitzt wurden. In der Nähe des Herdes war auf dem Fußboden ein dicker Kranz aus Haferſtroh (Fig. 28) feſtgebunden, auf den der ſchwere, heiße Keſſel nach dem Aushaken geſetzt wurde; ſo blieben Keſſel und Flett unbeſchädigt. Der Boden oberhalb des Rehmens, de Für-boen (Feuerboden), war entweder, wie erwähnt, „unterwellert“, oder die Bretter waren mit Hülfe von Nuten und entſprechenden Ausfüllungsteilen ſo feſt zuſammengeſchlagen (in-ſloept, eingeſchleift), daß die ſtiebenden Funken und das Licht kein Unglück anrichten konnten.

Der Herd beſtand aus Feldſteinen, die aufgehäuft waren und in der Mitte ein Loch für das Feuer freiließen. Späterhin wurde der Rand gern rund mit Lehm- oder Ziegelſteinen gemauert, um dieſe legte man einen alten Wagenreifen und gab ſo dem Ganzen feſten Halt (Fig. 28). Nach der Mitte zu ſenkte ſich der Herd trichterförmig, und in einiger Vertiefung war ein Roſt angebracht. Hinter der Umfaſſung war ein ſchräg nach dem Roſt führendes Loch (Aſchen-lock) zum Zuführen des Zuges und zur Beſeitigung der Aſche gegraben; in dem Loch ſtand ein Aſchen-putt, über ihm lag gewöhnlich ein Brett. Neben dem erwähnten großen Keſſel hatten die Frauen mehrere kleinere, mit Füßen verſehene Grapen, die zum Warmhalten der Speiſen dienten und unmittelbar auf das Feuer geſetzt wurden, auch einen Teekeſſel, den ſie gelegentlich ſtatt

Grenzmarke im Lüneburgiſchen auch in Grimms Weistümern III S. 225, wo das Gaugericht in Salzhauſen 1577 die Gaugrenze feſtſetzt: . . . von dar in Brauwels keſſelhacken zu Garſtede (heute Garſtedt), von dar nach dem einen hoffe zum Borſtel in den keſſelhacken.

des großen Kessels über das Feuer hängten. In anderen Häusern hingen ständig zwei große Kessel über der Feuerstätte.

An dieser Stelle, ünner den Rehmen, spielte sich vorzugsweise das häusliche Leben ab. Hier schaffte die Frau, gleichzeitig über Diele und Hof spähend und das Gesinde beaufsichtigend, hier spielten und lernten die Kinder, hier spannen und plauderten die Mägde, hier fanden sich nach dem Abendessen auch der Bauer und die Knechte ein, zumal im Winter, da der Stubenofen, wenn überhaupt einer vorhanden war, nur selten geheizt wurde, hier lauschte man im Rauch und beim Licht eines Kienspans, der in einem am Rehmen befestigten Stück Blech steckte, und später des Krüsels den Rätseln, Döntjen, Kriegs- und Spukgeschichten. Allmählich war dann das Feuer heruntergebrannt. Die Frau warf noch einen Torfsoden oder etwas losen Torf ins Feuerloch, berakte ihn mit Asche und deckte zum Schutz gegen Katzen und Hühner und gegen auffliegende Funken den großen trichterförmigen eisernen Stülper (Fig. 28) darüber. Für gewöhnlich glimmte am anderen Morgen das Feuer noch; andernfalls entnahm die Frau, der stets diese Arbeit zufiel, zum Feueranmachen der Zunderlade (Tunner-la) Stahl, Stein und Zunder; später kamen statt des Zunders die etwa 15 Centimeter langen, auf beiden Seiten mit Schwefel versehenen Swevelsticken auf.

Der Rauch zog durch die Seitentüren, die Große Tür oder die Giebellöcher (Ulen-löcker, Eulenlöcher) ab, je nach der Windrichtung. Schornsteine fehlten noch,[1]) abgesehen von den nichtbäuerlichen Häusern, etwa den Lehrerhäusern. In diesen befand sich über dem offenen Herde nicht selten ein Rauchmantel, etwa von der Form eines kleinen schrägen Daches, der den Rauch nach Möglichkeit aufnehmen und dem Schornstein zuführen sollte. Gewöhnlich überließ man den Rauch sich selber; wurde er zu schlimm, so öffnete man die obere Hälfte[2]) einer Seitentür. Der Rauch räucherte die Schinken, Speckseiten und Würste, die unter dem Flettboden an einem Stangengerüst (in 'n Wiemen) hingen, wärmte

[1]) Ein schornsteinloses Haus wird besonders seit dem Aufkommen der Schornsteine als Rôk-hus (Rauchhaus) bezeichnet.

[2]) De boewerste lütt Dör; die untere Hälfte hieß de nerste (nedderste) l. D.

das Vieh und schützte die Getreidevorräte, zu denen er durch die Luke und die Bodenritzen drang, daß sie nicht feucht (slummig) wurden. Er war zugleich Wetterprophet; sein Verweilen im Hause deutete auf Regen, ebenso sicher wie der vom Boden träufelnde Ruß (Sott) oder die gleich Nadelspitzen auf dem Ruß unten am Grapen sitzenden Funken. Er schwärzte das Stroh des Daches und gab dadurch im Winter den langen Eiszapfen (Is-joekels) ihr gelbbraunes Aussehen.

Etwa bis 1840 kannte man nur den runden Herd in der Mitte. Damals wurde in den meisten Häusern ein Feuerherd mit einem Kesselhaken daneben errichtet (vgl. Fig. 28). Er wurde an der Dönzenwand[1]) aufgemauert, und zwar immer so, daß das Loch des Stubenofens auf ihn mündete; der Ofen wurde vom Herde aus geheizt, eine eiserne Stehtür mit Gegenständer schloß das Loch, ein Abzugsloch oben im Ofen mündete nach dem Flett. Fortan wurde das Essen für die Familie auf dem Wandherd bereitet, während der große Kessel unter dem Rehmen für Viehfutter und Börnwasser, beim Schlachten und bei der Wäsche Benutzung fand. Auf dem Wandherde waren sehr häufig zwei Roste. Auf dem einen wurde dauernd das Feuer unterhalten; der zweite diente zur Aushülfe: Kohlen wurden vom ersten Rost fortgenommen und auf ihn gerührt, und man kochte dann auf einem Stridden (mnd. stridde) oder Dre-fot, einem runden oder dreieckigen Untersatz.

Der Wandherd der größeren Häuser war gewöhnlich breit und offen; kleine Leute pflegten ihren Bedürfnissen entsprechend einen weniger breiten Wandherd zu haben, dafür ließen sie aber auf ihn nicht selten einen verschließbaren, Hühner und Katzen vom Feuer fernhaltenden Aufsatz mauern; auch größere Wandherde sind hier und da mit einem natürlich entsprechend größeren Aufsatz versehen worden. Ein solcher Aufsatz glich etwa einem Schranke. Ihn verschloß eine Tür, bei größeren Aufsätzen auch wohl eine Doppeltür oder eine Tür mit einem Scharnier zum Zurückklappen der einen Hälfte; die Tür war mit Vorliebe rotbraun angestrichen. Oben vereinigten sich die beiden Wände zu einem Schwibbogen, in dem einige Steine, etwa in der Form eines Kreuzes, ausgelassen waren,

[1]) Die Dönzenwand hieß davon auch Hird-wand.

um dem Rauch Abzug zu gewähren; aus demſelben Grunde befand ſich auch wohl oben in der Tür eine herzförmige Öffnung. Ein derartiger überwölbter Herd hieß ein Dingen;[1]) den Schwibbogen

Fig. 28a. Herd mit Schwibbogen (Hagen bei Lüneburg).

nannte man Swî-bagen oder verſtümmelt Swî-ba (mnd. ſwi-boge), eine Bezeichnung, die auch für den geſamten Herd gebraucht

[1]) Auch Dicken iſt mir begegnet. Solche „Diggen“ kannte man auch in den Vierlanden, dem Alten Lande und im Schleswigſchen, vgl. J. W. Voigt, Korr. 25, 5. Voigt meint, man habe es für zweckmäßig erachtet, „die Seiten des Herdes zum Schutze gegen Zugwind mit einem Seitenaufbau zu verſehen

wurde. Stellenweise hatte man auch die Bezeichnung „Kamin“ dafür. Fig. 28a zeigt einen derartigen Herd; die Tür fehlt, aber die beiden Stützhaken links und der Verschlußhaken rechts sind noch sichtbar.

Von 1840 etwa bis 1860 bestanden der Herd unter dem Rehmen und der Wandherd nebeneinander. Nur begann jener gleichzeitig mit dem Rehmen mehr und mehr zu verschwinden. An seine Stelle trat der eingemauerte Kessel (Mür-ketel), der bei der nach dem Hof führenden Seitentür oder neben dem Wandherd seinen Platz erhielt (vgl. Fig. 31). Schließlich schritt man zum Bau einer eigenen Küche mit einem Sparherd und einer Waschküche (Pladder-koek), in der auch der eingemauerte Kessel zu stehen kam.

Die eigentliche Arbeitsstelle der Frau war fortan die Küche. Bisher hatte sie bei der Arbeit vom Flett aus die Diele übersehen, und auch über die Brüstung, die sich hier und da fand, hatte ihr Blick beobachtend gleiten können. Jetzt aber baute man nicht nur eine besondere Küche, sondern errichtete obendrein zwischen Flett und Diele eine bis an die Decke reichende Wand mit Tür und Fenstern und zerriß damit den Zusammenhang zwischen der Arbeit der Frau und des Gesindes. Die Frau hatte aufgehört, im alten Sinne das Auge des Hauses zu sein.

An einigen Stellen ist bereits des Stubenofens gedacht worden. In Anknüpfung daran mögen hier auch einem anderen Wärmemittel, der Für-kiek (mnd. kike Feuerstübchen zum Fußwärmen, auch vrouwen-kike), einige Worte gewidmet werden. Mit der Feuerkieke wärmte sich die Frau bei sitzender Arbeit, etwa dem Kartoffelschälen, die Füße, die Feuerkieke kam im strengen Winter (vgl. Fig. 1, S. 5) mit auf den Kirchwagen, ja sie wanderte auf den Tanzsaal mit. Sie ersetzte auch die Fußbank, denn eine besondere Fußbank kannte man im Bauerhause nicht. Die Feuerkieke ist ein Kasten von etwa 20 cm Breite, Tiefe und Höhe. Die eine Seite ist aufklappbar zum Hineinsetzen eines kleinen irdenen Topfes (Für-putt) mit glühenden Torfkohlen; dieser hat ringsherum Zuglöcher und ist mit einem Handgriff versehen. Damit

und zu überwölben.“ C. Walther vermutet (Korr. 25, 7), daß das Wort ursprünglich das Aschenloch der ältesten, mitten auf dem Flett liegenden Feuerstätte bezeichnet habe.

ſein Feuer nicht gefährlich wird, iſt die Kieke inwendig mit Eiſenblech ausgeſchlagen. Auch die Seitenplatten haben je ein Zugloch. Die obere Seite bildet ein Holzrahmen, in den mehrere Stäbe gitterartig eingelaſſen ſind; durch die Zwiſchenräume dieſer Stäbe entſtrömt die Wärme. In dem Holzrahmen iſt ein Eiſendraht zum Tragen der Kieke befeſtigt.

Für die Beleuchtung gilt, was für manche andere Gebiete auch zutrifft. Bis ins 19. Jahrhundert finden wir Verhältniſſe, die bis in die älteſte Zeit des Niederſachſentums zurückreichen, dann folgt eine ſchnelle und immer ſchnellere Verdrängung des Alten durch die erfindungsreiche Neuzeit. Beim Licht des oben erwähnten Kienſpans hat man ſich ſchon von Arminius und den Römern und noch von dem erſten Napoleon erzählt. Mit dem Kienſpan mußte auch der Hirte beim Füttern und Streuen leuchten; er durfte dabei aber nur bis zur Grenze von Flett und Diele gehen, niemals das Für-fack (mnd. vûr-vak, Feuerfach, d. h. das Flett, als Raum des Herdfeuers und Kienlichtes) verlaſſen.

Dem Kienſpan folgte der Krüſel.[1]) Der Krüſel, der, wie erwähnt, im Rehmen an einem Nagel hing, beſtand aus Eiſen (Fig. 29, 1a u. b): ſein Hauptteil war eine kleine Pfanne, etwas länger als breit (etwa 8 u. 7 cm); an ſie ſetzte ſich, aus demſelben Stück gearbeitet, ein aufrechter Anfaſſer, in deſſen umgebogenem Ende ein Haken (Krüſel-haken) angebracht war. Als Brennſtoff diente Tran, in dieſem lagen mehrere abgezogene Binſen (Beſen), die man auch als Beſen-perk (Binſenmark) bezeichnete. Gewöhnlich wurden aber Tran und Binſen nicht in die Pfanne ſelbſt, ſondern, vor allem wohl aus Gründen der Sauberkeit, in einen entſprechend gearbeiteten Einſatz aus gewelltem Blech getan. Ein zweiter Krüſel

[1]) Nach Breuſings Anſicht haben baskiſche Trantierjäger Wort und Sache über die See nach Niederdeutſchland gebracht. Später hat Andree die Vermutung aufgeſtellt, der Name ſei eine Weiterbildung des niederdeutſchen krôs (= Krug) und erkläre ſich aus der annähernd krugförmigen Geſtalt des Gerätes. Gegen dieſe Deutung, die übrigens Andree ſelbſt aufgegeben zu haben ſcheint, ſpricht auch der Umſtand, daß die krugförmige Geſtalt nicht die älteſte geweſen iſt. Neuerdings hat man den Urſprung des Wortes im romaniſchen Sprachgebiet geſucht (altfranz. croiſuel = Nachtlampe und Schmelztiegel, neufranz. creuſet = Schmelztiegel). Wegen des Näheren verweiſe ich auf Andree S. 255, Korr. 22, 61, Grimms Wb. V 2096.

pflegte im Zimmer zu hängen: entweder an einer langen, schrägen, nach allen Seiten drehbaren Stange oder an zwei vom Boden herabhängenden, durch zwei Querriegel verbundenen und höher und niedriger zu schiebenden Hölzern. Allmählich wurden derartige Krüsel auch aus Messing hergestellt. Diese messingnen Krüsel hatten teilweise dieselbe Gestalt wie die geschilderten eisernen. Andere waren viereckig, jede Ecke hatte eine kleine, zum Hineinlegen von je einer Binse bestimmte Ausbuchtung (Fig. 29, 2a u. b). Auch

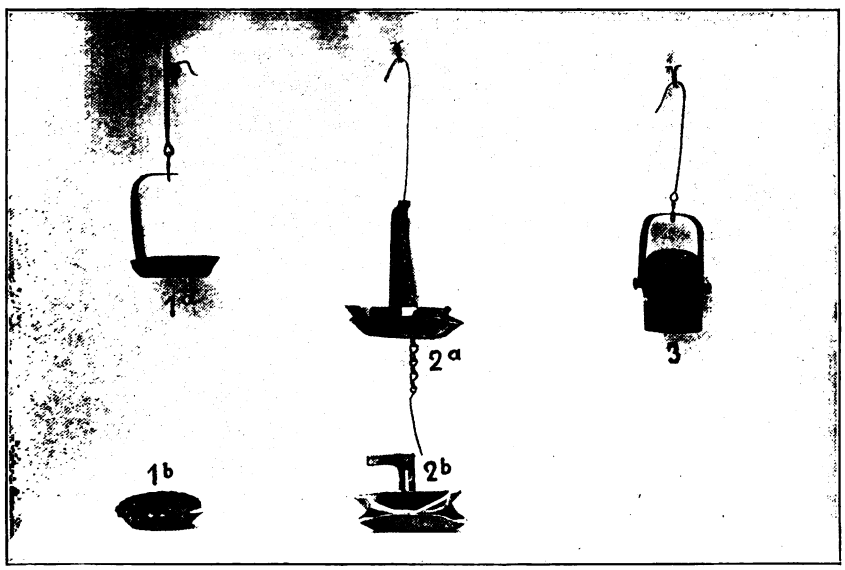


Fig. 29. Krüsel der Heide. Nach Exemplaren des Museums in Lüneburg.

hier diente der eine Krüsel als Untersatz, auf ihm kam ein entsprechender und ebenfalls aus Messing gearbeiteter Einsatz für Tran und Binsen zu stehen. An die Stelle dieser älteren Formen trat später der bekannte krugähnliche blecherne Krüsel, bei dem statt der Binsen ein baumwollener Docht und gewöhnlich statt des Tranes das sogenannte Brennöl (raffiniertes Rüböl) Verwendung fand (Fig. 29, 3). Sparsame Frauen lösten auch wohl ein altes Stück Barchent auf, um so Dochte zu gewinnen. Dieser Krüsel wurde auch mit einem breiten Fuß versehen; eine derartige Stehlampe hieß ein Tran-funzel; der Name erklärt sich wohl daher,

daß nach alter Weiſe in dieſen Krüſeln zunächſt noch Tran gebrannt worden iſt, bis das Brennöl ihn verdrängt hatte. — Dann folgte die zunächſt ſehr einfache Laterne mit Brennöl, ſchließlich das Petroleum, deſſen Verwendung etwa gleichzeitig mit dem Bau beſonderer Küchen begann.

Auf dem Flett der meiſten Häuſer ſah man die Rolle mit dem Handtuch an dem einen Höftſtänder, Koffer, Laden und Schränke, ein Schlafgelaß für Dienſtboten und einige Börte an der Wand der Stubenſeite, der Dönzenwand. In dem einen,

Fig. 30. Allerlei Hausrat (vgl. den Text).

höheren, oberhalb des Rehmens hinlaufenden Bört ſtanden allerlei Zierrate, vorzugsweiſe Hochzeitsgeſchenke, große irdene weiße Teller, mit gelben, grünen, blauen Blumen bemalt (irn Foet = irdene Gefäße), allerlei Zinngerät (tennen Foet), auch ein Bierkrug (Krôs) mit dem Sachſenroß. Ein anderes, gewöhnlich etwas tiefer hängendes Bört enthielt das täglich gebrauchte Geſchirr. In anderen Häuſern hatte man für derartige Gegenſtände ein ſtehendes Bört, das auf einer Anrichte ſtand (Fig. 28, S. 190). Auf dem Flett gebrauchte man aber noch mancherlei anderen Hausrat, wie ihn Fig. 30 auf engem Raume vereinigt zur Anſchauung

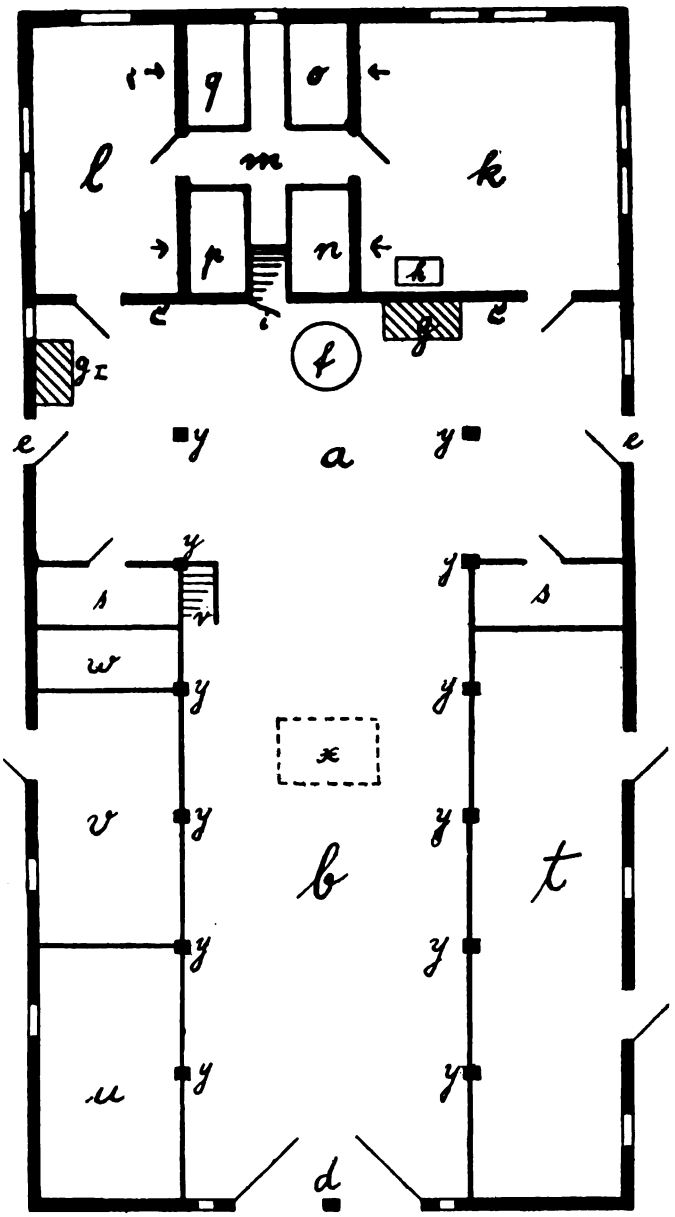
bringen soll. Das Bört (Schöttel-bürt) im Hintergrund (a) diente zum Trocknen und Aufbewahren des Geschirrs; es bestand in der Hauptsache aus Leisten, zwischen denen das Wasser abfloß; oben standen die umgestülpten Milchschalen, die Kümpe und an sie gelehnt die Teller, auf der tieferen Leistenlage Grapen und Milcheimer. Das Löffelbrett (Lepel-brett, b) diente zum Hineinstecken von Löffeln. Der weidene Speck-anhinger (c) vertrat in der alten Zeit den Bindfaden. Auf dem Teller-brett (d) lagen die Schinkenteller. Der große Kochlöffel (Slef, e) war gleichzeitig das Zeichen des weiblichen Regiments; wenn der Vater den Hof an den Sohn abtrat, gab die Mutter, wie man sich ausdrückte, den Schlef an die Schwiegertochter ab. Stöt-ammer (f) und Stöter (g) werden uns beim Schlachten, Bodder-karrn (h) und Bodder-sticken (i) beim Buttern, das Bük-hult (k) beim Waschen und der Ketüffel-moser (l) beim Kochen begegnen.

Um die Lage des Kellers deutlicher bezeichnen zu können, ist zunächst auf die Räumlichkeiten hinter der Dönzenwand einzugehen (vgl. für die folgenden Seiten Fig. 31). Dort liegen in der Regel zwei Stuben (Dönzen), die durch einen Zwischenraum (Twischen-kommer) mit einander und durch je eine Tür mit dem Flett verbunden sind. Die eine Stube heißt einfach de Dönz, die andere de Blangen-dönz (Nebenstube); aber eine bestimmte Regel über die Lage von Dönz und Blangendönz bestand nicht: bald lag die Dönz auf der rechten Seite (vom Flett aus gerechnet) und die Blangendönz auf der linken, bald war es umgekehrt. Der Keller pflegte nun unter der Blangendönz[1]) angelegt zu sein, vielleicht, um die vorzugsweise benutzte Dönz nicht unnötig fußkalt zu machen; seine Klappe lag unmittelbar vor der Tür der Blangendönz.

In der Mitte der Dönzenwand befand sich eine Tür. Hinter ihr führte eine kleine Treppe zu dem Dönzen-boen[2]) empor, einem Boden, der seinen Namen davon hatte, daß er sich über den beiden Stuben ausdehnte. Bekanntlich ist nun die Höhe der Stuben verhältnismäßig gering; daraus erklärt es sich, daß der Boden, der

[1]) Daher heißt diese auch Keller-dönz.

[2]) Boen (mnd. bone, vgl. das hochd. Bühne) bedeutet das obere Stockwerk (so hier), dann die das obere und untere Stockwerk scheidende Bretterlage.



a. Flett (Vorplatz). b. Grote Del (Große Diele). c. Dönnen-wand (Stubenwand). d. Grote Dör (Große Tür). e. Lütt Dör oder Blangen-Dör (Kleine oder Seitentür). f. Für-stä (Feuerstätte). g. Der (Später) Wandherd. g1. Der (noch später) eingemauerte Kessel. h. Stubenofen. i. Tür und Treppe zum Dönnen- oder Kurn-boen. k. Dönn- l. Blangen-Dönn (Seitenstube). m. Zwischen-stommer. n.—q. Schlafräume (Bugen). r. Treppe auf den Kau-boen. s. Kammern (Bugen, Vorratsräume). t. Kuhstall. u. Pferdestall. v. Stall für Kälber und Jungvieh. w. Schweinestall. x. Lute. y. Höft-ständer (Hauptständer).

Fig. 31. Bauerhaus auf Höftständern gebaut.

über der Großen Diele und dem Flett in gleicher Höhe läuft, bei der Dönzenwand sich der Stubenhöhe entsprechend senkt. Auf dem Dönzenboen bewahrte die Hausfrau das fertig geräucherte Fleisch, das teils an einem Gestell hing, teils in einer Lade lag; dort lagerten auch — trocken über den Wohnräumen — in den „Kornkümpen" (vgl. S. 79) das ausgedroschene Getreide, daher hieß dieser Boden auch Kurn-boen.

Über ihm lag noch ein anderer Boden, zu dem man aber nicht von dem Kurnboen, sondern von der Großen Diele her gelangte. Man mußte dort zunächst auf den Boden steigen und sich durch die über dem Flett lagernden Heuvorräte hindurcharbeiten: dann stand man vor dem Bodenraum, der über dem Kurnboen lag; dieser Raum wurde auf beiden Seiten von der Schrägung des Daches und hinten von einem Stück der Giebelwand mit dem Eulenloch begrenzt. Der Raum war nur niedrig, doch um ihn nicht unbenutzt zu lassen, stapelte man auch dort Heu auf. Gewöhnlich konnte man sich nur kriechend in ihm bewegen, und daher hieß dieser Boden der Kroepel, eigentlich wohl Kroepel-boen (von kroepeln = ein Krüppel sein, kriechen).

Nehmen wir die Dönz auf der rechten Seite an! Durch eine kleine Tür mit einer Klinke und einem länglichrunden Fenster trat man in einen vielleicht acht Fuß hohen viereckigen Raum. Die Lehmdiele war mit dem Reisig- oder Ginsterbesen (Ris- oder Brâm-bessen) sauber ausgefegt worden und mit weißem Sand bestreut. Rechts von der Tür stand vielleicht ein kleiner Tisch mit einem Stuhl, in der Ecke stand oder hing die Wanduhr (Klock). An der rechten Längsseite waren zwei Fach niedriger Fenster in Bleifassung mit blauen Papierrouleaux (Pepier-rullosen) angebracht, an der Wand lief eine Bank mit durchbrochener Lehne[1]) hin. Auch vor den beiden Fenstern der dem Eingang gegenüberliegenden Seite stand eine Bank, als Fortsetzung der vorher genannten; sie ließ aber in der Ecke links Platz für die „Schatolle" (dat Schetull, Fig. 32). In dem oberen Teile des Schetulls standen buntfarbige Tassen, eine Zuckerdose, ein Milchtopf, Kannen

[1]) Bisweilen war der untere Teil der Bank als Lade zum Aufbewahren des Tischtuches und anderer Gegenstände hergerichtet; der Sitz ließ sich dann aufklappen. Die Lehne pflegte bei solchen Bänken zu fehlen.

und Leuchter, alles Hochzeitsgeſchenke der Brautjungfern, in den Schubladen lagen Leinenſachen, der mittlere, durch eine Klappe geſchloſſene Teil war der Geldſchrank des Bauern. Zwiſchen den Fenſtern der rechten Längsſeite hing der beim Einkauf der Ausſteuer vom Kaufmann zugegebene Spiegel; er war gewöhnlich ſchräg angebracht, und der Platz zwiſchen ihm und der Wand diente zur Aufnahme von Zeitungen und allerlei Schriftſtücken, ſoweit ſie dem Auge anderer nicht entzogen werden ſollten; unangenehme Mitteilungen fanden anderwärts ihren Platz, und von ſolchen hieß es deshalb: dat ward he wol nich achtern Speigel steken. Hatten die Frau und die Mägde ſich im Flett gewaſchen und abgetrocknet, ſo gingen ſie in die Stube, um ſich vor dem Spiegel das Haar zu machen (de Mütz upto-setten, S. 99). Die Kämme ſteckten in dem ſelbſtgefertigten Kammfutteral (Kammfutter), das unter dem Spiegel hing. Dieſes war ein Stück Pappe, an das mehrere kleine Pappſtücke als Taſchen ſchräg mit ſtarkem Zwirn genäht worden waren. Darauf war die Pappe mit buntem Papier und Rauſchgold beklebt worden.

Fig. 32. Schetull (Schatulle.)

Die Wand zur Linken war mit Brettern verſchalt, die ebenſo wie die Tür, die Fenſter und die Bänke einen blauen (graublauen, gelben) Anſtrich zeigten. An dieſer Wand befanden ſich zwei

Schlafſtätten (Butzen), zwiſchen denen eine Tür nach der Twiſchenkommer führte. In der einen ſchliefen die bejahrten Eltern, in der anderen das junge Ehepaar (de jungen Lü'). Dieſe Verſchläge befanden ſich ſo hoch über dem Fußboden, daß die Benutzer hinaufſteigen mußten (Fig. 33). Vor der Butze war eine Schiebetür

Fig. 33. Butze (Schlafraum) mit Kartoffellager darunter.

(Schüwer). Die Decke und Seiten waren geweißt, wie die Stube. Der Raum unter den Brettern ward in manchen Häuſern, beſonders im Winter, in eigenartiger Weiſe ausgenutzt: hinter einer Klappe lagerte dort immer ein Haufen Eßkartoffeln, der Hausfrau für den täglichen Gebrauch bequem zur Hand und vor dem Verfrieren geſchützt. Die Butzen waren nicht lüftbar. An das Aufmachen des Bettes dachte man gewöhnlich erſt in der Abenddämmerung,

da fand ſich noch am eheſten die Zeit dazu: die Stücke wurden auf Stühle gepackt (*'raf kregen*) und das Stroh mit dem in der Ecke ſtehenden, unten zugeſpitzten *Bett-ſtock* aufgeſchüttelt; dann kamen jene wieder hinauf (*würen wedder 'nupmakt*). Einmal im Jahre wurde die Butze gelegentlich einer Wäſche gründlich gereinigt; man ſeifte die Bretter mit der bei dieſer benutzten Buchenlauge und erneuerte Anſtrich und Stroh. Ebenſo „ſchlichtete" man einmal die älteren Betten im hellen Sonnenſcheine, d. h. man bürſtete die Inletts außen und innen mit einem aus Weizen- oder feinem Roggenmehl hergeſtellten Kleiſter; die Überzüge wurden dadurch widerſtandsfähiger und ließen keine Federn durch. Hatte gerade eine Kuh gekalbt, ſo bürſtete man ſtatt mit Kleiſter mit der erſten Milch, der *Beſt-melk*. Allmählich traten an die Stelle der Schiebetüren Türen, die bis auf den Fußboden reichten; man nannte ſolchen Schlafraum *Alkawen* nach dem Alkoven der höheren Stände. In Wirklichkeit war aber beim *Alkawen* alles — bis auf die Tür — beim Alten geblieben; erſt eine ſpätere Zeit brachte eine weſentliche Verbeſſerung, die Vergrößerung des Schlafraumes und die frei hinter der Tür ſtehenden Bettſtellen, wie ſie heute die Regel ſind.

Links von der Stubentür ſtand gewöhnlich der eine Lehnſtuhl, dann folgte der auf Eichenklötzen ſtehende Ofen, unter und in dem gern das Fußzeug und die Wäſche getrocknet wurden, hinter dem Ofen der andere Lehnſtuhl: hier ſaßen die Frau als Wöchnerin und erkrankte Hausgenoſſen, hier war der Lieblingsplatz der Großmutter. Vor der benachbarten Butze ſtand eine pritſchenartige Ruhebank (*Rauh-bank*), auf der der Bauer ſeine Mittagsruhe hielt, eine rohgearbeitete, mit Vorliebe rotbraun angeſtrichene Holzbank, deren ſchräges Kopfende dem zweiten Lehnſtuhl zugewandt war. In anderen Häuſern ſtand die Ruhbank ſo, daß die Füße des Ruhenden unmittelbar den Ofen berührten; daher bedeutete *he warmt ſik de Tön* (wärmt ſich die Zehen) ſo viel, wie „er liegt auf der Ruhebank". Hier und da diente die Ruhebank, wie wir das oben bei der Sitzbank ſahen, gleichzeitig als Lade.

Über der dem Ofen näheren Butze war in der Wand ein Milchſchrank (*Melk-ſchapp*) angebracht. Da die Balken unter der Decke lagen, hatte man weitere Börte dadurch hergeſtellt, daß

man überstehende Latten unter die Balken nagelte und mit Brettern belegte; die betreffende Milch stand allerdings frei und war arg dem Staube ausgesetzt. In anderen Häusern hatte man auch stehende Milchschränke, deren Türen hier und da sogar mit Schnitzwerk versehen waren. Unter einem der Balken war der Krüsel befestigt. An der Decke hingen aus Eiern zurechtgemachte Vögel, wie wir sie vom Erntefeste kennen.

Über der anderen Butze, auch wohl über dem Schetull und in den Ecken, hing allerlei Wandschmuck (Schilleratsen, d. h. Schildereien, Malereien), Darstellungen der Jahreszeiten, Frauenköpfe, eingerahmte Einsegnungsverse, biblische Darstellungen, neuerdings auch Photographien. Hausſegen, denen man heute hier und da in den Bauerhäusern begegnet, waren noch nicht bekannt, wohl aber besaßen manche in Abschrift einen sogenannten Haus- und Schutzbrief oder Himmelsbrief, der vor allen Gefahren, Dieben, Mördern, feindlichen Geschossen und Gefangenschaft feite und den die ausziehenden Krieger zu ihrem Schutz mit ins Feld nahmen. „Vom Himmel gesandt ist dieser Brief, im Holsteinischen ist er gefunden worden 1724. Er war in goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte zu Radagina (in einer anderen Abschrift Biatagier) über der Taufe. Wer ihn ergreifen wollte, dem wich er zurück, bis 1791 einer sich den Gedanken machte, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen, zu dem neigte sich der Brief.“ Auch als Bilderbogen wurden ähnliche Schutzmittel verbreitet; so befindet sich in meinem Besitz ein „Haus- und Schutzbrief vom Jahre 1724“ mit Waffen und Geschossen, Sprüchen und Gebeten.

Vor den Bänken stand der große viereckige Eßtisch aus Eichenholz. Seine vier Füße waren etwa in der Höhe von 4—5 Zoll durch Leisten verbunden: diese gaben dem Tisch festeren Halt, dienten zum Messerschärfen und besonders zum Aufsetzen der Füße (daher der Name Fot-listen). Eine besondere Fußbank war, wie früher (S. 195) erwähnt worden, nicht bekannt. Sonnabends wurde der Tisch mit Sand gescheuert, wodurch er im Laufe der Zeit eine ganz weiße Farbe erhielt. Auf den Bänken (achtern Disch) saßen die Dienstboten, auf Lehnstühlen (vörn Disch) der Bauer und seine Frau, die Kinder auf Stühlen, in Familien mit viel Kindern und wenig Dienstboten auch auf den Bänken. Es leuchtet

ein, daß hier die uralte Sitte fortlebte, nach der auf dem Hochsitz der Herrscher und auf den Bänken das Gefolge seinen Platz hatte. Auch der Gast mußte sich auf einem Stuhle niederlassen. In den bäuerlichen Gastwirtschaften wird noch heute jeder, dem eine gewisse Ehrerbietung erwiesen werden soll, ausdrücklich gebeten, sich auf einen Stuhl zu setzen: sett Di doch nich up de Bank, sett Di doch up 'n Stohl! Die Eindrücke, die man auf alten Tischen sieht, stammen aus der Zeit der dreifüßigen Pfanne; diese stand gewöhnlich auf Torfkohlen und wurde dann unmittelbar auf den Tisch gesetzt. Die Magd pflegte zwar vorher mit den heißen Pfannenfüßen einigemal auf dem sandigen Fußboden hin und her zu streichen, aber jene waren doch nicht immer hinreichend abgekühlt. Als nach der Einführung der Sparherde die Füße fortfielen und die „glatte" Pfanne aufkam, legte man ein Stück Holz oder einen eisernen Ring unter. In der Ecke, auch zwischen den Fenstern, waren Streifen von Leder angebracht: durch diese steckte das Gesinde[1]) nach der Mahlzeit den abgeleckten und im Tischtuch abgetrockneten Löffel. Jeder hatte seinen eigenen, durch eine Kerbe oder ein sonstiges Zeichen kenntlich gemachten Löffel; überall gab es Leute, die aus Ahorn (Alhurn) mit dem eigenartig gekrümmten Löffelmesser (Lepel-mest) Löffel zu schnitzen verstanden und verkauften. Auch die oder, wie man sagte, „der" Gabel (Gawel) hatte dort ihren Platz; aber es dauerte lange, bis sie zur allgemeinen Einführung gelangte (vgl. S. 183). Ein Messer trug jeder in der Tasche (ebd.), selbst die Dienstmädchen, die es noch heute ebenso wie die Knechte zum Zerschneiden der Speisen mit aufs Feld nehmen.

Wir gehen jetzt durch die mit alten Laden und Schränken besetzte Twischenkommer und werfen einen Blick in die Blangendönz: Koffer und Laden, für die Dienstmädchen bestimmte Butzen, die denen der Stube zugekehrt liegen, das Ganze macht den Eindruck einer Rumpelkammer.[2]) Nur wo die Altenteiler ein besonderes Zimmer für sich verlangten, ging man vielleicht an eine würdigere Ausstattung dieses Raumes.

---

[1]) Löffel und Gabel der engeren Familie pflegte die Hausfrau mit einem nassen Tuch abzuwischen und nachzutrocknen und in die Schublade (Schuf) des Tisches zu legen.

[2]) Diese Stube wurde denn auch oft nur „Kammer" genannt.

Zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen, das verſtand die Bauerfrau nicht. Vor den Fenſtern der Stuben ſah es meiſtens öde aus. Kein Blumenſchmuck, höchſtens ein Teller mit einem Vergißmeinnichtkranz (S. 21) und ein Topf mit Hauslauch (Hûs-lô), deſſen Blätter und Saft gegen Brandwunden, Warzen und Geſchwüre Verwendung fanden; andere hatten dort einen „Brandbaum“ ſtehen, ein Zwiebelgewächs mit dicken, fleiſchigen Blättern, die, ebenſo wie der Hauslauch, durchgeſchnitten und mit der Innenſeite aufgelegt, Brandwunden heilten. Auf dem Dach über der Kleinen Tür befand ſich eine Schale mit Donnerkraut, die nach vorne zu durch breite Stäbe oder Stöcker feſt und gerade gehalten wurde und über die das Gewächs nach allen Seiten weit hinausgewuchert war. Dieſes Donnerkraut auf dem Dache (auch Dack-lô genannt) ſchirmte das Haus vor Blitz; außerdem laſen bei ſchwerem Gewitter alle Hausgenoſſen im Geſangbuch: eine eigenartige Verquickung heidniſchen und chriſtlichen Denkens.

Blumenzucht wurde nur in beſcheidenen Grenzen getrieben. In den erſten Monaten des Jahres zogen Männer aus dem lüneburgiſchen Bardowieck, die mit kleinen Beuteln gefüllte Kiepe auf dem Nacken, von Dorf zu Dorf und verkauften die Wirtſchaftsſämereien, Runkel-, Steckrüben- und Kohlſamen. War gut eingekauft worden, ſo gaben ſie för de Kinner en beten Blomenſaat to, und lediglich, um dieſen eine Freude zu machen, legten die Eltern, etwa vor den Fenſtern der Dönz, ein Blumenbeet (Blomen-bleck, von mnd. blek = Platz, Stelle) an. Dort wuchſen denn bald die mannigfachſten „Roſen“, womit, wie in anderen Teilen Deutſchlands, alle roſenähnlichen Blumen und überhaupt Gartenblumen bezeichnet wurden. Dort blühten Reſeda und Goldlack, die Päonie (Pings-roſ', Pfingſtroſe) mit ihren handgroßen Blüten, die rieſige Sonnenblume (Sünn-roſ'), der Mohn (Mahnroſ') und die nelkenartigen Klûſter-negel mit den im Klûſter oder Klumpen ſtehenden Köpfchen. Die Kinder rochen an dem ſcharfen Rüke-buſch, zogen lachend ihre gelbgefärbten Näschen aus den Feuerlilien, den Gelen Neſen, zurück, betrachteten behutſam am giftigen Eiſenhut oder Venuswagen (Blauge Schoh) die ſchuhförmigen Blütenblätter und in den Blüten das Wägelchen mit den beiden Täubchen und naſchten von dem dazwiſchen gepflanzten

Stachelbeerſtrauch (Stickbeern-wrîk). Auch der Salbei (Salwei) ſtand dort, deſſen Blätter die Mutter dem Hausmittelſchatze einverleibte.

Die Baumzucht fand beſſere Pflege. An Stelle einer gefällten Eiche wurde ſofort eine neue gepflanzt; ſo blieb die Zahl der Eichen ſtets dieſelbe, oder ſie vergrößerte ſich gar, während heute die kurzſichtigen Enkel den langſam wachſenden und ſpät nutzbaren Baum zu wenig nachpflanzen und ſo das niederſächſiſche Landſchaftsbild eines ſchönen Reizes mehr und mehr verluſtig geht. Die Eichen waren der Stolz und die Freude des Landmanns, und mancher beſaß einen beſonderen „Eichhof"; ein alter Bauer meiner Heimat, wegen ſeines Baumreichtums weit und breit der Eichenkönig genannt, lehnte einmal die Zumutung, ſeine Eichen zu fällen und das Geld auf die Sparkaſſe zu tun, mit den Worten ab: Dat Gild kann ik nich ſehn, awers de Eken kann ik alle Dag' ſehn. Der „Grashof" ſtand voll Obſtbäume,[1]) unter denen im Sommer oft die Göſſel weideten. Neben den Eichen umgaben Obſtbäume, Schatten ſpendend, das Wohnhaus. Auch der Hollunderſtrauch war auf vielen Höfen zu finden, und hier und da lebte noch der Glaube, daß unter ſeinen Wurzeln die Zwerge, die guden Holden, wie ſie anderwärts hießen, ſicher aber auch in der Heide einſt genannt wurden,[2]) ihre Wohnung hätten und das Abhauen des Strauches Unglück für das Haus heraufbeſchwöre.

Von der Großen Diele (vgl. Fig. 31, S. 200) führte eine Treppe auf den Boden (Boen), auf dem vorzugsweiſe das Heu (daher der Name Hau-boen), daneben ein Teil des Getreides aufgeſtapelt war. Die Treppe lag der Bequemlichkeit wegen ſtets in der Nähe des Vorplatzes. Oft war neben ihr in der Wand ein Verſchlag zum Schlafen angebracht. Die Diele entlang ſtand das Vieh. Schon Tacitus (Germ. 5) erzählt von den Germanen,

---

[1]) „Obſt" drückte man durch Appel un Beren, alſo nach den häufigſten Obſtſorten, aus, oder man gebrauchte Aft (mnd. avet), das aber jetzt durch „Obſt" mehr und mehr verdrängt wird.

[2]) Ich habe Jahrb. 23, 55 f. den Nachweis zu führen verſucht, daß durch den Nordweſten der Heide ſich eine noch heute in den Ortsnamen wahrnehmbare Spur alter Holdenverehrung ziehe (Hollen-ſtedt, Hol-linde, Hol-vede, Hol-torf und das ſchon im Stadiſchen liegende Hollen-beck).

daß die Rinder ihr „alleiniger und liebster Besitz“ (solae et gratissimae opes) seien: dem entspricht es, wenn in der Heide das Vieh, besonders das Rindvieh, dat Got, das Gut, genannt wird. Und wenn Tacitus an derselben Stelle sagt, die Germanen hätten vor allem an der „Zahl“ der Rinder ihre Freude (numero gaudent), so stimmt hierzu genau, daß der Heidebauer mit Vorliebe von seinem Veh-stapel spricht, denn Stapel bezeichnet den aufgeschichteten Haufen, die Menge. Die Kühe waren mit der Halskette an einen Ring gefesselt, der um den bis an den Boden reichenden Stallbaum auf und nieder lief und so dem Kopfe freie Bewegung gestattete. Häufig lagen auf der einen Seite die Ställe für die Kühe, ein Stall für Kälber und Jungvieh, ein anderer für einen Teil der Schweine (soweit diese nicht in der Scheune untergebracht waren, also etwa für eine Mutterſau mit ihren Ferken) und der Pferdestall. Wohl ausnahmslos hatte der Pferdestall unten auf der Diele bei der Großen Tür seine Stelle, damit die Pferde beim Hinaus- und Hineingehen möglichst wenig die Diele beschädigten. Nicht selten war auch besonders in der Nähe des Fletts diese und jene „Kammer“ zur Aufbewahrung von landwirtschaftlichen Geräten oder als Vorratskammer oder Schlafgelaß abgeschoren. Unmittelbar vor den Köpfen der Tiere standen sogenannte Höft-stinner, paarweise, durch das ganze Haus verteilte Ständer, von denen etwa 5—6 Paar auf ein Bauerhaus kamen. Jeder Ständer hielt 18 Zoll ins Geviert, war kantig beschnitten und bestand aus Eichenholz. Als Beispiel für die Haltbarkeit dieses Holzes sei angeführt, daß ein von einem mir bekannten Zimmermann vor einiger Zeit herausgenommener, „noch ganz kerniger und gesunder“ Höftständer die Inschrift „Anno 1590“ gehabt hat. Auf beiden Seiten der Diele, unmittelbar vor den Viehställen, lag ein auf Feldsteinen ruhender eichener Lagebalken (de Leg'), in dem die Ständer standen (Fig. 34). Diese Balken waren von der gleich hohen Diele verdeckt; sie bildeten gleichzeitig die Bordschwelle der 1—2 Fuß tiefer liegenden Viehställe. Die beiden Höftständer des Fletts standen nicht in einer Lege, sondern hatten ihre besondere Basis. Über den Höftständern jeder Seite liefen Längsbalken; je zwei starke, mit Zapfen eingelassene Kopfstreben hielten einen Höftständer mit dem Längsbalken zusammen. Auf den Längsbalken,

den Luchten,[1]) lagen, Diele und Flett überſpannend, Querbalken, die ihrerſeits die Bretter des Bodens trugen. Jeder Höftſtänder war nun aber auch mit dem betreffenden Querbalken durch eine Strebe verbunden. Die drei genannten Kopfſtreben hießen

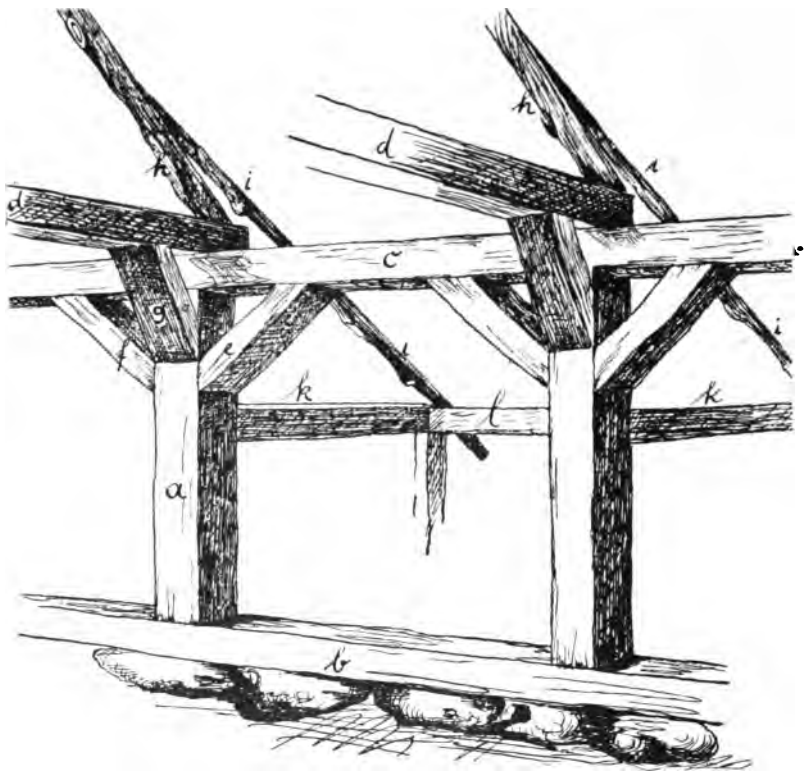


Fig. 34. Konſtruktion des Gebälks.

a. Höftſtänder (Höft-ſtinner). b. Lagebalken (Leg'). c. Längsbalken (Lucht). d. Querbalken. e.—g. Kopfſtreben (dat Band-hult). h. Hauptſparren (Sporen). i. Aufläufer (Up-löper). k. Riegel (In-tog). l. Oberſter Balken der Außenwand (Mur-platen).

zuſammen dat Band-hult (Verbindungsholz). Die Querbalken ragten auf jeder Seite etwas über; an ihrem Ende waren die

[1]) Lucht hängt ſicher mit mnd. luchten aufheben zuſammen und bezeichnet die Längsbalken als die Emporheber oder Träger der Querbalken und des geſamten Bodens.

Hauptsparren (Sporen) befestigt. So ruhte denn (vgl. Fig. 35) die Hauptlast des Gebäudes auf den Höftständern, und hieraus erklärt sich auch ihr Name; denn Höft ist das mnd. hôft und bedeutet das „Haupt", also Höft-stinner sind die Hauptständer. Bei dieser Bauart, bei der, wie man sagte, das Haus „auf Höftständern gebaut" war, reichte denn auch für den unteren Teil des Daches leichter gearbeitetes Sparrenwerk aus, sogenannte Slêten, einmal durchschnittenes Tannenholz; diese begannen ein gutes Stück unterhalb des Mur-platens (der Mauer-platte), d. h. des oberen

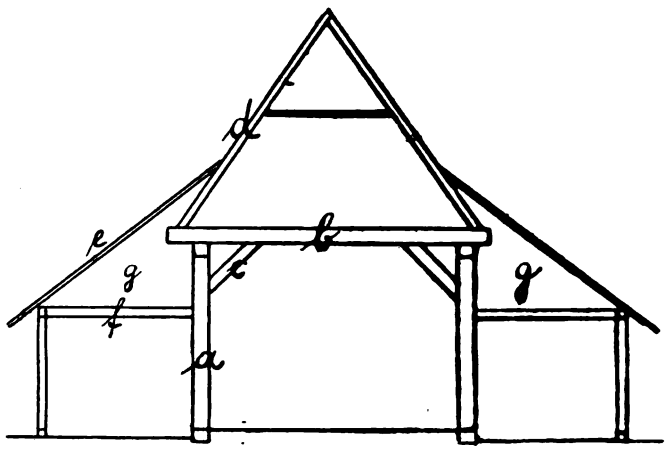


Fig. 35. Querschnitt des Bauerhauses.
a. Höftständer. b. Querbalken. c. Kopfstrebe. d. Hauptsparren. e. Aufläufer. f. Intog. g. Hille.

Balkens der Außenwand, denn das Dach pflegte weit hinabzureichen, so weit, daß ein zwölfjähriges Kind bequem hinanreichen konnte; mit den Hauptsparren wurden die Schleten nicht schon in der Höhe der Querbalken verbunden, sondern erst an einem höheren Punkte; sie liefen zuerst noch eine Strecke überher, näherten sich mehr und mehr und liefen schließlich gleichsam auf die Hauptsparren auf, daher wurden sie Up-löpers (Aufläufer) genannt. Die Hauptsparren und die Aufläufer waren die Unterlage für die Latten, die mit Weiden festgebunden wurden und dann ihrerseits wieder die Unterlage für das Strohdach bildeten. Die Hauptsparren ließ man so, wie der liebe Gott sie hatte wachsen lassen, nur die obere

Seite, auf der die Latten zu liegen kamen, wurde gerade zugehauen; auch die Längs- und die Querbalken behieb man nur, soweit es nötig war.

Mit dem oberen Rand der Außenwand verband jeden Höftständer ein sogenannter Riegel, der an Stärke etwa einem viertel Balken entsprach. Dieser Riegel hieß der In-tog, da er die Außenwand vor dem Ausweichen nach außen bewahrte, sie gleichsam nach innen zog (vgl. Fig. 34 u. 35). Quer über diesem Riegel lagen Schleten, die die Decke der Viehställe und gleichzeitig den Boden der Hille bildeten. Nämlich der Raum auf beiden Seiten der Diele oberhalb der Ställe, den seitwärts ein Teil des Daches und oben das Ende der Querbalken begrenzte, hieß de Hill (mnd. hilde). Hier, up de Hill, stand das geschüttete Dachstroh, lagen Heideplaggen mit Moorerde (Schuppen), die, getrocknet, ein gutes Feuer gaben, und für die Milchkühe bestimmtes Heu, hier hockten auf Sitzstangen, dem Wiemen, die Hühner; an den Balken standen und hingen Strohnester und alte Bienenkörbe, in die die Hühner legten.

Die Bretter des Bodens waren gewöhnlich recht dünn gelegt, und Heu und Getreide lugte neugierig durch; auf diese Weise sparte der Bauer Geld und gewährte dem so dienlichen Rauch leichteren Zutritt zu den Vorräten. Etwa in der Mitte befindet sich die zum Hinauf- und Hinabschaffen des Heues und des Getreides dienende Luke (Luk').

Der Diele gewähren die beiden in der Höhe der Großen Tür angebrachten und ein Fach füllenden Fenster (vgl. Fig. 1) und die Fenster des Fletts ein sehr spärliches Licht, aber die Große Tür steht, zumal im Sommer, fast den ganzen Tag offen. Sobald Wagen durch die Große Tür fahren sollen, müssen zuvor der Mittelständer (de oder dat Dössel, mnd. dorstel) der Tür und ihr Lagebalken (de Dör-leg') fortgenommen werden.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf den Raum zwischen dem Hause und der steinernen Hofmauer oder dem aus kreuzweis stehendem Eichenspaltholz gefertigten Zaun! Hinter einer der Kleinen Türen, oft in bedenklicher Nähe des Viehstalles, lag der Ziehbrunnen (Sot, von mnd. sêden = sieden, kochen, aufwallen, also eigentlich die Quelle, Fig. 36). Hier stand die Frau oder die

Magd, drückte die am Querbalken (Sot-ſwinger, d. h. Brunnenſchwengel) durch ein Kettenglied befeſtigte Stange nicht ohne Anſtrengung hinab, bis der Schöpfeimer ſich füllte, ließ Stange und

Fig. 36. Der Sot (Ziehbrunnen).

Eimer durch die Wucht des hinten durch einen Grapen und Steine beſchwerten Querbalkens, der in der Gabel eines eingegrabenen ſtarken Stammes um einen eiſernen Bolzen ſich bewegte, leicht emporgleiten[1]) und goß dann das Waſſer in die mitgebrachten Eimer.

[1]) Die kleinen Leute, ſoweit ſie einen eigenen Brunnen beſaßen und nicht den eines Bauern mitbenutzten, hatten oft keinen Sotſwinger, ſondern

Oder sie füllte den neben dem Sot-geslink,[1]) dem unteren viereckigen Brunnenrahmen aus Eichenbalken, stehenden langen Börntrog, damit die von der Weide kommenden Tiere ihren Durst stillen konnten. Auf jenem Rahmen erhoben sich vier gleiche senkrechte Balken, rings mit eichenen Brettern benagelt und oben in halber Manneshöhe mit halbdicken Ständern umgeben. Unter diesem Rande befestigte die Wasserträgerin nach getaner Arbeit den Schöpfeimer und kehrte, indem sie die Eimer mit der um die Schulter gelegten Dracht[2]) (oder Dracht-hult) trug, trockenen Fußes — dank dem Feldsteinpflaster an der Ausgußseite des Brunnens — ins Haus zurück.

Bekanntlich lag die Große Tür gewöhnlich nach der Straße zu, also im Vör-hus, während das eigentliche Wohnhaus hinten lag, weshalb es auch dat Achter-hus hieß.[3]) Man darf nun diese Anordnung der Wohnräume nicht, wie es wohl geschieht, als eine Folge des in sich gekehrten und sich von der Welt abschließenden niedersächsischen Sinnes hinstellen. Das Maßgebende war die Lage der Großen Diele und der Großen Tür: beide sollten naturgemäß so liegen, daß die Dung- und Erntewagen möglichst bequem die Straße erreichten.[4]) So erklärt sich die obige Anordnung zunächst aus wirtschaftlichen Gründen; ethische Rücksichten haben dabei keine ausschlaggebende Rolle gespielt.

Vor der Großen Tür lag auf der einen Seite, stellenweise auf beiden Seiten, der Misthaufe (Meß-hümpel, Meß-miet).[5])

---

zogen den Eimer mit einer in einen Haken auslaufenden Stange empor; diese lag gewöhnlich quer über dem Geländer.

[1]) = Brunnenschlund (vgl. mnd. slunk = Schlund).

[2]) Eigentlich die Vorrichtung zum Tragen (mnd. dragen).

[3]) Lag das Haus weiter von der Straße ab, so baute man auch anders. Die bequeme Anfahrt (vgl. im folgenden) war in diesem Fall auf dem großen Hofraum ja bei verschiedener Bauart möglich.

[4]) Aus demselben Grunde liegt in der Elbmarsch (z. B. in Ober- und Nieder-Marschacht und Umgegend) die Große Tür nach der Feldseite zu, so daß ein bequemer Koppelweg unmittelbar von den Feldern zu ihr führt; die Wohnräume sind dort infolgedessen nach der hinter den Häusern laufenden Hauptverkehrsstraße, dem Deiche, gewandt.

[5]) Wenn in manchen Dörfern die Große Tür als Missen-dör bezeichnet wird, so liegt dieser Bezeichnung wohl die Sitte, den Dünger aus dem Stalle in eine Grube zu werfen (mnd. miste Düngergrube), zugrunde.

Der Heidhaufe (Heid-hümpel) hatte gewöhnlich auf dem Hofe unter einem Baume seinen Platz; im Winter waren zum Schutze Bretter herumgesetzt. Besondere Schuppen zur Aufbewahrung der Heide (Heid-schur) sind wohl erst in neuerer Zeit errichtet worden. Das Gleiche gilt von den Holz- und Torfschauern (Hult-, Törfschur). Manche besitzen auch einen gemeinsamen Schuppen für Holz, Torf und Heide.

Holz wurde früher fast nur zum Backen verwendet (Backerhult). Man packte es dahin, wo gerade Platz war, ebenso wie den Torf. Eine bestimmte Menge Holz wurde den Mitbesitzern einer Waldung unentgeltlich geliefert; den Bedarf an Torf deckte die eigene Wirtschaft. Arme Frauen lasen mit ihren Kindern im Holze die Windbrüche auf; de Hult-sökers nannte man sie.

An Nebengebäuden werden in einem Weistum der Reformationszeit[1]) die Scheune und das Backhaus genannt, und in dieser Hinsicht ist es bis ins 19. Jahrhundert im ganzen beim Alten geblieben. In der Scheune (Schün) hat sich die uralte Banse (Banſ'), der Aufbewahrungsort für Getreide neben der Tenne, bis heute erhalten.[2]) Der Fußboden der Banse wurde und wird an manchen Orten mit kleinen Steinen gepflastert oder mit gutem Lehmstrich überzogen; auf ihn kam zunächst eine Lage Stroh, um die Körner vor der Bodenfeuchtigkeit zu schützen. Auf dieser Unterlage wurde dann das Getreide regelrecht aufgeschichtet (banst). Gewöhnlich wurde zuerst aus der Banse gedroschen, und zwar auf der ebenfalls mit festem Lehm versehenen Tenne, so mit Vorliebe zur Saat im Herbst; das Getreide war dort zur Hand, man brauchte es nicht erst vom Boden des Wohnhauses herunterzuwerfen. In manchen Scheunen war auch, zumal, wenn die Räume neben der Hausdiele nicht reichten, ein Verschlag für die Schweine (Swin-kawen) gemacht. Besondere Häuser für die Schweine (neben Wohnhaus und Scheune) waren in der alten Zeit unbekannt oder jedenfalls

---

[1]) In dem von mir veröffentlichten Weistum der Holzmark Hollenstedt, das 1533—44 der Pastor Heinrich Lange im Einverständnis mit den damaligen Bauern niedergeschrieben hat. In diesem heißt es (Jahrb. 23, 54 ff., § 6): wol (wer) holt houwet ... thom huse, schune efft backhuse.

[2]) Vgl. meine Mitteilungen Korr. 23, 85. 86, die ich beim Folgenden zugrunde lege.

ſelten; erſt neuerdings hat jeder beſſergeſtellte Bauer ein Swinhus, das bald einfacher, bald beſſer (mit Futterküche) ausgeſtattet iſt. Hier und da errichtete man auch Speicher zur Aufbewahrung des gedroſchenen Getreides (Spiker, Kurn-ſpiker). Wohl auf keinem Hofe fehlte in der alten Zeit der Bienenzaun (Immentun, in der Südheide auch Lie, f.,[1]) doch war die Anzahl der Stöcke ſehr verſchieden und richtete ſich im ganzen nach dem übrigen Beſitze; der eine hatte en grote Lag' (Schicht) Immen, der andere en lütte. Aborte ſind auch in dieſen Gegenden erſt in den letzten Jahrzehnten gebaut worden; man ging ins Freie[2]) oder benutzte, durch Krankheit an das Bett gefeſſelt, den Eimer.

In dem erwähnten Weistum geſchieht auch des „Backhauſes" Erwähnung, und an einer anderen Stelle ſpricht es von den „in Backhäuſern wohnenden" Leuten (de yn Backhuſen woneth, § 16). Dieſe Backhäuſer, die Häuslingshäuſer des 16. Jahrhunderts, in denen der Häusling mit ſeiner Familie wohnte und zugleich der Backtrog und der Backofen des Bauern[3]) ſtanden, ſind bis in das 19. Jahrhundert in der gleichen Weiſe benutzt worden. Außer Backhausbewohnern kennt das Weistum nur Höfner und Kötner (hovener, koter), und zwar hatte der Kötner in jeder Beziehung die halben Rechte des Höfners.

Die ſpätere landbautreibende Bevölkerung gliederte ſich mannigfacher: die Höfner ſchieden ſich in Voll- und Halbhöfner, die Kötner in Groß- und Kleinkötner. Die Kötner (Koeter) pflegten in alter Zeit den Herren nur Handdienſte zu leiſten; ein Teil von ihnen verbeſſerte aber ſeine Verhältniſſe und begann dann Spanndienſte zu leiſten; dieſe aus der Zahl der übrigen hervorragenden Kötner waren die Großkötner oder, wie man ſtellenweiſe (z. B. in Fintel)

[1]) Über die Herkunft des eigenartigen Wortes (eigentlich Hütte, dann Schutz, Schutzhütte) verweiſe ich auf meine Ausführungen Korr. 24, 21 f.

[2]) Auf manchen Höfen waren hinter der Scheune zwei Pfähle eingerammt, und darüber lag ein Knüppel; hier (oewer'n Knüppel) verrichtete das ganze Haus ſeine Notdurft.

[3]) Das Brot des Häuslings wurde unentgeltlich mitgebacken. Stellenweiſe ſcheint es auch ein öffentliches Backhaus gegeben zu haben; ſo beſtand in dem Flecken Toſtedt früher ein „Bauernbackhaus" (Bur-backhus); über derartige öffentliche Backhäuſer vgl. Heyne, Hausaltert. I 195, 297, III 268.

ſagte, Pflugkötner (Plôg-koeter). Seit der Verkoppelung, alſo der Mitte des 19. Jahrhunderts,[1]) umfaßte ein Vollhof (Vullhoff) mit Ackerland, Wieſen, Weide und Heide etwa 360—400 Morgen, ein Halbhof 180, das Beſitztum (Kat, Kat-ſtä') eines Großkötners 90, eines Kötners 45. Dieſe Zahlen können aber nur einen ganz allgemeinen Anhalt geben. Im großen und ganzen wünſchte jeder auf der Stufe, der er einmal angehörte, zu verbleiben, eine zunächſt auffällige Erſcheinung, deren Erklärung darin liegt, daß nach der obigen Gliederung ſich die Höhe der Kirchenſteuern richtete. Zu dieſen Gruppen traten noch die den Dorfrand, den Brink, beſiedelnden Brinkſitzer, ſtellenweiſe, z. B. in Fintel, Neubauern (Nê-bôern) genannt, mit etwa 25 Morgen, die Anbauer, die ſich außerhalb des Dorfes einige Morgen kauften und darauf anbauten, und die Abbauer, die ſich im Dorfe auf einem von einem Hofe abgetrennten Stücke niederließen.[2]) Neben dieſen überwiegend neuen Gruppen dauerte die der Häuslinge fort.

Kehren wir nunmehr zum Backhaus der Heide zurück! Eine Vorſtellung von dieſen alten Häuslingshäuſern gewinnt man aus Fig. 37. Das Haus, deſſen Grundriß hier geboten wird und das dem Vollhöfner Peter Prigge in Hollenſtedt gehört, iſt 1801 gebaut worden, es darf aber ohne Zweifel als Typus des alten Backhauſes gelten. Die Länge des Hauſes beträgt etwa $8\frac{1}{2}$ m. So iſt denn auch der Wohnraum ſehr beſchränkt; „wir wohnen hier

---

[1]) In der Zeit, wo Heide und Weide ſich noch im gemeinſamen Beſitz befanden, waren die Zahlen natürlich entſprechend kleiner. So giebt H. Dehning in einem Artikel der Harb. Anz. u. Nachr. (2. 8. 1898 „Aus d. Lün. Heide") für die alte Zeit, und zwar zunächſt wohl für die Südheide, 4 Hufen zu je 30 Morgen als Beſitz des Vollhöfners an.

[2]) In der Südheide begegnen zum Teil andere Benennungen. Der Vollhöfner heißt dort auch Vull-meier oder Vull-ſpänner, da er ſein Beſitztum mit einem „vollen Spann" (vier Pferden) beackern läßt, der Halbhöfner auch Halbmeier oder Halbſpänner. Kötner, Brinkſitzer und Anbauer gehören auch der ſüdlichen Heide an. Daneben kommen einige Sattelhöfe und Schriftſaſſengüter vor. Jene haben, wie es ſcheint, lange einen Mann im Sattel zu unterhalten gehabt; ſie waren von Herrendienſten befreit. Die Schriftſaſſengüter hatten hinſichtlich ihres Gerichtsſtandes beſondere Vorrechte. Gering war die Zahl der nach Lehnsrecht beſeſſenen und vererbten Bauerlehne (nach dem in der vorigen Anmerkung genannten Artikel).

in einer Hütte, gerade wie Abraham", meinte einſt ein Backhausbewohner, als ich ihm einen Beſuch machte.

Andere Backhäuſer dehnten ſich mehr der Länge nach aus. Auf der einen Langſeite lagen die verſchiedenen abgeſchorenen Räume, als letzter die Wohnſtube. An der Wohnſtubenwand befand ſich der Herd, dicht dabei, an der anſtoßenden ſchmalen Seite des Hauſes, der Backofen. Auf der anderen Langſeite blieb nichts als ein verhältnismäßig ſchmaler Gang über.[1])

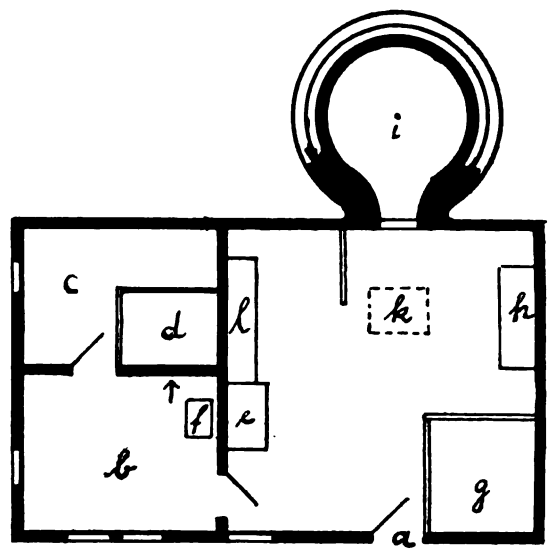


Fig. 37.
Das Backhaus
(alte Häuslingshaus)
der Heide.

a. Haustür (kleine Tür).
b. Dönz.
c. Blangendönz.
d. Butze.
e. Herd.
f. Ofen.
g. Stall.
h. Backtrog.
i. Backofen.
k. Luke.
l. Bank für Waſſer und Geſchirr.

Das Häuslingshaus hieß Hüſſel-hûs (von Hüſſel Häusling), daneben Lütt-hûs (das kleine Haus); ſo hieß es: ik will mal na unſen Lütten Hus. Danach nannte man den Häusling auch Lüttenhüſer, z. B. Minckens Lüttenhüſer. War das betreffende Häuslingshaus ein Backhaus,[2]) ſo hieß der Häusling

[1]) Später ſind dieſe Häuſer gewöhnlich verbreitert und dann mit einer Großen Tür verſehen worden. Damit näherten ſie ſich demjenigen Häuslingshaus, das nur als Wohn-, nicht auch als Backhaus gebaut war und von dem hernach noch zu ſprechen ſein wird.

[2]) Daß dieſes nicht immer der Fall war, wird unten näher erörtert werden; vgl. bereits Anm. 1.

auch Backhüſer, und man ſprach von Backhüſers Vader, Backhüſers Mudder, Backhüſers Fritz, auch in verkürzter Form von Backers Vader.

Wenn auch im 16. Jahrhundert jedes Häuslingshaus gleichzeitig Backhaus geweſen zu ſein ſcheint, ſo war das jedenfalls in der Zeit, der unſere Darſtellung gewidmet iſt, nicht mehr der Fall. Neben dem Backhaus begegnet noch ein anderes Häuslingshaus, das den landwirtſchaftlichen Bedürfniſſen der Bewohner

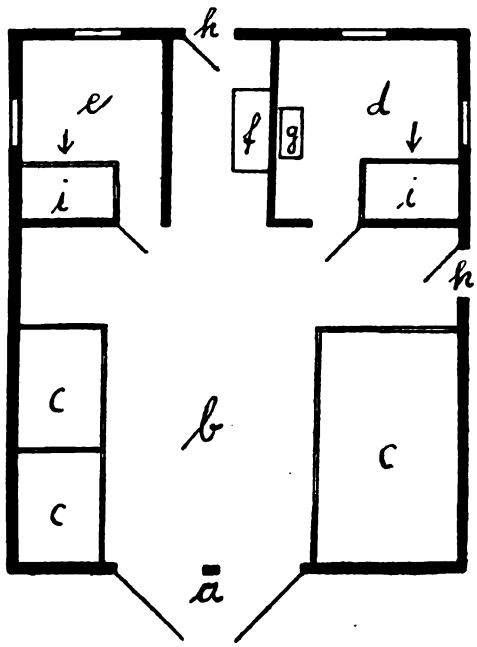


Fig. 38.
Das neuere Häuslingshaus.

a. Große Tür.
b. Diele.
c. Ställe und Kammern.
d. Dönz.
e. Blangendönz.
f. Herd.
g. Ofen.
h. Kleine Tür.
i. Butzen.

beſſer entſprach und im ganzen ſich als ein verkleinertes Abbild des Bauerhauſes darſtellt. Dieſes Häuslingshaus hatte im Gegenſatz zu dem Backhaus, in das nur eine Kleine Tür führte, wie das Bauerhaus auch eine Große Tür (Fig. 38); durch dieſe trat man auf eine verhältnismäßig geräumige Diele, auf deren Seiten Ställe und ſonſtige Räume ſich befanden; im Hintergrunde lag rechts und links eine Dönz, und zwiſchen den Wänden der Dönzen, an der Wohnſtubenwand, ſtand der Herd. Ein Bauer, der ſeinem

Häusling ein derartiges Haus gebaut hatte, besaß zum Backen einen besonderen Ofen im Freien auf seinem Hofe. Andere hatten ihren Backofen auf dem Flett, entweder unter oder neben dem Wandherd. Dem im Freien liegenden Backofen gegenüber ergab sich hier der Vorteil, daß der Rauch nicht nutzlos entwich, sondern wie der Herdrauch zum Räuchern und anderen nützlichen Dingen diente. Wenn so der Bauer des 19. Jahrhunderts mehr und mehr aufhörte, im Häuslingshaus zu backen, so pflegte er doch das Brot nach wie vor in diesem aufmachen zu lassen; dazu diente in vielen Häuslingshäusern ein besonderer Raum, die Backkammer, die an manchen Stellen sogar ihren eigenen Eingang vom Hofraum her hatte.

Vor etwa 30 Jahren ging nun die Regierung gegen die Backhäuser vor, da durch die Luke oder die dünngelegten Bretter des Bodens leicht Funken mit dem Getreide in Berührung kommen konnten. Wollte man die Bodenräume hinfort benutzen, so mußte das Backen im Backhause aufhören; wer aber dort weiter backen wollte, mußte den Boden unbenutzt lassen. Die Folge war, daß die Backöfen der meisten alten Backhäuser abgerissen und gleichzeitig — vermutlich auf das Drängen der Bewohner — die Häuser zweckmäßig umgebaut wurden (vgl. S. 218, Anm. 1). Die Besitzer dieser Häuslingshäuser errichteten nunmehr vielfach in der Nähe des Hauses ein besonderes Gebäude, in dem der Ofen und der Backtrog standen. Andere ließen das Brot fortan vom Bäcker backen. So ist das alte Backhaus der Heide neuen Verhältnissen zum Opfer gefallen. Aber noch heute giebt es Dörfer, in denen jedes Häuslingshaus, auch wenn niemals in ihm ein Backofen gestanden hat, als „Backhaus“ bezeichnet wird.

Wir haben den Rahmen kennen gelernt, in dem Mann und Frau ihre Kräfte zu bewähren hatten. Von Haus und Hof, auch vom Häuslingshaus ist gesprochen worden. Von dem einzelnen Hauswesen haben wir den Blick auf die Gliederung der ländlichen Bevölkerung gelenkt. Nunmehr gilt es, den Rahmen auszufüllen und zu fragen: welche Pflichten traten im eigenen Haus an den Mann und vor allem an die Frau heran? Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß die Frau den eigentlichen Mittelpunkt des

Bauerhauſes und ſeiner Arbeit bildete. Gewiß, das Mädchen, das von dem Anerben eines Hofes geheiratet worden war, hatte ſein höchſtes Ziel erreicht: es war Bauerfrau geworden, aus einer Dienenden eine Herrin. Gleichwohl war das Leben der Frau nur eine Fortſetzung des mühevollen Mädchenlebens, und der beſte Teil ihrer Mitgift war ihre Arbeitskraft. Die Arbeit wurde noch ſchwerer und vielſeitiger, dazu trat die große Verantwortung. Sie ſollte ſparſam wirtſchaften (allens to Rat holen), ihre Sorge war es zum großen Teil, das vom Manne Erworbene zu Gelde zu machen (to Giln to maken); ſie beaufſichtigte das Füttern oder beſorgte es ſelbſt (S. 76), ſie mäſtete, ſie ſorgte für Milch und Butter, Hühner und Gänſe, Spinnen und Weben, und war teilweiſe auch in der Landwirtſchaft mit tätig. Dazu kamen die Sorgen des Haushaltes. Sie ſollte keinen riwen (verſchwenderiſchen) Haushalt führen; einer der ſchlimmſten Vorwürfe war es, wenn von einer Frau geſagt wurde: Dat is en ullen Katenverterer (Hausverzehrer). Sie ſollte nicht nur arbeiten, ſondern vor allem etwas beſchicken; ſonſt hieß es leicht: Se kummt nich wider as von'n Puttſtirt na'n Pann'ſtirt. Das laute Herumarbeiten (Ramenten) war verpönt; eine viel und laut ſcheltende Frau hieß ein Höllenbrand. — Für gewöhnlich fand die Frau ſich leicht in die ihr ſeit der Jugend vertraute Arbeit; ihr war die Arbeit, ſelbſt die ſchmutzige, keine Laſt, ſondern eine Ehre: De mi nich ankiekt, wenn ik in den Kohdreck klei, den kiek ik nich an, wenn ik na Kark gah (im Sonntagsſtaate). Ihre Arbeit wurde aber auch anerkannt. Es hieß zwar: Frogenslüd' hebbt lange Hoor un kotten Verſtand oder Den Burn geiht got, wenn de Köh ſtaht (trächtig werden) un de Frogens ſtarwt, aber der Bauer hielt es im Ernſt mit einem anderen Wort: Wot en düchdige Burfro is, de is duſend Daler wirt.

Ein großer Teil ihrer Arbeit wiederholte ſich tagtäglich. Um 4 Uhr (im Winter um 5) ſtand die Frau auf, trug die Aſche hinaus und ſchürte das Feuer. Während der Bauer die Arbeit der Dienſtboten beaufſichtigte und jedem ſeine Arbeit für den Tag ſagte (Du ſchaſt von Dag' . . . .), bereitete jene die „Morgenzeit" (Morden-tît). Sie kochte Milch auf und briet Kartoffeln, denen oft etwas Binſenlauch (Bes-luck) zugeſetzt wurde; hierauf ſchnitt

sie in eine große irdene Schale (irn Fatt) Brot,[1]) zu dem kochendes Wasser, etwas Salz und schließlich die kochende Milch getan wurden. Schüllt wot eten! damit wurde zum Essen gerufen, doch pflegte der Tisch nur zum Teil besetzt zu sein: die Mägde waren oft mit der Arbeit noch nicht fertig und aßen nach, die Altenteiler ruhten noch. An vielen Stellen war ein Morgengebet oder eine Morgenandacht üblich. In der Mitte des mit einem „dickdrahtschen" Laken (S. 122) gedeckten[2]) Tisches stand die Schale mit der Lepel-kost (Löffelspeise, Suppe). Man aß gemeinsam aus ihr, ebenso wie aus der dann auf den Tisch kommenden Pfanne mit Bratkartoffeln. Der noch nicht Gesättigte schmierte sich zum Abschluß ein Butterbrot (Bodder). Nunmehr ging es aufs Feld. Die Knechte und Mägde trugen das Frühstück[3]) im Eßtuch (Etel-dok), die Knechte waren mit Schnaps, die Mädchen mit schwarzem Kaffee oder „Brotwasser" (Wasser mit geröstetem Brot) versehen. War das Haus leer und, wie es oft geschah, auch die Kleinmagd sofort mitgegangen, blieb der Hausfrau nichts anderes übrig, als selbst Stube und Vorplatz zu fegen und das Geschirr abzutragen (von'n Disch to maken) und aufzuwaschen.

Dann galt es bald, den Grapen „zu Feuer zu setzen". Ein Stück Rauchfleisch, schon am Abend vorher in Wasser gelegt, damit das Salzige und Räucherige herausziehe, wurde gekocht, Reis und Suppenkraut daran getan; das war die „Löffelkost" für den Mittag. Um 12 Uhr, wenn die Betglocke (daher scherzhaft de Klütenklock genannt) schlug, mußte das Essen fertig sein. Etwa eine halbe Stunde vorher wurden die Kartoffeln gekocht und dann in einer verdeckten Schale hingestellt. Einige Schaumkellen voll Kartoffeln tat die Frau in die kleine, zum Klößeanrühren bestimmte Mulde; diese wurden mit dem Ketüffel-moser (Fig. 30, l, S. 198) gequetscht (môst) und etwas von dem salzigen Kartoffelwasser dazu-

---

[1]) Zur Abwechslung gab es Buchweizengrütze, auch Hafergrütze, in Wasser und Milch gekocht; beide Suppen wurden in den kälteren Jahreszeiten auch zum Abendessen gegeben.

[2]) Für die drei Hauptmahlzeiten pflegte ein Laken aufgelegt zu werden, nicht aber für die Zwischenmahlzeiten.

[3]) Das zweite Frühstück hieß im Gegensatz zur Mordentît Fröhtît (we wüllt F. holen = frühstücken).

geſetzt; dann rührte ſie mit dem hölzernen Kloßmeſſer (Klütenmeſt) greiſes Buchweizenmehl dazu und kochte die Klöße im Kartoffelwaſſer gar. Das Fett vom Rauchfleiſch wurde abgefüllt, um als

Fig. 39. Beim Mittagseſſen.

Tunke (Stippels) zu dienen. Zuerſt kam die irdene Schale mit der Suppe auf den Tiſch (Fig. 39). Der Bauer oder einer aus dem männlichen Geſinde betete; erſt wenn der Bauer den Löffel zum

Munde geführt hatte, begannen die übrigen zu essen. Nun wurden die Tunke, die Schale mit Kartoffeln und das Stück Rauchfleisch aufgesetzt. Während jeder auf einem besonderen Holzteller sich das Fleisch schnitt, kam die Frau mit dem Grapen voll heißer Buchweizenklöße (Bokweten-klüten, auch Bur-jungens[1]) genannt) und füllte von Zeit zu Zeit eine Anzahl auf die Kartoffeln oder in eine besondere Schale; inzwischen stand der dreibeinige Grapen auf dem Boden, von dem Hunde sehnsüchtig umlauert. Besonders die Klöße sollten sättigen; man schlachtete damals weit weniger ein als jetzt, vielleicht den vierten Teil, und kaufte frisches Fleisch höchstens für Festtage; daher hieß es auch: Flêsch wat (Fleisch nur etwas), Klüten satt!

Bald nach dem Essen ging das „Volk" mit Kaffee und mit einem Butterbrot zum Vesper[2]) wieder hinaus, aber auch die Arbeit der Frau nahm ihren Fortgang. Auf alles erstreckte sich ihre Fürsorge. Sie übernahm an eiligen Tagen sogar das Füttern des Hundes, füllte den Napf (Treier)[3]) der Katzen und fütterte die Hühner. Sie hatte schon vormittags Kartoffeln „aus dem Hof" geholt, Blätter für die Schweine gebrochen (gebladet), zwischendurch das Jüngste gesäugt und gewartet, einige frischmelkende und deshalb zurückgebliebene Kühe gemelkt und vielleicht, damit der Stall mittags in Ordnung war, sogar gestreut. Vor dem Wiederaustrieb ging sie nun den Stall entlang und scheuchte die Kühe auf, damit ihr Dung dem Stall nicht verloren ging. Sie benutzte nicht selten einen Teil des Nachmittags zum Buttern, für das am Vormittag keine Zeit geblieben war. Sie schnitt den Kindern, die sie mit dem „Mudder, gif mi'n Bodder!" umlagerten, ein Butterbrot und mit derselben Hand Gras und Disteln für das Vieh und half dann und wann auch ein Fuder mit abbringen oder ging in der Heuzeit nicht selten selber mit auf die Wiesen.

[1]) Die zweite Benennung z. B. in der Gegend der Raubkammer, vgl. Lün. Anz. 10. 9. 1904.

[2]) Vesper ist sächlichen Geschlechts, daneben sagt man Vesper-tit, als Zeitwort vespern.

[3]) Unter einem Treier versteht man einen aus einem Stück gefertigten, ausgehöhlten, viereckigen, unten abgerundeten Napf (Katten-treier, Höhner-treier; auch Immen-treier giebt es). Im Braunschweigischen heißen solche kleinen Tröge Trüel, vgl. Andree 262.

Zur Abendmahlzeit (Awend-tît)[1]) gab es gewöhnlich mehrere Schalen dicker Milch, in eine große zusammengegossen, mit geröstetem Schwarzbrot darin und darübergegossener süßer Milch,[2]) hinterher in einer irdenen Schale Quetschkartoffeln mit ausgebratenem Speck, die mit Wasser seimig gerührt waren und zu denen jeder ein Stück trockenen Brotes aß; auch gab es statt der dicken Milch kalt über die Muskartoffeln gegossene Buttermilch. Vor dem Schlafengehen pflegte das ganze Haus nochmals zusammenzukommen, um mit einer Andacht das Tagewerk zu beschließen.

Kaffee wurde regelmäßig nur nachmittags getrunken.[3]) Man kochte ihn im Teekessel; der gemahlene Kaffee wurde in das Wasser gegeben und stark Cichorien (Ciguren) zugesetzt. Die Cichorien baute man selber; die Wurzeln wurden in Stücke geschnitten, diese im Kaffeebrenner gebrannt und auf der Kaffeemühle gemahlen. Der Einfachheit wegen kam der Teekessel, schwarz wie er war, auf den Tisch. Als Untersatz diente ein rundes Brett oder ein runder Strohkranz, auch ein besonderes Gerät (Wippel), bei dem das Brett sich um ein mitten darunter befindliches Gestell drehte, so daß der Kessel, ohne aufgehoben zu werden, niedergedrückt und aus ihm eingeschenkt werden konnte. War Besuch da, so fand die Messingkanne Verwendung. Aus dem in der Tasse umherschwimmenden gemahlenen Kaffee machte man sich nichts. Lat man, sagte der Bauer, wenn die Frau etwa den Satz ausspülen wollte, dat Dicke hett das meiste Gild köst. Die umgestülpte Tasse war das Zeichen, daß der Betreffende „nicht mehr mochte."

Am Sonntag traten an die Stelle der Buchweizenklöße kleine Weizenklöße (Weten-klüten) und als Zugabe getrocknete Zwetschen, Birnen oder Äpfel, auch dicker Reis; das Wasser, in dem das Obst gekocht war, verstand man nicht zu verwerten, sondern goß es unbenutzt fort.

---

[1]) Stellenweise hieß die Abendmahlzeit Nacht-vesper, während die vorangehende Mahlzeit Awend-vesper genannt wurde, so in der Gegend der Raubkammer, Lün. Anz. 24. 9. 04.

[2]) Auch als Mittagssuppe im heißen Sommer viel gegessen. Ein großer Teil der Dickmilch, auch die Reste, fand bekanntlich als Schweinefutter Verwendung.

[3]) Von den Altenteilern auch wohl morgens, vgl. später.

Die Tunke wurde auch aus kochendem Waſſer, ausgebratenem Speck und einem tüchtigen Schuß Eſſig (Sur) bereitet, auch aus Milch, Mehl, Speck und Binſenlauch. Von Zeit zu Zeit ſchlachtete man ein Schaf, und dann gab es ſtatt des Rauchfleiſches Schaffleiſch. Bei Fleiſchmangel halfen ausgebratene Grieben, auch leicht angebratener Speck aus. Pellkartoffeln (Slû-ketüffeln, d. h. Kartoffeln mit der Slû, der Schale) wurden nach alter, auch in den beſſeren ländlichen Kreiſen nicht unbekannter Sitte auf das Tiſchtuch geſchüttet und ſo gegeſſen. Als Eierſpeiſen ſind, von gekochten Eiern abgeſehen, Spiegeleier (Eier in de Pann') und Rührei zu nennen; dieſes, das gewöhnlich mit Speck (ſtatt Butter) und einem Zuſatz von Mehl hergerichtet wurde, hatte den Namen Rühr- oder Eier-bodder, weil es oft wie Butter aufs Brot geſtrichen und ſo gegeſſen wurde.

Oft erſchien der Buchweizenpfannkuchen (Bokweten-pannkoken) auf dem Tiſch.[1]) Jede Frau hatte einen ſogenannten Pannkokens-putt im Gange, einen Topf mit backfertigem Teig, zu deſſen nicht ausreichendem Reſt immer neuer Teig zugerührt wurde. Den Teig rührte man aus Dick- oder Buttermilch und Buchweizenmehl mit etwas warmem Waſſer und Salz an. Der Topf erhielt ſeine Stelle auf dem Herde in der Nähe des Feuers und wurde durch mehrfaches Umdrehen gleichmäßig in 1—2 Stunden angewärmt. Hierauf buk man die Pfannkuchen in Talg und aufgelegten dünnen Speckſcheiben. Wurde der Pfannkuchen nur mit lauwarmem Waſſer und Salz, ohne Milch, angerührt, ſo wurde Bärme (Geſt) oder, wenn dieſe nicht zu erhalten war, etwas Sauerteig zugeſetzt, und das Aufgehen dauerte länger. In der Ernte wurde der Pfannkuchen oft am Abend angerührt und am Morgen zum Mitnehmen gebacken.

Während man in den ſüdlicheren Gegenden Preißelbeeren (Krons-beren) zum Buchweizenpfannkuchen ißt, ſtippte und ſtippt man ihn im Nordweſten beim Mittagseſſen in eine aus Syrup, Eſſig und Waſſer zuſammengerührte Tunke, die in einer kleinen, flachen irdenen Schüſſel mitten auf dem Tiſche ſtand; an eiligen Tagen

[1]) Stellenweiſe wurde er auch Puffer genannt, ſo in der Gegend der Raubkammer, wo er mit der Buchweizengrütze die „Morgenzeit" bildete, vgl. Lün. Anz. 24. 9. 04.

wurde auch einfach Syrup zum Aufstreichen hingesetzt. Jedenfalls darf der Buchweizenpfannkuchen in gewissem Sinne als das Nationalgericht der Heide[1]) gelten. Als 1810, wie Friedrich Freudenthal erzählt, zwei hannöversche Jungen aus der Lüneburger Heide bei der spanischen Legion dienen, blicken sie eines Abends, in Heimatsgedanken versunken, zum südlichen Himmel auf. Der eine denkt seufzend an die Liebste daheim und vermutet den Freund auf ähnlichen Gedankenpfaden, doch dieser erwidert: O — ne —, ik dach, wenn ik hier doch man mal so 'n Bokwetenpannkoken harr, as min Mudder se jümmer to backen pleg.

Die oben erwähnte Tunke, gelegentlich noch mit fein geschnittenem, ausgebratenem Speck, fand auch zu Salat (Slat, Schlat) Verwendung, der gemeinsam aus einer großen, flachen irdenen Schale gegessen wurde.

Im Sommer wurde ferner oft kalte Buttermilch mit eingebrocktem Brod gegessen. Als Mittagsvorspeise[2]) war auch Bodder melks-warmbeer beliebt; während das „Warmbier" (S. 83) eine Biersuppe und das „Wasserwarmbier" (S. 2) eine Wassersuppe war, hat man unter dem „Buttermilchwarmbier" eine Buttermilchsuppe zu verstehen. In der Buttermilch kochte Brot entzwei; etwas Salz und Syrup wurde daran getan. Auch kannte man Boddermelks-ris, eine Buttermilchsuppe mit Reis. Weitere Abwechslung in der Suppe brachte die Erbsenzeit: nach dem Abziehen der Fasern wurden die Schoten (Palen) mitten durchgeschnitten und so gekocht; dazu kam etwas Speck und Kartoffeln, das Ganze wurde als Suppe gegessen. Auch Suppen aus frischen Bohnen, ebenso aus getrockneten Erbsen und Bohnen waren bekannt; ein Topf Bohnen pflegte auch eingemacht zu werden. In der Schlachtzeit kam die Wurstsuppe an die Reihe. Ferner wurde in dem Stoßeimer (Stöt-ammer, Fig. 30, f, S. 198), dem Vorläufer der Hackmaschine, der zum Stoßen des Wurstfleisches diente, mit

---

[1]) Der Buchweizen hat übrigens seine Bezeichnung Heidekorn nicht, wie man gelegentlich liest, von der Heide, sondern Heidekorn, richtiger Heidenkorn, bezieht sich auf die Herkunft der Getreideart aus heidnischen, genauer türkischen Gegenden (frz. blé sarrasin); vgl. die Wörterbücher.

[2]) Auch zur „Morgenzeit" wurde sie gelegentlich gegessen.

dem Stoßeisen[1]) (Stöter, Fig. 30, g) grüner Kohl gestoßen[2]) und mit etwas Hafergrütze in der Brühe des Wurstfleisches (Jüchen,[3]) mnd. juche) gekocht. Von dieser „Kohlsuppe" bereitete man einen ganzen Kessel voll und aß etwa eine Woche lang davon. Der grüne Kohl (Sprossenkohl) war auch am Grünen Donnerstag, der schon im Mittelalter als Tag der grünen Gerichte (dies viridium) gefeiert wurde, stehendes Gericht. Sonstige Gemüse waren besonders Steckrüben und Wurzeln, die mit einem Stück Fleisch oder Speck darin gekocht wurden.

Das Schlachten begann gewöhnlich im November. Erst vom Gallustage (16. Oktober) an hielt sich, wie man glaubte, das Pökelfleisch. Zuerst wurde ein Schwein, später ein Jungtier geschlachtet, dann vielleicht noch ein Schwein und zum Schluß die Mastkuh. Beim Schlachten half nach alter Sitte der Nachbar dem Nachbarn das Schwein oder die Kuh an 'n Haken, und am Abend fanden sich die Nachbarn und einige Verwandte, gewöhnlich nur die Männer, zum Schlachtschmaus (Slachtel-köst, Slacht-köst) ein. War ein Schwein geschlachtet worden, so aß man Buchweizengrützsuppe (S. 222, Anm. 1) und hinterher Beutelwurst (daher auch die Bezeichnung Bü(de)lwust-awend), beim Rinderschlachten „Fleischsuppe" und gebratene Fleischwurst.[4])

Dem frohen Abend ging aber ein saurer Tag vorher. Schlachter und Mägde, Frau und Bauer hatten auf dem rauchenden Flett alle Hände voll zu tun. Das schnitt und stampfte und knetete und klopfte und stopfte den ganzen Tag. Vom Schweine wurden folgende Arten Wurst hergestellt:

Mettwurst (Mett-wust). Das magere Fleisch (Mett, Mettflesch) wurde geschnitten und, mit etwas Speck vermengt, im Stoßeimer durchgestoßen. Dann knetete man die Masse in einer Mulde mit Salz und feinem schwarzen Pfeffer (heten Peper), auch einigen heilen Körnern, durch. Die Stäbchen zum Zusammenstecken

---

[1]) Es ist ein Stiel mit einem S förmigen Eisen unten; der Stößer dient außerdem zum Zerkleinern der Rüben und des Grünfutters.

[2]) Daher hieß der Eimer auch Kohl-ammer.

[3]) Auch die Brühe, in der Rindfleisch gekocht war, wurde als Jüchen bezeichnet; jede andere Brühe hieß Supp.

[4]) Über die Würste vgl. unten.

der Wurſtenden (Wuſt-proekel, Wuſt-ſpielen) wurden gewöhnlich aus dem Holz des Spindelbaumes (Spill-bom, Evonymus L.) geſchnitzt, als Wurſtbänder fanden die uns früher beim Weben begegneten Enden des Aufzuges Verwendung.

Fleiſchwurſt (Fleſch-wuſt). Das dazu beſtimmte Fleiſch wurde fein geſtoßen und Salz, ausgebratenes Zwiebelfett und feiner Nelkenpfeffer (groten Peper) hinzugetan. Daran ſchloß ſich das Kochen.

Grützwurſt (Grütt-wuſt). Man nahm einen Topf voll von der Brühe des Wurſtfleiſches und weichte darin Hafergrütze auf. Dann kochte man die Leber und rieb ſie auf der Reibe, tat ſie zu der Grütze, mengte Reſte von Fleiſch, Salz und Pfeffer dazu, ſtopfte die Wurſt und kochte ſie.

Beutelwurſt (Büdel-wuſt, auch Bül-wuſt). Eingeweichte Grütze, die letzten Fleiſchreſte, die Schwarte, Zwiebeln, etwas Blut, Salz und Roggenmehl wurde in einen genähten leinenen Beutel geſtopft und mehrere Stunden gekocht. Dieſe Wurſt brieten die Frauen ſcheibenweiſe zum Mittags- und Abendeſſen in der Pfanne (hüt gift' en Pann' vull Büdelwuſt).

Über die Herſtellung der Blutwurſt (Rot-wuſt) iſt nichts Bemerkenswertes zu ſagen, nur verdient Erwähnung, daß früher auch etwas Weizen- oder Roggenmehl bei ihr Verwendung fand. Auch die Herſtellung der Sülze (Preß-ſülten) erfolgte in der bekannten Weiſe.

Vom Rinde ſtellte man Kopfwurſt (Kopp-wuſt), Fleiſch- und Grützwurſt her. Die Kopfwurſt wurde aus dem Kopffleiſch des Rindes gemacht und war die beſte; ſie ward nach dem Stopfen gekocht, aber kalt gegeſſen. Die Grützwurſt, die ebenſoviel Grütze wie Fleiſch enthielt, hitzte man auf dem Roſte über Kohlen an; ſie kam ohne Fett auf den Tiſch und war ſo hart, daß ſie abgebrochen werden mußte.

Von dem übrig gebliebenen Schweine-, aber auch dem Rinderblut wurde Schwarzſauer (Swatt-ſur) gekocht. Das Fleiſch wurde zu Feuer geſetzt, etwas Pfeffer und einige Zwiebeln (Zippeln) daran getan. Nachdem die Brühe etwaiger Knochen wegen durchgeſiebt war, kochte man ſie mit Eſſig auf. Dann wurde das in einem großen Steintopf aufbewahrte Blut mit etwas Eſſig durch-

gerührt und langsam unter fortwährendem Rühren zu der Brühe gegeben; sobald die Brühe rundlich wurde, nahm man sie ab und goß sie über das Fleisch.

In derselben Weise, aber ohne Blut, wurde Weißsauer (Wittsur) gekocht. Zum Dickwerden setzte man zuletzt etwas Mehl mit Essig zu.

Wenn das Fleisch in der Salzbrühe (Pekel) gelegen hatte, Schweinefleisch drei Wochen, Rindfleisch zehn Tage, kam es in den Wiemen. War das Rindfleisch durchgeräuchert (rökert Flesch = Rauchfleisch), so wurde es auf den Kornboden (S. 201) zu den geräucherten Mettwürsten gehängt oder in eine Lade gelegt. Auch die Speckseiten wurden von manchen mit der Zeit auf den Kornboden gebracht. Dagegen blieben die Schinken im Rauche hängen und trugen vom April an wegen der Brummerfliegen einen Überzug (Schinken-büdel), bis der Kuckuck rief und die Gaffel einen Schinken nach dem anderen herunterholte.

Zu den Pflichten der Hausfrau gehörte auch das Brauen des Braunbieres (Brun-ber). In dem mehrfach erwähnten Hollenstedter Weistum der Reformationszeit begegnet als Strafe die Lieferung von „rotem" und „Hamburger Bier" (schal breken, soll als Strafe zahlen, 1 tunne Hamborger beers, straff 1 tunne rodes beers u. dgl. Jahrb. 23, 60). Während das Hamburger Bier[1]) offenbar ein Weißbier gewesen ist, dürfte das „rote" Bier dem einheimischen Braunbier entsprochen haben, wie es bis ins 19. Jahrhundert in jedem Hause gebraut wurde. Zunächst[2]) brannte die Frau Gerste im Kaffeebrenner und mahlte sie. Dann kochte sie Wasser und goß dieses, sobald es etwas abgekühlt (lauwarm) war, auf die gemahlene Gerste. Außerdem kam Hopfen dazu, der vorher in der Sonne getrocknet war. Hatte die Mischung

[1]) Auch in Lüneburg war dieses beliebt; um 1566 schenkte man es dort in drei Wirtshäusern (Korr. 24, 47).

[2]) Das folgende Rezept stammt aus der Umgegend von Soltau. Soltauer Bier ist auch früh schon zum Handelsartikel geworden: 1324 begegnet am Hofe Herzogs Otto von Braunschweig und Lüneburg „cervisia Soltw.", und 1381 trinkt Albrecht, Herzog zu Sachsen und zu Lüneburg, in Soltau ynne-browen ber (Hausbier), Sudendorf, Urkundenbuch I S. 220, V 229.

eine halbe Stunde gekocht und war abgekühlt, kam etwas Bärme (Geſt) dazu (auf 10 Liter Bier für 2 Pfennig). Dann mußte ſie 24 Stunden gären und wurde durch ein leinenes Tuch geſeiht. Das fertige Bier kam in feſt verkorkten Flaſchen in den luftigen Keller.

Auch die Bereitung des Mets (Mä oder Honnig-ber) lag in der Hand der Frau. Wenn im Herbſt die beſten Scheiben des Heidehonigs aus den Körben genommen waren, machte man aus den halben Scheiben und dem Buchweizenhonig den ſogenannten Seimhonig (Sem-honnig), indem man alles preßte und dann (wegen der kleinen Wachsſtücke, die ſich vielleicht noch in der Maſſe befanden) durch ein Sieb lecken ließ. Aus den Rückſtänden bereitete man das Honigbier. Man goß die Maſſe zunächſt, damit ſie ſich etwas löſte, in kaltes[1]) Waſſer und klärte ſie dann durch einen leinenen Beutel. Dieſes Honigwaſſer mußte ohne jeden Zuſatz 3—4 Stunden kochen und wurde dann abgeſchäumt und auf Flaſchen getan. Den Met trank man ebenſo wie das Braunbier aus den früher erwähnten Kröſen. Daneben fand der Met zum Süßen von Suppen, z. B. des Warmbieres (S. 83), Verwendung. Die Güte des Mets, von dem manche Bauerhäuſer „200, ja 300 Liter" jährlich herſtellten, war ſehr verſchieden:[2]) „man konnte in dem einen Hauſe einen wahren Göttertrank finden, und im Nachbarhauſe war labberiges Zeug im Metkrauſe."[3]) Als Beweis für das hohe Alter des Mets in dieſen Gegenden ſei angeführt, daß Herzog Magnus als Schutzherr der Amtsvogtei Soltau (ſeit 1069) in jedem Jahre einmal bei ſeinem Kommen dorthin unter anderem 50 Kannen Met geliefert erhielt.[4])

Das Wachs wurde an die Kaufleute verkauft; gewöhnlich erhielt es derſelbe Kaufmann, dem der Bauer ſeine Wolle überließ. Nur einige Stücke behielt die Frau zurück, beſonders zum Wächſen des Zwirnes, der dadurch haltbarer wurde. So pflegte

---

[1]) In heißem Waſſer würde ſich das Wachs aufgelöſt haben und mit durch den Beutel gefloſſen ſein.

[2]) Der Met wurde z. B. um ſo beſſer, je mehr Honig bei der Herſtellung des Seimhonigs zurückgelaſſen wurde.

[3]) Niederſ. 9, Nr. 7.

[4]) Ebenda.

man auch, wenn ein neues Bett zur Aussteuer gestopft werden sollte, sämtliche Inlette inwendig zu wächsen, dann drangen die Federn nicht durch.

Beim Backen fiel die Hauptarbeit den anderen Hausgenossen zu. Nachdem am Abend — gewöhnlich im Häuslingshaus — angesäuert war (süren), wurde etwa um 4 Uhr nachts mit Backerhult geheizt. Beide Knechte, die Häuslingsfrau und ein Mädchen kneteten aus (knērn, ut-knērn), während das andere Mädchen melkte und fütterte. Dann folgte das Gnistern[1]) oder Bräunen, wodurch das Brot gehaltvoller und glatter wurde. Etwa 6 Bröte wurden auf ein Brett gelegt und auf der oberen Seite mit einem in einen Eimer voll Wasser getauchten leinenen Tuch übergewischt. Hierauf „rakte" man die glühenden Holzkohlen des Ofens mit der Kruck (einem Brett mit langem Stile, vgl. S. 62) nach beiden Seiten des Ofens und schob das Brett mit den Bröten dazwischen ein. War nach einigen Minuten die obere Seite braun, so wurden sie herausgezogen und gewendet. In der gleichen Weise wurde die untere Seite gebräunt. Dann folgte das Gnistern der übrigen Bröte. Nach dem Gnistern wurde das Feuer herausgenommen und der Ofen mit einem langen angefeuchteten Besen gefegt. Inzwischen war der Tag herangekommen. Der Bauer schob sämtliche Bröte auf dem Schüssel (vgl. S. 50, Anm. 2) zum Backen ein und setzte die Tür vor, das Gesinde ging an die Arbeit, und die Frau überwachte das weitere. Mit Hilfe eines Mädchens nahm sie die Bröte heraus, die im Backtrog oder in den beiden Backtrögen aufbewahrt wurden. Das in Gebrauch genommene Brot lag auf der Bank neben dem Großknecht, und zwar stets auf der flachen Seite (die umgekehrte Lage bedeutete Krankheit für das Haus); der Großknecht hatte die Pflicht, für den ganzen Tisch Brot zu schneiden, und das selbstverständliche Recht, am Schluß

[1]) Gnistern (= knistern) ist wohl von dem Knistern der neben den Bröten liegenden Kohlen auf den ganzen Vorgang übertragen worden (zunächst sagte man de Koehlen gnistert, dann als terminus technicus we moet nu gnistern, schließlich transitiv dat Brôt gnistern). Der mnd. Ausdruck gasseln, der sich auf das Bestreichen des Brotes bezog, ist stellenweise auch noch im Gebrauch, ebenso die Zusammensetzung dat Gassel-brett.

der Mahlzeit ein besonders großes Stück für seine Pferde mitgehen zu heißen.

Die Anzahl der gebackenen Bröte war auf den einzelnen Höfen und zu den verschiedenen Zeiten natürlich nicht dieselbe, schon wegen der verschieden großen Backöfen. Gewöhnlich wurden früher 4 Himten Roggen (= 200 Pfund) jedes Mal verbacken, das nannte man ein Backels;[1]) in diesem Sinne wird das Wort noch heute als Rechnungseinheit gebraucht: so schenkten 1903 einige Bauern abgebrannten Leuten zu Appel (Kirchsp. Hollenstedt) ein „Backels Brot" (d. h. 4 Himten Roggen in natura). Man backte von einem Backels etwa 20 bis 25 grobe Bröte (Grawe Brö, Einheit Grof-brot oder Swatt-brot) aus grobem Roggenmehl (Ruggen-grofmehl). Nur ein Brot wurde von der Frau selbst für die Familie aus feinem Roggenmehl (Ruggen-finmehl), aus dem die Kleie beseitigt worden war, hergestellt; dieses Feinbrot (Finbrot) schob der Bauer zuletzt in den Ofen, da es früher als die übrigen Bröte gar wurde.

Weizen- und überhaupt besseres Gebäck wurde im Hause selten hergestellt. Weizenbrot backte man eigentlich nur bei Hochzeiten. Dagegen war es in der Südheide Sitte, in der Erntezeit flache Bröte aus Roggen- und Weizenmehl (Luffen) zu backen. Die Topfkuchen hießen, wenigstens im Nordwesten, Puffer; man benutzte keine Form, sondern eine Schale und zerschnitt die Kuchen nicht stück-, sondern scheibenweise. Daneben kamen noch, besonders als Festkuchen, die auf Eisenplatten aufgemachten Butterkuchen (Bodder-koken) in Betracht. Im übrigen kaufte man beim Bäcker oder bei der von ihm herumgesandten Stuten-mudder; da gab es größere Semmel (Stuten), die langen, knusperigen Zuckerbröte, die weichen, runden Hedwige (eigentlich heiße Wecken, von heter Weck), die der Berliner Schrippe entsprechenden Rundstücke, die schmalen, länglichen Klöwen, die beim Verkaufen und Essen erst auseinandergerissen (klöwt, eigentlich gespaltet) werden mußten, die quadratischen, reichverzuckerten Maulschellen (Mulschellen) und die Zuckerkrengel (Kringel).

---

[1]) So schon mnd. backels „soviel als man zu einer Zeit backt, in den Ofen schiebt."

An das Backen möge sich eine kurze Darstellung der Milch- und Käsewirtschaft schließen. Das Einseihen der Milch in die Schalen geschah durch ein Seihtuch (Seh-dok), ein Stück ganz losen, selbstgefertigten[1]) Leinens, das um den Milcheimer gelegt und an den Seiten zusammengedreht wurde. Für den Rahm (Rohm) hatte die Hausfrau einen Rahmtopf von der Größe, wie er für ihre Verhältnisse paßte; durchweg wurde nicht so viel gebuttert wie heute, da die Kühe nicht so gut im Stande und Äcker und Wiesen weniger ergiebig waren, ferner große Töpfe des gerngegessenen Schmalzes von den selbstgeschlachteten Schweinen zur Aushilfe bereit standen. Der Rahm wurde mit dem Rohm-lepel abgeschöpft;[2]) von Zeit zu Zeit hieß es dann: we moet ok boddern, de Putt is vull. Im Sommer, wo die Mägde draußen zu tun hatten, besorgte die Frau das Buttern, im Winter mehr die Mädchen. Das vom Küfer gefertigte Butterfaß (Bodder-karrn, mnd. karne = Gefäß, Fig. 30, h, S. 198) wurde aus dem Keller geholt und, nachdem es durch Wasser gekühlt oder (im Winter) angewärmt worden war, der dicke saure Rahm hineingegossen. Nun galt es, die Butterstange (Bodder-sticken, Fig. 30, i) mit ihrer durchlöcherten, die Buttermilch durchlassenden runden Scheibe auf und nieder zu bewegen. Spritzte es durch den Deckel, so wurde ein leinenes Tuch um diesen gelegt. Etwa nach einer Viertelstunde zeigten sich die ersten Butterteilchen um die Butterstange: dat boddert all!

War die Butter fertig, so wurde zunächst die Buttermulde (Bodder-mull) gekühlt, dann der Deckel des Butterfasses schräg gesetzt und alles, was an Butterstückchen an ihm saß, mit dem kalten Wasser der Mulde in das Faß gespült. Nach dem Herausheben des Stickens tat man die Butterstücke in die Mulde und

[1]) Seltener kaufte man sogenanntes russisches Leinen zu dem Zweck. Heute handeln die Kaufleute mit fertigen Seihtüchern, die zum zweiten Durchseihen, also nach dem Durchgeben durch den modernen Siebeimer, benutzt werden.

[2]) Das Abnehmen des Rahmes hieß röhmen; de Melk röhmt flecht (oder dat r. s.) = die Rahmbildung geht ungenügend vor sich. Ein derbes Sprüchwort sagte: De mit'n Mund röhmt, de mit'n O. boddert, d. h. wer den süßen Rahm austrinkt oder den sauren zur Bereitung der Speisen verwendet, hat nichts mehr, womit er buttern kann.

füllte auch die kleinen, noch auf der Buttermilch schwimmenden Stückchen ab. Dies Abfüllen geschah mit dem hölzernen Butterlöffel (Bodder-slef), der auch bei der erwähnten Abspülung der Deckelstückchen Verwendung fand. Etwa dreimaliges Waschen mit kaltem Wasser und Durchkneten mit dem Butterlöffel beseitigte den Rest der Buttermilch. War die Butter gesalzen und durchgeknetet, so wurde sie bis zum folgenden Tage in den Keller gestellt. Dann beseitigte ein nochmaliges Durchkneten die Salzlake, und nun konnte die Butter auf dem Butterteller aufgemacht (up't Bodder-fatt kregen) werden. Wer viel Butter hatte, schlug auch wohl für längere Aufbewahrung einige Pfund in einen Steintopf. Der feststehende Preis für ein Pfund Butter betrug 8 Schilling, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vielfach nur einen Doppelschilling ($12^1/_2$ Pfennig). Das Butterfaß kam, wenn es ausgespült und mit der Heidbürste geschruppt worden war, für einen Tag über den Zaun und dann wieder in den Keller.

Von der Verwendung der Dick- und der Buttermilch ist schon gesprochen worden (S. 225). In manchen Häusern wurde ein Teil der dicken Milch auch abgekäst, d. h. warm gestellt, um Wasser und Milch zu scheiden. War durch einen Durchschlag das letzte Wasser beseitigt, so tat man den Käse in eine Schale und setzte Salz und Kümmel zu, auch süße Milch, wenn die Masse noch zu dick war. Das Ganze wurde tüchtig durchgerührt und als Käsebutter (Kesbodder, vgl. mnd. kesebotter „eine Art Schmierkäse von getrockneter, saurer Milch, auch pot-kese") statt der Butter auf das Brot gestrichen.[1])

Die große Bedeutung der Milchwirtschaft für das Leben der Landbevölkerung macht begreiflich, daß dieses Gebiet mehrfach zum bildlichen Schmuck der Sprache beigesteuert und auch den Sprüchwörterschatz bereichert hat. He is afmelkt, sagt man von einem, bei dem nichts mehr zu holen ist. Um das Buttern ist es bekanntlich ein eigen Ding; man hängt dabei vom Wetter und anderen Zufälligkeiten ab, und so ist es zum Bild des glücklichen Erfolges geworden: bi den hett dat bodbert = der hat Glück gehabt.

---

[1]) Der richtige Kümmelkäse war wenigstens in den schlichteren bäuerlichen Haushaltungen noch unbekannt.

Der Mürriſche, Verdrießliche makt en Geſicht as ſure Bodder-melk. Vom trägen Töffel heißt es: Wenn't Boddermelk regent, kihrt he ſin Näpp (Napf) üm,[1]) von dem ſich übereifrig Vordrängenden: He is de irſte Mann an't Bodder-fatt. Der Verlegene, klein Beigebende ſteht da as Bodder an de Sünn.

Die Geſundheitspflege vollzog ſich auf dem flachen Lande vorwiegend noch im Rahmen alter Volksüberlieferung und lag begreiflicherweiſe beſonders in den Händen der Frauen. Höchſtens größere Kirchdörfer (Flecken) hatten vereinzelt bereits einen Arzt, die kleineren hier und da einen ausgedienten Fild-ſcher (Feldſcherer), der zur Ader ließ, Schröpfköpfe ſetzte, Zähne zog, aber gewöhnlich nur bei bedenklichen Krankheiten, wie der Halsbräune (Hals-brei), gerufen wurde.

Für beſonders gefährlich hielt und hält das Volk das 7., 14., 21. und ſo jedes weitere ſiebente Lebensjahr; alle ſoewen Johr ännert ſik de Natur. Beſonders der Beginn der ſehr gefürchteten Bruſtkrankheiten[2]) fällt in dieſe kritiſchen Jahre, und der Verdacht verſtärkt ſich bei trockenem Huſten, wenn der Menſch aufhört, „feucht" zu ſein;[3]) hol Di fuchdig iſt geradezu zum Abſchiedsgruß geworden (halt Dich geſund); offenbar haben wir hier ein Nachbleibſel jener alten Auffaſſung, die in dem Menſchen eine gewiſſe natürliche, lebenerhaltende und das Temperament beſtimmende Feuchtigkeit annahm.[4]) Gegen ſchwache Bruſt half außer ausgebratenem Hundefett eine Roggenbreikur. In einen kleinen, dreifüßigen Stieltopf (Stert-putt) wurden einige Löffel groben Roggenmehles getan und mit kaltem Waſſer angerührt. Darauf goß man kochendes Waſſer, und nun brodelte der auf glühenden Torfkohlen ſtehende Brei langſam unter beſtändigem Rühren gar. Der bräunliche Brei

---

[1]) Daneben aber auch, an die durch Goethe geläufige Faſſung anklingend: Wenn't Bre regent, hett he kenen Lepel.

[2]) So ſagt man auch, wenn man ausdrücken will, daß man etwas durchaus nicht vertragen kann: dat kann ik in de Boſt nich verdregen.

[3]) So auch bei dem Weſtfalen Karl Prümer (Dähnhardt I 142): Dat ſchad nix, ſo lange Du noch ſpiggſt, büſt Du noch fucht.

[4]) Vgl. die Wörterbücher unter feucht, Feuchte, Feuchtigkeit.

mußte mit der darüber gegossenen frischen Milch unmittelbar aus dem Topfe gegessen werden. Daneben kam als Mittel gegen Hals- und Brustleiden der Flieder (Flêder, Flidder, auch Elhurn, sambucus) in Betracht. Von den getrockneten Blüten wurde Tee,[1]) aus dem Saft der Beeren (Fleder-saft) Mus oder mit Zucker und kochendem Wasser Grog bereitet. Die Blumen pflückte man um Johannis, trocknete sie, auf Bindfaden gezogen, auf der Sonnenseite des Hauses und hängte sie zum Nachtrocknen auf den Dönzenboen; zuletzt wurden sie in einen Beutel gesteckt, der ebendort neben anderen Kräutern seinen Platz fand.

Durch Erkältung verursachte Anschwellungen faßte man als ein Anwachsen, Festwachsen der betreffenden Stelle auf; he is anwossen, lautete der Ausdruck. Bei Halsschwellungen wurde Bungeltee (vom Ehrenpreis, = mnd. punge?) gegeben; die Pflanze war im Johannismonat zu pflücken. Die Anschwellung des Zäpfchens (Hûk) wurde als ein Versinken oder Niederschießen des Gliedes aufgefaßt (de Huk is mi dalschaten, dalsackt, versackt), eine richtige Beobachtung, da die mit der Schwellung oft verbundenen Schluckbeschwerden durch die Verlängerung des Zäpfchens hervorgerufen werden. Man ging dann zu einer Frau, die sich mit derartigen Dingen abgab, und ließ sich de Huk uptehn. Dieses mit kleineren Abweichungen weithin über Niederdeutschland und Holland verbreitete[2]) Aufziehen geschah in der Heide so: Die Frau zog dreimal drei gewisse Haare des Wirbels (in 'n Dwardel); wenn es beim dritten Male knackte oder klappte, war de Huk wedder hoch. Andernfalls mußte der Vorgang jeden dritten Tag wiederholt werden. Gegen Anwachsung des Rückens, wenn zwischen den Schulterblättern erbsengroße Klümpchen zu fühlen waren, wurden Einreibungen mit Fett oder Schmalz angewendet, ebenso gegen das oft damit verbundene Hattspann, die Schwellung und Spannung der Herz- und Magengegend; auch legte man weichgezupfte und angewärmte weiße Schafwolle auf Herz und Rücken.

Dem Magen wird besondere Bedeutung für die Gesundheit

[1]) Daher die Bezeichnung Tee-blomen für die Fliederblüten. Auch trank man von Zeit zu Zeit, ohne krank zu sein, lediglich zum Schweißtreiben, Fliedertee (mit Milch).

[2]) Vgl. Korr. 22, 44. 57. 61.

beigelegt. Ausdrücke wie he hett en bannigen Magen, he hett en Magen as en Perd oder as en Slachterhund bezeichnen überhaupt die denkbar beste Gesundheit. Als stopfende Mittel verwandte man bei Menschen und Schweinen den Tee der Schafgarbe (Röllken)[1]) und des Katzenpfötchens (rode oder ruge Heinerich, ruge Jungens,[2]) grise Katten, Stopp-ors, Gnaphalium dioicum L.). Der Tee der zuletzt genannten Pflanze (kurz griser Tee) wirkte auch bei Mastdarmaustritt kleiner Kinder; sie mußte um Bartholomäi (24. August) gepflückt werden. Auch der gegen Magenschmerzen getrunkene Wermut (Wörm, Wörmk) soll in der Frühe des Bartholomäustages geschnitten werden. Ein geschätztes Mittel gegen Kolik bei Menschen, Pferden und Kühen war der Tee des Rainfarn (Rain-fan, mnd. reine-vane), gegen schneidendes Wasser der Tee der Glockenblume.

Bei Masern (Masseln) wurde als schweißtreibendes Mittel Schafmist, der durch einen leinenen Lappen ausgepreßt war, dem Kranken ohne sein Vorwissen in gekochter Milch gereicht. Das Wasser, mit dem das geschlachtete Schwein abgebrüht worden ist (Brüh-water), heilt, so lange es noch heiß ist, hineingehaltene Frosthände. Nüchterner Speichel beseitigt Hühneraugen (Kraihnogen). Gegen Augenleiden wurde außer dem Osterwasser (S. 38) der Saft der Birke angewendet.

Der von einem tollen Hund Gebissene aß von der noch heute weithin verschickten Tollhundsbutter (Dullhunns-bodder) der Goldbecker Mühle (jenseit der lüneburg-stadischen Grenze). Nach Sonnenuntergang am 23. Juni, am Vorabend des heilkräftigen Johannistages, wird der aus dem ganzen Dorf zusammengeholte saure Rahm von einer Reihe Mädchen auf dem Flett der Mühle gebuttert. Um 12 Uhr nachts muß die Butter fertig sein. Nach dem Kneten wird sie in einem großen Kessel den ganzen 24. Juni bis Mitternacht gekocht. Zu der kochenden Butter kommen zweierlei frischgepflückte Kräuter, von denen das eine Tausendgüldenkraut

[1]) Andere tranken Röllkentee bei Brustleiden, noch andere gebrauchten ihn als Universalmittel (he wür allerwegen got för).

[2]) Unter einem rugen Jungen versteht man eigentlich einen durchtriebenen Schlingel, einen „ruppigen" Jungen, wie der Berliner sagt. Hier bezieht sich der Ausdruck ebenso wie die grisen Katten auf die Samen.

(Dullhunns-krut) sein soll; dieses gedeiht üppig im Garten der Mühle selbst und wächst fast zum Fenster hinein, während das zweite ein kleines Beet des Gartens füllt und dort sorgfältig gehütet und gepflegt wird. Schließlich wird die Butter, die durch die entzwei kochenden Kräuter ein grünes Aussehen erhalten hat, in Steintöpfe getan und im Keller verwahrt. Der Sage nach sind zu der Zeit, da es noch keine Wirtshäuser gab, eines Tages zwei Männer durch die Gegend gekommen. Sie treten zu dem Müller, der auf dem Felde arbeitet, und fragen, wo sie wohl zu essen bekämen. Da ladet der Müller sie in sein Haus und speist und beherbergt sie. Auf ihre Frage, was sie schuldig seien, antwortet der Müller: nichts. Da haben ihn die beiden Männer, die in Wirklichkeit Engel waren, aus Dankbarkeit das Mittel gelehrt und hinzugesetzt, es solle an der Goldbecker Mühle bleiben, so lang' as de Hahn kreiht un de Wind weiht.[1])

Im großen Umfang wurden sympathetische Kuren angewendet. Der Hexenglaube war noch lebendig, und man glaubt hier und da auch heute noch an Hexen; ich entsinne mich noch deutlich, wie in der Mitte der siebziger Jahre sich eines Tages wie ein Lauffeuer in meinem Heimatsort das Gerücht verbreitete, in einem bestimmten Garten habe sich eine Hexe gezeigt. Glaubte nun der Bauer, daß das Vieh behext wäre, so wurde ein pulverartiges Mittel aus der Bendestorfer Mühle bei Hittfeld geholt. Man streute es auf eine Schaufel voll glühender Torfkohlen und beräucherte das Tier. Dann tat man ein Beutelchen, vermutlich auch mit Pulver gefüllt, in den Lagebalken der Stalltür, nachdem vorher ein Stückchen Holz herausgemeißelt war, und keilte das Loch wieder zu. Nach einigen Tagen war der Schaden beseitigt. Auch kleinen Kindern, die infolge eines bösen Blickes oder aus anderen Gründen nicht gedeihen wollten, half dieselbe Mühle.

Auch die frühere Papiermühle zu Starsbeck (Kirchspiel Hollenstedt) war im dauernden Besitz eines Mittels, dem weit und breit

[1]) Die hier gemachten Mitteilungen entstammen mündlicher Auskunft. Vgl. auch Niederf. 8, 123 und die dort genannte ältere Literatur über den Gegenstand. Der obige Reim ist übrigens eine schon sehr alte Formel, vergl. Brem. Wb. V 164.

eine Heilwirkung bei Fallsucht zugeschrieben wurde. Am Johannistage[1]) gesammelter Bärlappsamen (vgl. S. 9) wurde mit abgeschabten Teilchen einer Elentierklaue, einigen Körnern Erbsilbers und drei Körnchen Salz vermengt und das Ganze als Pulver eingenommen. Der Preis des Mittels (acht Schilling) stand fest; zwei Nonnen sollen es in alter Zeit der Mühle zum Geschenk gemacht haben. Erbsilber wird noch heute als heilkräftig angesehen; Fallsüchtige bitten in den Häusern darum und lassen sich aus ihm ein Kreuz anfertigen.

Beim Besprechen der Rose, das dreimal geschehen mußte, war Stille erforderlich; nur die Frau flüsterte, kreuzweise mit einem Messer über die Stelle streichend, einige Worte. Geld wurde von ihr nicht genommen, ein nachträgliches Geschenk aber nicht zurückgewiesen.

Auch Feuer und Blut wurden besprochen. So hieß es in Moisburg:

Feuer, ich gebiete dir,
Daß du sollst stille stehn
Und nicht weiter gehn.

Selbst ein Prediger, der Träger eines bekannten hannoverschen Namens, stand bei seiner Gemeinde in dem Ruf, das Feuer besprechen zu können. Augenzeugen haben mir erzählt, sie hätten ihn wiederholt beobachtet, wie er, die Besprechung murmelnd, das brennende Feuer umschritten hätte. Das Blut wurde auch durch Zunder oder Spinngewebe gestillt; auch ließ man, wenn es nicht stehen wollte, einige Tropfen auf einen kleinen Keil lecken und schlug diesen in die Wand. Ein Tropfen Blut, in einer Frucht von jemand ohne sein Wissen genossen, hatte nach einem im Kirchspiel Moisburg herrschenden Glauben zur Folge, daß dieser dem anderen, von dem das Blut stammte, auf Schritt und Tritt folgen mußte.

Mit dem früher erwähnten Glauben von der Übertragbarkeit einer Krankheit auf einen Baum oder Strauch (S. 8 u. Anm. 2) berührt sich die noch heute nicht ganz ausgestorbene Sitte,[2]) daß

[1]) Man vgl. die mnd. Bezeichnung der Fallsucht als St. Johannis ovel.

[2]) Beispielsweise lebt sie noch in Regesbostel (Kirchspiel Hollenstedt).

Gichtkranke am Johannismorgen vor Sonnenaufgang einen Strauch schwarzer Johannisbeeren (Jicht-beren) pflanzten; nur erfolgte hier die Heilung nicht beim Ausgehen, sondern beim Angehen des Strauches.

Eigentümlich ist der Glaube, daß das Nesselfieber aufhört, wenn der Kranke die Hühner durch sein Hemd füttert. Einen vom kalten Fieber Befallenen entreißt man den Unnererdschen (schon mnd. de undererdischen die Zwerge, Gnomen), indem man den Frost afschriwen[1]) läßt. Der Schreiber schreibt in drei Nächten an einsamer Stätte Namen, Geburtsort und Geburtsjahr des Kranken nieder; in Frage kommen nur die drei Nächte, die zwischen zwei „Tagen" liegen, also die zwischen Sonntag und Montag, zwischen Montag und Dienstag und zwischen Donnerstag und Freitag. Warzen und blinde Beulen, auch Magenkrämpfe verschwinden, sobald man mit einer Totenhand darüber streicht; Warzen entstehen, wenn man die Warzen eines anderen zählt. Gegen Warzen und sonstige Auswüchse, z. B. am Ohr, erwies sich auch das Regenwasser, das sich in den Höhlungen großer Feldsteine sammelte, als heilkräftig; man mußte es nach einem Regen mit der hohlen Hand schöpfen und über die Stelle streichen und zwar an drei Tagen. Oder man bestrich die Warzen mit einer Speckschwarte und warf diese unter eine Dachtraufe; mit der Schwarte vergingen die Warzen. Im Kirchspiel Moisburg sah man den zunehmenden Mond an und sprach, indem man dreimal kreuzweise über die Warzen strich:

Wat ik anseh, dat gewinn',
Wat ik wasch, dat verswinn',

oder man kniff die Warzen mit dem Finger ab und sprach:

Wat ik knip, vergeiht,
Un wat ik seh, dat bliwt.

Rückwärts über den Kopf geworfene Zähne wachsen bald wieder. Ausgekämmte Haare soll man nicht aus dem Fenster werfen, denn sobald die Vögel sie forttragen, geht dem Betreffenden das Haar aus. Hat eine Kuh das laufende Feuer (dat lôpen Für), wobei

[1]) So in der Gegend der Raubkammer, nach Benecke in der mehrfach angeführten Aufsatzreihe (Lün. Anz. 10. 11. 04).

die Panze wie eine Trommel aufſchwillt, ſo wird ihr ein Strohſeil in das Maul gelegt und im Nacken zuſammengebunden.[1]) Kühen, beſonders Stärken, die gekalbt haben, legt man ſtillſchweigend einen Bindfaden um Bauch und Rücken und läßt ihn ſitzen; dann verhält ſich die Kuh beim Melken vollkommen ruhig und ſchlägt nicht aus. Sollen die Kühe bei Tage kalben, ſo muß man ſie zuletzt an einem Sonntag melken. Kocht die Milch ins Feuer über, ſo droht Gefahr, daß die Kühe die Milch verlieren; dem wird vorgebeugt, wenn man ſtillſchweigend etwas Salz, das nach uraltem Glauben jedem Zauber wehrt, ins Feuer wirft. Der Mahr (dat Unhür),[2]) der durchs Schlüſſelloch kommt, kann dem Menſchen nichts anhaben, wenn die Schuhe ſo vor dem Bett ſtehen, daß dem Mahr die Spitzen zugewandt ſind. Die Pferde dürfen nie im Schweineſtall oder überhaupt auf Schweinemiſt ſtehen, ſonſt reitet ſie der Mahr und flicht ihnen das Haar ein, daß es „kraus durcheinander" iſt.[3])

Die Fähigkeit der Hellſeherei geht auf denjenigen über, der einem Spök-kieker im Augenblicke eines Vörlats über die Schulter ſieht.[4]) Auch Hunde beſitzen nach dem Glauben des Volkes dieſe Fähigkeit; ſo ſetzen ſie ſich, wenn ſie einen Leichenzug vorausſehen, nieder und beginnen zu heulen; wer einem Hund in einem ſolchen Augenblick durch die Ohren blickt, wird ebenfalls zum Hellſeher. Der Glaube an Vorgeſichte iſt bei Männern und Frauen gleich verbreitet. Die Hellſeher ſehen oder hören das Bevorſtehende entweder ſelbſt (einen Toten im Sarge, einen Leichenzug, ein brennendes Haus oder Dorf, eine mit Kiſtenwagen angefüllte Diele, das

---

[1]) Man kann zweifeln, ob das Mittel als ein ſympathetiſches zu betrachten iſt; durch das dauernd geöffnete Maul ſollen nämlich die Darmgaſe verhältnismäßig leicht entweichen und damit Erleichterung und Geneſung eintreten.

[2]) Vgl. mnd. de un(ge)huren die böſen Geiſter, Unholden, ſpôkungehure Spukungeheuer.

[3]) Der Ausdruck Weichſelzopf iſt nicht bekannt; in mnd. Zeit ſagte man elf-klatte (Albenzopf); das Brem. Wb. IV 749 hat die Bezeichnung Sellken-ſteert, vermutlich Seelchen-zopf, wie ich in meinen Beiträgen S. 15f. nachzuweiſen verſucht habe.

[4]) Vgl. auch Germania 37, 117f.

Läuten der Sturmglocke) oder ein Zeichen: Ein Licht[1]) zeigt sich in der Ferne (dor hett en Licht gahn), ein Anzeichen, daß an der Stelle ein Unglück geschehen wird. Der Tischler hört in der Werkstatt nachts die Sägen klingen oder die Haustür gehen, jemand die Treppe hinaufschleichen und oben zwischen dem Sargholz suchen: am anderen Morgen wird jemand kommen und einen Sarg bestellen. [Die Symbolik, die sich an manche Vorzeichen knüpft, etwa an den bekleideten Zaun und den hinausfahrenden Düngerwagen in den Zwölften, das beim ersten Axthieb aus dem Balken springende Feuer, das Spinngewebe[2]) (S. 44, 186, 156), ist sinnreich, und mit dem Grübelsinn, der alle möglichen Geschehnisse als göttliche Vorausverkündigungen betrachtet, paart sich ein gutes Stück dichterischer Anschauung. — Ein Vörlat, das frühmorgens sich zeigt, geht bald in Erfüllung, ein gegen Abend gesehenes erst später. Ein angekündigtes Unglück glaubt man unter Umständen durch kirchliche Fürbitte abwenden zu können; so wird noch heute in der Hollenstedter Kirche jeden Sonntag um Beschützung der Dorfschaft Everstorf vor Feuersgefahr gebetet; vor Zeiten hat jemand den Ort im Feuer stehen sehen, da sind die geängstigten Bauern um jene stehende Fürbitte eingekommen und lassen sich die Sache sogar jährlich eine Anzahl Fuder Torf kosten. Auch ein Hofbesitzer im benachbarten Halvesbostel, dem ein Vörlat sein Haus im Feuer gezeigt hatte, ließ für ein halbes Fuder Holz jährlich an jedem Sonntag für sich beten; als aber eines Tages sein Backhaus Feuer gefangen hatte, wollte er nicht mehr.

---

[1]) Von einem derartigen Licht (Jrd-licht Erdlicht) sind die Jrrlichter (mnd. irren = hindern, stören, auch Glümm-lichter genannt) wohl zu unterscheiden. Diese setzen sich in moorigen Gegenden auf die Augenwimpern und hindern am Sehen; je mehr man scheuert, je mehr werden ihrer. Auch auf den Mähnen der Pferde zeigen sie sich. Sie verschwinden an windigen Stellen, auch bei scharfem Atmen und, wie ein Bauer behauptete, bei kräftigem Fluchen.

[2]) Auch der Glaube, daß, wenn sich jemand unversehens mit Fett begießt, dieses ein großes Glück bedeutet, geht wohl auf die alte figürliche Bedeutung „reich", die neben anderen Bedeutungen dem mnd. vet eigentümlich war, zurück. Der Glaube, daß viele Haselnüsse in einem Jahr viele Zwillingskinder bedeuten, erklärt sich daraus, daß gewöhnlich zwei Haselnüsse zusammensitzen.

Wir gingen von der Gesundheitspflege aus, haben aber im Laufe dieses Kapitels den festen Boden der bäuerlichen Wirtschaft und der Pflichten, die sie besonders an die Frau stellte, etwas unter den Füßen verloren. Die Hausfrau hatte für Menschen und Tiere zu sorgen; ihr unterstand auch das Volk der Hühner und der Gänse. Die Hühner, etwa 70—80 auf einem Hofe, hatten früher über den Viehställen ihren Platz (S. 212); erst allmählich legte man, gewöhnlich in der Nähe der Großen Tür, einen besonderen Hühnerstall (Höhner-kawen) an. Die Küken unter dem Kükenkorb erhielten von der Frau eigenhändig im Napfe Buchweizengrütze und dicke Milch, später Brotkrumen, Kartoffeln und Gras. Um den Hühnerschnupfen (Pipp) zu beseitigen, gab man dem Tier einige Pfefferkörner in Butter ein. Oder man ließ die kleine Haut unter der Zunge abschaben und die vergrößerte Drüse am Schwanz abschneiden: beides wurde in ungesalzene Butter getan und dem Huhn zu fressen gegeben. — Das Huhn spielt auch im Aberglauben eine Rolle: wenn der Hahn besonders früh kräht, so stirbt in wenigen Tagen eine Henne; wenn ein Huhn einen Strohhalm auf dem Schwanze trägt, so stirbt in wenigen Tagen eine Henne, oder es giebt bald Trauer in der Familie. Sonderbarerweise pflegt man jede Art von Aberglauben als Höhner-glowen[1]) zu bezeichnen; der Ungläubige drückt sich dann gern so aus: Dat is 'n Höhnerglowen, dor hett de Hahn nix von afkregen. Im Mittelalter nannte man einen falschen Glauben einen kukukes-love, nach dem Kuckuck, dem Symbol des Teufels; was meint aber der „Hühnerglaube?" Sollte nicht volkstümliche Umdeutung eines älteren „Hünenglaube" (= heidnischer Glaube) vorliegen? Um so durchsichtiger ist der Beitrag, den das Huhn zum heimischen Sprüchwörterschatz geliefert hat: Höhner kleiht achterut (hintenaus) sagt man von Leuten, die ihr Geld auf die Straße werfen.

Zwölf alte Gänse pflegte die Bäuerin durch den Winter zu füttern.[2]) Von diesen wurden 6 gesetzt, jede bekam 14 Eier unter.

---

[1]) So auch der Hamburger Heinrich Jürs (bei Regenhardt 141): Dat's Heunergloben.

[2]) Eine Verjüngung dieses Bestandes erzielte man dadurch, daß ab und zu diese und jene alte Gans zu den Mastgänsen (Mêst-gös) getan und die Lücken durch jüngere Gänse ausgefüllt wurden.

Die Gössel wurden früh von den kleinen Mädchen in den Grashof oder auf den Anger getrieben, später, soweit sie nicht zum Verkauf kamen, mit den alten Gänsen zusammen aufgezogen. Das Hüten der Gänse erfolgte immer nur hof-, nicht dorfweise. Hatte man frühe Gössel, so konnten sie gegen Johannis zum ersten Mal gepflückt werden, zum zweiten Mal gegen Michaelis, zuletzt nach dem Schlachten, also um Martini. Durch eifriges Füttern brachten Frauen es bei alten Gänsen nicht selten zu einem fünfmaligen Pflücken; etwa im Anfang Mai, wenn die Gänse „abgelegt" (aflegt), d. h. mit dem Eierlegen aufgehört hatten, wurde bei ihnen mit dem Pflücken begonnen. Das Pflücken bei lebendigem Leibe war eine schwere Arbeit; erst von 4 Gänsen erhielt man ein Pfund Federn und Daunen. Die von den lebenden Gänsen gewonnenen und für wertvoller geltenden Federn (S. 170) wurden in besonderen Säcken auf dem Dönzen-boen aufbewahrt. Zum Schlachten der Gänse und dem darauf folgenden Pflücken lud die Frau die Verwandten ein und bewirtete sie, de Gös-plückers, in angemessener Weise. Fünf bestimmte Federn unter jedem Flügel, die sogenannten Strit-feddern, durften in kein Bett gestopft werden, wenn nicht ein Streit entstehen sollte.

Auch andere Pfleglinge stellten sich ein, vom Herrenhofe. Die Herrschaft des Gutsherrn lastete schwer. Die Höfner hatten wöchentlich bestimmte Spann-, die kleineren Besitzer Handdienste zu leisten. Dem Adligen gehörte der Zehnte von allem Getreide, und kein Fuder durfte eingefahren werden, bevor jener den Zehnten genommen (tegt) hatte. Dazu kamen in dem Meiervertrage näher festgesetzte Geldabgaben und allerlei Einschränkungen: so durfte der Bauer keinen Baum ohne Genehmigung hauen, und für den gefällten, mochte er „beindick oder armdünn" sein, war eine Abgabe[1]) zu zahlen. Auch die Frau bekam die Last der Hörigkeit teilweise persönlich zu fühlen. Junge Kapaune wurden ihr vom Gute ins Haus geschickt, die fett zurückzuliefern waren. Auf manchen Höfen in der näheren Umgebung des Gutshofes ruhte die Verpflichtung, die Jagdhunde zu füttern; oft bekamen sie ihr Recht, aber in Abwesenheit des Dieners wurden sie auch wohl von den erbitterten

[1]) z. B. für die Eiche 36 Schilling.

Leuten hungrig oder halbsatt mit der Peitsche vom Hofe gejagt. Eins der Hühner war als Rôk-hôhn (mnd. rôk-hôn) von jedem Besitzer eines „eigenen Rauches", einer eigenen Herdstelle, abzuliefern. Das persönliche Verhältnis zwischen Adligen und Bauern war sehr verschieden: stellenweise haben Adlige in übermütiger Laune sogar um die Abgaben und Ländereien ihrer Meier, ja um diese selbst gespielt, andererseits zeugen alte Briefschaften, wie man sie hier und da in den Häusern aufbewahrt, von einem durch Menschenalter fortgepflanzten, im guten Sinne patriarchalischen Verhältnis.

Der Erlös für die Hühner- und Gänseeier, die Küken und Gössel,[1]) auch die Butter blieb in den Händen der Frau. Es war ihr Haushaltsgeld, mit dem sie allerlei Bedürfnisse der Wirtschaft bestritt. Der Mann, der jene Dinge kaufte, hieß der Kiepenbauer (Kiepen-bur, Kiepen-kirdel). Die hohe Kiepe auf dem Rücken, einen langen, unten mit Eisenhaken und -spitze versehenen Schaft (Pêk) in der Hand, zogen die Kiepenbauern von Haus zu Haus und verkauften dann ihre Sachen in Hamburg; nach dem Zollanschluß Hamburgs brachten sie vielfach Haushaltsbedürfnisse aus Hamburg mit und bezahlten den Frauen zum Teil mit diesen, wodurch sie den ländlichen Kaufleuten mancherlei Abbruch taten. Sie waren die vergnügtesten Leute der Gegend, und „lustig" ('n lustigen Kiepenbur) war ihr stehendes Beiwort. Noch heute heißt eine grüne, länglich-runde Branntweinflasche, die 3—4 Liter faßt, ein Kiepenkirdels-buddel. Besonders ausgelassen ging es auf dem Rückwege zu, den die Kiepenträger einer Gegend, die Tasche mit dem „guten" Hamburger Gelde[2]) gefüllt, zu ihrer Sicherheit immer gemeinsam (up'n Köppel, haufenweise) zurücklegten; der ehrwürdige Karlstein beim Forsthaus Rosengarten im Stuvenwalde weiß von ihren Tänzen um die Kiepen und ihren Gelagen manch lustiges Stück zu erzählen.

---

[1]) Für 50—60 Hühnereier, im Winter etwa für 40, wurde 1 Mk. gezahlt. Der Durchschnittspreis eines Kükens betrug 1 Groschen, der eines Gössels 1 Mk.; an Gösseln verkaufte manche Frau jährlich 50—60 Stück.

[2]) Das Hamburger Geld hieß dat gode Gild, da der Taler dort 40 Schilling, im Hannoverschen aber 48 Schilling hatte, also 5 Taler Hamburger Geld 6 Talern in hannoverschem Gelde entsprachen.

Auch andere Männer kamen von Zeit zu Zeit ins Haus. Der Siebmacher und seine Frau fragten an, ob etwas zu flicken sei; da gab es oft Zank und Streit, das Schelten der Siebmacherin war geradezu sprüchwörtlich (se schimpt as en Sewenbinnersch). Der Viehhändler schloß einen Handel ab; vel Glück mit de Koh und vel Glück mit dat Gild hieß es dann von hüben und drüben, indem ein Handschlag den Kauf besiegelte und die Großmagd sich auf die 4 Schilling Trinkgeld (Stirt-gild)[1]) freute. Ein wandernder Handwerksbursche (Reisender) erschien bettelnd auf der Schwelle. Der Schneider nnd die Schneiderin wurden für eine längere Zeit auf Tagelohn ins Haus genommen; ebenso der Schuster und sein Geselle, um aus den vom Bauer selbst gelieferten Kuh- und Pferdehäuten das Fußzeug für Familie und Gesinde herzustellen. Der auf die Dörfer gehende einheimische Kaufmann und der mit seinen Sachen das ganze Land bereisende fremde Händler sprachen vor. Der Kaufmann pflegte als langjähriger Bekannter Vertrauen zu genießen; er mußte bei Krankheitsfällen in der Familie und über die verschriebene Arznei, die der Landmann ebenfalls Ware (Wor, auch Dokter-wor) nannte, sein Urteil abgeben, er wurde als Vertrauensmann bei den verschiedensten Angelegenheiten zugezogen. Weniger freundlich dachte das Volk über die fremden Händler: es kam immer wieder vor, daß Frauen hinter dem Rücken ihrer Männer mit ihnen überflüssige und wenig vorteilhafte Geschäfte machten und für die verhältnismäßig wertlosen Sachen allerlei Wirtschaftserzeugnisse, Butter, Eier und Rauchfleisch, daneben auch bares Geld leichtfertig hingaben. Die Bevölkerung nannte das kütbüten (mnd. kuten und buten = tauschen, wechseln, Mi kütbüten Durchstecherei treiben, Kütbüteri Betrügerei); se kütbüt't sik noch von Hus un Hof. Auch als kunkeln wurde dieses heimliche Handeln der Frauen bezeichnet; damit hängt wieder Kunkel-tasch und Kunkel-fiek (Geheimniskrämerin) und Kunkelitschen (Durchstechereien)[2]) zusammen.

---

[1]) Ähnlich erhielt der Großknecht beim Verkauf eines Pferdes ein Halftergeld (Halter-gild).

[2]) Unser „Kinkerlitzen". Ich habe diese Deutung in meinen Beiträgen S. 22 gegeben und dort ausführlich begründet.

Bei der Bewillkommnung männlicher Gäste spielte der Branntwein (Koem, mnd. komen, eigentlich Kümmel) die Hauptrolle. „We wüllt irst en Lütten nehmen." Der Bauer trank einen Schnaps vor und schenkte dann dem Gaste ein. Trank man herum, so schenkte der Bauer zunächst sich ein und trank, dann schob er mit dem neugefüllten Glas die Flasche (den Buddel) dem Zweiten hin, dieser schenkte für den Folgenden ein und so fort. Ein Besuch kündigt sich oft durch einen am Boden liegenden Strohhalm an; ist eine Ähre daran, so deutet dieses auf männlichen Besuch,[1]) der bloße Halm auf weiblichen. Auch eine beim Niederfallen im Boden stecken bleibende Feder weist auf Besuch hin.

Will sich jemand mit einem anderen aus derselben Schale waschen, so spuckt er in das Wasser, da er sonst einen Streit bekommen würde. Bei der großen Hauswäsche brauchte man das weniger zu besorgen, da war alles zu launigen Scherzen aufgelegt. Du kriegst en versapenen Kirdel, rief man dem Mädchen zu, das sich beim Waschen „bepladderte", und, wagte ein Vorbeigehender den neckenden Zuruf „Drögwaschers!" (Trockenwäscherinnen), so bespritzten ihn die Geneckten und schlugen ihm zum Gegenbeweis die nassen Wäschestücke um die Ohren. In einer Hinsicht waren sie eigensinnig. Sie wollten die Hemden während der Wäsche nicht gern auf die unrechte Seite ziehen, sondern pflegten sie gleich umgezogen einzustecken. Ik will anner Lü' ehr Unglück nich an mi hemm'n, lautete die Begründung.

Die schon am Tage vorher in kaltes Wasser gesteckte Wäsche wurde zunächst ausgewrungen und etwa eine halbe Stunde im großen Kessel in einer Buchenlauge gekocht. In jedem Hause sammelte man zu diesem Zwecke die Buchenasche in einer Tonne; auch Eichenasche fand hier und da Verwendung. Dann wusch und stieß man die Stücke mit der Hand in der Balje, bei größeren Schmutzstellen half grüne Seife nach. Nunmehr wurde die Wäsche in einen Zuber (Tubben) geschüttet und ein Kessel voll kochenden Wassers (Brenn-water) darüber gegossen. Nach einiger Zeit

[1]) So in Hittfeld. Man sagt dort, es käme ein „Kerl mit einem Hute" (die Ähre ist das Vörlat des Hutes).

wurde die Wäsche ausgewrungen und konnte nun zum Spülen und „Büken" nach dem Dorfteiche geschoben werden. Während sie unter dem „Brennwasser" stand, wurden Strümpfe, Schürzen und Shirtingjacken in dem schmutzigen Seifenwasser gewaschen, später in dem gebrauchten Brennwasser nachgewaschen, dann gespült und über die Reckstangen (Ricken) oder die Hecke (den Hagen) gehängt.

Der Dorfteich bildete bei seinem Ausfluß einen kleinen Wasserfall; neben diesem stand eine Bank. Man legte nun das Zeug unter das herabfallende Wasser[1]) und ließ es sich vollsaugen. Dann wurde Stück für Stück auf der Bank ausgebreitet und „gebükt",[2]) d. h. die letzte Lauge und Seife wurde mit den beiden Bükhölzern entfernt. Klipp, klapp! klang es im Takte, indem ein Mädchen mit beiden Hölzern oder zwei mit je einem schlugen. Ein solches Bük-holt war ein schaufelförmiges, mit einem Griff versehenes Holz (Fig. 30, k, S. 198). Die Hölzer waren das Hochzeitsgeschenk der beiden Naslans-mudders, die wir bei der Trauung kennen gelernt haben (S. 178).

Das gebükte Zeug hängte man zum Trocknen auf; nach dem Trocknen wurden die Hemden über die Stuhllehnen gezogen und so schier makt. Wer Mangelzeug (Mangel-brett und Mangelhult) hatte, bediente sich seiner zum Glätten. Die Kragen, die Striche der Hauben, das weiße Taschentuch für das Gesangbuch wurden der Mützennäherin zum Waschen übergeben.

Gewöhnlich an jedem zweiten Sonntag fuhren oder gingen der Bauer und die Frau zur Kirche (es war jüm ehr Karkensünndag), während an den dazwischenliegenden Sonntagen immer ein Knecht und ein Mädchen den Gottesdienst besuchten. Auf Bretter-, Stuhl- und auch Strohsitzen fuhr man mit Bekannten zum Kirchdorf, bei kaltem Wetter der Mann und die Frau eine Schenilje (S. 170) umgehängt, die Häuslingsfrau einen Beiderwandsrock um den Hals gebunden. Erst wenn im Wirtshause die

[1]) Wo diese Vorrichtung fehlte, gingen die Mägde mit aufgekrempelten Röcken in den Teich und legten die Wäsche hinein.

[2]) Im Mnd. bedeutete buken etwas anderes: „Wäsche in Buchenlauge (buke) legen". Dem Bük-hult entspricht mnd. wasch(e)-holt, wasch(e)-spôn, wasch(e)-botel.

Frauen die Kopftücher abbanden, kam der Kopfputz zum Vorschein: die Knüppels-, Blank- und Brokatmützen.

Unterdessen sitzen die Männer bei einem Glase Branntwein in der Wirtsstube; manches Scherzwort fällt. Plötzlich, als das Geläute beginnt, nehmen sie andächtig den Hut für einen Augenblick zu einem stillen Gebet ab, ähnlich wie der bayrische Bauer in demselben Falle seinen Maßkrug hinsetzt und ein Ave Maria betet — eine auffallende Übereinstimmung kirchlicher Volkssitte, die in die vorreformatorische Zeit zurückreichen wird. Dann wurde ausgetrunken und bedächtigen Schrittes aufgebrochen; die Männer und die Frauen gingen für sich, wie sie auch nach alter Sitte in der Kirche getrennt saßen.

Nach dem Gottesdienst fanden sich die Bauern in der Nähe der Kirche zusammen. Da verlas der im Kirchdorf ansässige Voigt mit wichtiger Amtsmiene, was ihnen zu wissen frommte. Neue Bestimmungen der Regierung wurden bekanntgegeben; diesem war eine Kuh genommen worden, die verkauft werden sollte; andere hatte der Feldhüter (Fild-panner) wieder einmal wegen unerlaubten Weidens auf fremden Grundstücken gepfändet, was der gestrenge Voigt zum Anlaß nahm, die betreffenden Verordnungen einzuschärfen; jenem sollte Haus und Hof verkauft werden. Selbst ein ganzes, aus mehreren Höfen bestehendes Dorf des Kirchspiels Hollenstedt wurde einst bei solcher Gelegenheit ausgeboten: Gans Grauen (so hieß das Dorf) will ik jo för twehunnert Daler gewen, erscholl es, aber die Bauern kratzten sich hinter den Ohren, die Zeiten waren schlecht, es fehlte am Baren.

Eine feierliche Stille umfing am Nachmittag das Dorf. Im blinkenden Sonnenschein spielten die Kinder; die Bauersöhne und Knechte standen auf der Straße und tauschten Bemerkungen aus, auf dem Flett nähten die Mägde an ihrem Zeuge, und Bauer und Bäuerin gingen durchs Feld: we wüllt dat Kurn beten nadriwen. Die Frau besuchte auch wohl Verwandte, die Mägde der verschiedenen Häuser kamen zueinander mit dem Nähzeug, bis gegen Abend die Arbeit wieder rief. Der Bauer spielte ein Stündchen Solo oder ging, wenn vom Vorsteher (Bur-mester) der Knüppel, das uralte Berufungszeichen, herumgeschickt oder ins Kuhhorn gestoßen worden war, zu dem Bur-mal (oder der Bur-

bank, der Bank), der Gemeindeversammlung. Nach dem Abendessen, während von der Straße die Weisen der Knechte und Mägde klangen, die Kinder schon schliefen und der Mann bei einem Pfeifchen in der aus dem Kirchdorf mitgebrachten neuesten Nummer des Hermannsburger Missions- oder des Hannoverschen Sonntagsblattes „lernte", flickte die Frau noch die Kleider der Ihrigen, und scherzend meinte sie wohl, wenn sie wieder einmal ihrem Jungen, diesem Riten-spliter,[1]) die Schulhose in Stand setzte:

Harr mi min Mudder de Bür nich flickt,
Harr mi de Krei dat Fell twei hickt (gehackt).

Zweimal im Jahre gingen Bauer, Frau und Gesinde zum Abendmahl (to Bicht), die konfirmierten Kinder in dem Jahre nach der Konfirmation viermal; die größten Abendmahle fielen in die Osterzeit und auf die Sonntage nach Michaelis, wenn die Ernte eingebracht worden war. Der Nachmittag und Abend eines solchen Tages waren noch der stillen Selbsteinkehr gewidmet; selbst die Nadel ruhte, die Mannsleute trugen außerhalb des Hauses den ganzen Tag den hohen Filzhut und nahmen ebensowenig wie die zum Abendmahl gewesenen Frauen und Mädchen an irgend einem Vergnügen teil: Nä, ik hew von Dag' (heute) mit den Pesturn snackt oder auch mit den Pesturn spist oder Nä, de Pestur hett mi von Dag' wot gewen lautete ihre Entschuldigung.

Um Michaelis fuhren nacheinander Pfarrer und Küster, nicht selten mit Frau und Kindern, auf die Dörfer und machten den Bauern ihren Besuch. Er galt der Abholung der ihnen zustehenden Abgaben, der Plicht, in der Südheide der Proewen (Mehrheit von mnd. provene, f., später auch proven, m., die Präbende, das Einkommen eines Pfarrers). Man nannte dies de Plichttour, up Plicht föern, de Plicht halen und sprach in der Südheide von Proewen-halen, Proewen-dag und Proewenrecht (Niederf. 8, 7). Die Abgaben waren nach den Kirchspielen verschieden. In Hollenstedt z. B. zahlten die „Vollpflichtigen" (Höfner) an den Pfarrer 2 Spint Roggen und nach heutiger Währung 2,75 Mk., an den Küster 2 Spint Roggen, 12 Garben

[1]) Ein Riten-spliter ist, wer sich alles Zeug zerreißt (mnd. spliten, ebenso wie riten = zerreißen).

und 29 Pf., an die Pfarrwitwe 1 Spint und 5 Garben, die „Pflugpflichtigen“ (vermutlich dasſelbe wie Pflugkötner, S. 217) an den Pfarrer 2 Spint und 2,38 Mk., an den Küſter und die Pfarrwitwe dasſelbe wie die Vollpflichtigen; die kleinen Leute gaben 22, 8 und 5 Garben.[1]) In beſtimmten Dörfern und beſtimmten Häuſern wurde aufgetiſcht; die Hausfrau machte ſich eine Ehre daraus, ſo hohen Beſuch zu bewirten.

Dem Landmann ſtellt der Dichter den Bewohner der Stadt gegenüber und meint von dieſer:

„Näher gerückt iſt der Menſch an den Menſchen.“

Äußerlich genommen, gewiß,auch ſofern die Erreichung höherer Ziele durch gemeinſame Kräfte in Frage kommt, aber ebenſo gewiß iſt, daß in rein menſchlicher Beziehung die Städter ſich fremder gegenüberſtehen, als die Bewohner eines Dorfes. Der eingepferchte Städter kennt oft nicht einmal ſeinen Nachbar, auf dem Dorfe aber lebte und lebt bei aller Abgeſchloſſenheit ein ziemlich reges Gemeinſamkeitsgefühl, trotz der Zäune, trotz der Steinmauern, die die Höfe um- und abſchließen. Das Dorf war durch das viele Ineinanderheiraten bis zu einem gewiſſen Grade tatſächlich eine erweiterte Familie, und man war ſich dieſer Übereinſtimmung deutlich bewußt. We bei' (wir beide) kunnen ut ênen Dörp wen, ſagte wohl ein Dorfbewohner zu einem Auswärtigen, mit dem er beſonders gut überein konnte. Aus dieſem Dorfſinn entſprang die gegenſeitige Hilfsbereitſchaft, durch die ſich das Familienereignis oft zum Dorfereignis geſtaltete. Beim Zäunen des neugebauten Hauſes, beim Braken und Schlachten, bei der Taufe und der Hochzeit ſind uns Beiſpiele begegnet. Beſonders ſchön aber bewährte ſich der Dorfſinn in der Zeit der Not, vor allem nach einem Brande. Der Unterſtützung mit Brotkorn iſt ſchon gedacht worden. Die Baumaterialien wurden dem Betroffenen unentgeltlich herangeſchafft, das nannte man to Bä (auf Bitte hin, mnd. bede) föern. Eine Frau desſelben Dorfes, etwa die Nachbarin, ging mit der

[1]) Daneben ſtand dem Küſter noch eine Oſterpflicht zu, 10 Eier und 14 Pfg. von den erſten beiden Klaſſen, 5 Eier und 4 Pfg. von der dritten.

unglücklichen Abgebrannten,[1]) für sie bittend, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, selbst außerhalb des Kirchspiels. Düsse Fro is afbrennt, se sammelt wot in den Wucken: so sprach die Begleiterin, steckte die geschenkten Knocken Flachs und Hanf in eine von ihr getragene Kissenbühre und nahm in den Häusern, die kein Spindelwerk hatten, auch Geldspenden entgegen.[2])

Trotz dieses ausgeprägten dörflichen Gemeingefühls war der Geselligkeitstrieb verhältnismäßig gering entwickelt. Jeder war durch seine Arbeit und seine Familie hinlänglich in Anspruch genommen; die geselligen Bedürfnisse wurden in der Hauptsache durch die Familienfeiern und Tanzlustbarkeiten befriedigt. Soweit ein „freundschaftlicher" Verkehr vorhanden war, bewegte er sich vorzugsweise auf der Grundlage der „Freundschaft," d. h. Verwandtschaft. Die mit einander verwandten Frauen des Dorfes besuchten sich von Zeit zu Zeit mit dem Spinnrad, ohne besondere Gastereien. Die gesamte Verwandtschaft, die einheimische und auswärtige, traf besonders bei den Kindtaufen zusammen. Erging einmal ohne diese Veranlassung eine Einladung, so nannte man das en güst Kinnerbêr,[3]) eine Kindtaufe ohne Kind, mit scherzhafter Übertragung von den güsten, d. h. trocken stehenden Kühen. Für eine derartige Bewirtung wählte man stets den Sonntag. Wiederholt wurde der Tisch gedeckt, und die Frau nötigte ohne Aufhören; zwischendurch spielten die Männer Karten; Hof und Feld wurde besehen, und die Nachbarn sagten: Meiers hebbt en grot Revue (bei M. ist große Besichtigung). Erhielt einmal die Freundschaft zweier Familien einen Riß, so wurde bei der

---

[1]) Stellenweise mußte diese sich durch eine amtliche Bescheinigung ausweisen, daß sie abgebrannt war. Eine derartige Bescheinigung hieß ein Brand-brêf. Beiläufig ist dies der Ursprung des studentischen „Brandbriefes", bei dem der Student — sich selbst bescheinigt, daß er — abgebrannt ist.

[2]) Eine bemerkenswerte Übereinstimmung zeigt sich in einem Hochzeitsbrauch des Kreises Kiel: die Braut mit einem Kissenüberzug und eine alte Frau des Dorfes gingen herum (auf Brutschopp) und luden ein; dabei bat die Braut um Geld und Federn, die Alte um Grütze und Mehl (Niederf. 8, 257).

[3]) Mit Bezug auf die eingeladenen Verwandten brauchte man auch den Ausdruck gesterêrn (Gäste sein).

ausgedehnten Verwandtschaft natürlich leicht der größte Teil des Dorfes in den Streit mit hineingezogen; dann spotteten die Unbeteiligten: wenn dat grot Ei (dieses große Ei) kaput geiht, stinkt dat oewer't ganze Dörp.

Die Zeit geht im Kreislauf der Ernten dahin, die Kinder wachsen heran. Neben der Frau schafft stetig der Mann. Sein Tun gehört in erster Linie der Landwirtschaft; er muß „hinaus", und „drinnen waltet die züchtige Hausfrau", das gilt nicht nur vom bürgerlichen, sondern auch vom bäuerlichen Hause. Da von der Verteilung der eigentlichen landwirtschaftlichen Arbeit und den Aufgaben des Bauern in dieser Hinsicht schon früher gesprochen worden ist, mußte er in diesem, der Arbeit am Herd und im Hause gewidmeten Abschnitt zurücktreten. Aber eins muß mit Nachdruck hervorgehoben werden, daß der Bauer der Heide stets selbst mitarbeitete; die Arbeit war ihm zur zweiten Natur geworden; ohne sein beständiges Mitarbeiten hätte der Hof bei den Verhältnissen der Heide überhaupt nicht bestehen können.

War der Älteste heiratsfähig, so pflegte der Vater, wie wir schon sahen (S. 159), am Tage der Heirat an diesen abzugeben; weit seltener war der Fall, daß er dat Innehment un dat Utgewent noch behielt, d. h. die Wirtschaft noch selbst weiterführte. Er zog sich mit seiner Frau auf den Altenteil (dat Olen-del)[1]) zurück und hieß nun Ol-vader und sie Ol-mudder. Man sagte auch von den beiden: se sit't nu up den Proem, wobei Proem, eigentlich das Einkommen eines Pfarrers (S. 251), die den Altenteilern zustehenden Ansprüche meinte. Große Forderungen wurden von ihnen nicht erhoben, das unterblieb schon mit Rücksicht auf den Bestand des Hofes (S. 159). Daß der Altenteil bei der Übergabe des Hofes, also gewöhnlich bei der Verheiratung des ältesten Sohnes, vereinbart wurde, haben wir früher gesehen. Einen Begriff von dem, was die sich zur Ruhe setzenden Alten verlangten, vermag die abgedruckte Ehestiftung (S. 162f.) zu geben. Wie hier, bedangen sie sich oft die kleine Stube aus für den Fall, daß sie sich „mit den jungen Leuten an einem Tische nicht vertragen konnten", seltener

[1]) Im Mnd. lîf-tucht, lîf-gedinge.

wurde für diesen Fall das Häuslingshaus als Wohnsitz, frêen Set (Sitz) in'n Hüsselhus, beansprucht. Zum Bestreiten kleinerer Ausgaben ließen sie sich in der Regel kein bares Geld zusichern, sondern eine bestimmte Aussaat in Hafer oder Buchweizen. Wurde aber einmal eine besondere Forderung[1]) aufgestellt, so wurde sie unter Umständen mit der bekannten niedersächsischen Zähigkeit aufrecht erhalten und führte vielleicht zu ernsten Zerwürfnissen. So haben in einem Falle die Alten bei der Übergabe des Hofes für sich besonders wöchentlich ein Pfund Butter und jährlich ein Schaf ausbedungen, und über dem Pfund Butter und dem Schaf ist die ganze Verlobung zurückgegangen.

Der Lebensabend der Altenteiler war oft wenig glücklich. We ward nich estemêrt (geachtet) oder Dat Beste is, wenn de Olen afgewen hebbt, se ward in Swattsur kakt, das waren gewöhnliche Klagen. Und doch machten sich die beiden noch nach Kräften nützlich. Freilich an der „Morgenzeit" pflegten sie noch nicht teilzunehmen, sie standen erst später auf und tranken dann Kaffee, den das Mütterchen bereitete. Aber den übrigen ganzen Tag arbeiteten sie mit. Die Großmutter wartete die Enkelkinder und wiegte und sang sie tagaus tagein in den Schlaf, bis sich ihr selbst die Augen zum letzten Schlafe schlossen, und Großvater arbeitete draußen in Kniehose und Zipfelmütze, bis ihm der Tod das Beil oder die Heidesichel aus der Hand nahm.

Langsam nähert sich, indem ein Nachbar das eine Pferd am Zaume führt, der schmucklose Leiterwagen mit dem Sarge dem Kirchdorf. Für den Gruß der Begegnenden danken vom Wagen die verweinten Gesichter mehrerer Frauen, die auf Strohbunden sitzen, während der mit einem weißen Laken (Lîk-laken, d. h. Sarglaken, von dat Lîk der Sarg) bedeckte Sarg auf Strohwiepen ruht.

---

[1]) Dahin gehört auch die Ausbedingung einer „eisernen Kuh", d. h. einer melkenden und nötigenfalls durch eine andere zu ersetzenden Kuh. Sitte und Ausdruck waren weit verbreitet, vgl. die iserne Kau in Ostpreußen (bei Frischbier I 441).

Die Frauen ſind dicht in weiße Laken (Not-laken,[1]) auch Doden-laken, witte Laken, Fig. 40) gehüllt, und während ein Windſtoß die Laken lüftet, wird ein weißes Tuch (Boſt-dok) ſichtbar, das Hals

Fig. 40. Im Notlaken. Aufbruch zu einem Begräbnis.

und Bruſt bedeckt und das einförmige Schwarz des Tuchkleides grell unterbricht. Dieſe Frauen ſind die nächſten Verwandten des Toten; hinter dem Sarge ſchreiten andere weiße Frauengeſtalten, die der weiteren Verwandtſchaft und der Bekanntſchaft. Zur Seite

[1]) Im Mnd. läßt ſich nôt-wech vergleichen, d. h. der Weg, den man nur in Notfällen, beſonders bei einem Begräbnis, benutzte, übrigens ein auch in der Lüneburger Heide ſtellenweiſe bis in die neuere Zeit geübter Brauch. — Das Liklaken und Notlaken begegnet ebenſo wie im Nordweſten der Heide in der oſtwärts nach der Elbe gelegenen Winſener Marſch, wie

und dahinter gehen, zum Gegengruß die hohen Filzhüte bedächtig lüftend, die Männer. Jetzt ist das Dorf erreicht; das Geläute beginnt; am Eingang des Kirchhofes setzen die Träger den Sarg auf die Bahre (de Böhrn). Zur Gruft schreiten, dem weißbehängten Sarg voran, der Pastor und der Küster mit einer Anzahl singender Schulkinder,[1]) die Männer und die weißen Frauengestalten folgen. So sah vor etwa sechzig Jahren ein Begräbnis im Nordwesten der Heide aus, so hat es dort Jakob Gensler gesehen und 1839/40 in seinem „Kirchhof" (jetzt in der Kunsthalle zu Hamburg) verewigt.

Nach der Bestattung wurde das Sarglaken von der Totenfrau zusammengenommen wieder auf den Wagen gelegt oder, bei einer Beerdigung aus dem Kirchdorfe selbst, in das Trauerhaus zurückgebracht. Bei einer öffentlichen Beerdigung schloß sich ein Trauergottesdienst an, bei der die Frauen ebenfalls im Notlaken erschienen; auch in der Heide herrschte der weithin in Deutschland nachweisbare Brauch, daß bei diesem Anlaß die wichtigsten Daten und Ereignisse aus dem Leben des oder der Begrabenen (ihre „Personalien") zur Verlesung gelangten.

Das Notlaken gehörte zur Aussteuer. Die Braut spann und webte es eigenhändig aus dem besten Flachs, nähte es dann aus zwei Bahnen (jede von etwa 1,80 Meter) zusammen und säumte es oben schmal und unten breit. Das Laken wurde bei Beerdigungen so „um den Kopf gebunden": Die Frau schlug die obere Kante breit nach innen um und legte das Laken so über den Kopf,

---

mir Herr Müller-Brauel mitgeteilt hat. Dieselben Laken kannte man aber auch in den westlichen und südlichen Gegenden der Heide, bei Soltau ebenso wie bei Celle; für die Vogtei Wahrenholz (östlich von Celle) bezeugt sie ausdrücklich G. Wrede (Niedersl. 10, 204) mit dem Zusatz, daß sie später durch schwarze, vorn mit einem weißen Tuch überbundene Mützen ersetzt worden seien. Solche aus feinem Stoff hergestellten weißen Tücher scheinen im Laufe der Zeit in manchen Kirchspielen der Heide an die Stelle der Laken getreten zu sein, z. B. (nach einer Mitteilung des Herrn Oehning-Celle) in Hermannsburg, Müden, Sülze, Bergen bei Celle, Wietzendorf, Munster bei Soltau. Diese Tücher pflegten dann auch im ganzen Trauerjahre getragen zu werden; je breiter der Saum, je tiefer die Trauer (brêt-sömte, small-sömte Döker).

[1]) Bei einer sogenannten stillen Beerdigung fiel das Singen fort.

daß es das Geſicht dicht umrahmte und die Stirn bedeckte. Beim Zuſammennehmen entſtand an jeder Schläfe eine Falte; unter dem Kinn wurde das Laken mit einer Nadel befeſtigt und vor der Bruſt mit der Hand zuſammengehalten. Nach dem Tode ſollte der Leichnam der Beſitzerin in das Laken eingenäht werden; auch für ihren zukünftigen Mann fertigte die Braut ein Notlaken.

Dem Gebrauch des weißen Trauerlakens begegnen wir auch bei den Slaven, der Spreewälderin ſowohl wie der Bewohnerin des hannoverſchen Wendlandes, ja bis zu den Südſlaven läßt ſich eine ähnliche Begräbnistracht verfolgen. So hören wir in einem zwiſchen 1672 und 1710 niedergeſchriebenen Bericht[1]) über ein wendländiſches Kirchſpiel folgendes: „Im Kirchſpiel Waltersdorf (vielmehr Woltersdorf) wird der Tote auf einen Wagen geſetzt, da dann einer eine Hand voll Stroh anzündet und den Pferden vorwirft, worüber ſie gehen müſſen. Auch ſetzen ſich zwei Weiber auf den Wagen, an jedweder Seite des Sarcks eine, behangen ſich mit einem Laken, heulen und ſchreien gar jämmerlich auf wendiſch.“ Hier erſcheint alſo die Sitte des Trauerlakens in Verbindung mit wendiſchen Klageliedern und dem ſicher auch uralten Brauch des vorgeworfenen Strohfeuers. So iſt ohne Zweifel auch das Notlaken der Heide auf einen rein volkstümlichen Urſprung zurückzuführen und reicht ebenfalls in ſehr alte Zeit zurück. Und läßt ſich eine einfachere Trauertracht denken? Einen Wocken und eine Spindel zum Spinnen, ein Webetau und die wärmenden Sonnenſtrahlen zum Bleichen — das alles hat das alte Niederſachſen ebenſo gehabt wie ſeine ſlaviſchen Nachbarn. So iſt, während die germaniſch-ſlaviſche Brautkrone auf kirchliche Einflüſſe zurückgeht (S. 140), das lüneburgiſch-ſlaviſche Trauerlaken volkstümlichen Urſprunges, und die Kirche hat die volkstümliche Sitte hier gewähren laſſen.

Nach Weinholds Anſicht iſt die deutſche Trauerfarbe des Mittelalters und bereits der vormittelalterlichen Zeit das Schwarz geweſen. Hier taucht nun in einer rein germaniſchen Gegend das Weiß als volkstümliche Trauerfarbe auf. Allerdings befinden wir uns hier in einer Grenzgegend, in einem Gebiet, in dem ſeit uralter

[1]) Arch. f. ſlav. Ph. 22, 120.

Zeit die Germanen und ihre ſlaviſchen Vettern als Nachbarn geſeſſen haben, und ſo iſt es ſehr wohl möglich, daß die weißen Laken der Heide in ſehr alter Zeit von den Slaven her übernommen worden ſind. Um klar in der Sache zu ſehen, müßte zunächſt eine andere Frage ſich beantworten laſſen, ob die gleiche Volksſitte ſich weiterhin über Deutſchland erſtreckt hat.[1]) Auf jeden Fall iſt der bis in die Neuzeit ſo zäh feſtgehaltene Brauch in volkskundlicher Hinſicht höchſt beachtenswert.

Das ebenfalls von der Braut eigenhändig hergeſtellte[2]) Sarglaken war breiter und länger; es hatte drei Bahnen und jede etwa 2,80 Meter Länge. Nur ärmere Familien beſaßen kein Sarglaken und liehen ſich eins bei einem Todesfalle.

In den beiden Totenhemden,[3]) die auch in der Brautzeit genäht wurden, durfte kein Name ſtehen; andernfalls würde der Name der Familie mit zu Grabe getragen worden ſein. Noch heute löſt man, wenn ein gewöhnliches Hemd als Totenhemd verwendet werden ſoll, den Namenszug heraus. Wenn der Menſch mit dem Tode ringt, erleichtert, wie in Moisburg geglaubt wird, das unter den Kopf gelegte Totenhemd ihm das Sterben; in das Totenhemd fallende Tränen nehmen dem Toten die Ruhe. Die beiden Totenhemden lagen, mit den Notlaken und dem Sarglaken zuſammengebunden, im Koffer der Bäuerin.

Die Genoſſenſchaften hatten ſtellenweiſe ein beſonderes Bahr-

[1]) Von dem hier beſprochenen Weiß iſt durchaus dasjenige zu trennen, das in den neueren Volkstrachten erſcheint und lediglich auf Modeſtrömungen zurückgeht. Ich beabſichtige, an einer anderen Stelle über Weiß als deutſche Trauerfarbe zu handeln; der von mir geſammelte Stoff iſt zu umfangreich, als daß hier näher auf den Gegenſtand eingegangen werden könnte. Ich habe hier nur beigebracht, was mir zur Würdigung des eigenartigen Brauches notwendig zu ſein ſchien. Auch auf dem katholiſchen Nieder-Eichsfelde waren nach Schambach (Götting.-Grubenhagenſches Idiot. unter Kerkenlaken) die leidtragenden Frauen bei Begräbniſſen und beim Kirchenbeſuch mit weißen leinenen Tüchern oder Betttüchern angetan; es würde von Wert ſein, Näheres über dieſe jetzt wohl ausgeſtorbene Sitte des Eichsfeldes zu erfahren.

[2]) Vorausgeſetzt natürlich, daß in ihrem zukünftigen Heim keins vorhanden oder ein neues erforderlich war.

[3]) Das Totenhemd entſprach in ſeiner Form einem gewöhnlichen Hemde, es war aber länger, ſtellenweiſe von doppelter Länge.

tuch. So benutzen bis heute diejenigen Familien der Dörfer Hollenstedt, Emmen und Wohlesbostel, die das Holz gemeinsam besitzen, bei Begräbnissen ein schwarzes Tuchlaken neben dem weißen; ein kleineres schwarzes Laken ist für Begräbnisse von Kindern bestimmt.

Mit der Zeit erfolgten bei der Bestattung verschiedene Änderungen. So drang unter der Herrschaft neuerer Mode allmählich Schwarz als Trauerfarbe ein. Zunächst trat Schwarz als Halbtrauer dem Weiß gegenüber: bei Beerdigungen z. B. trugen hinfort die außerhalb der Verwandtschaft stehenden Frauen nicht mehr das Notlaken, sondern ein schwarzes Kopftuch, während die Witwe und die Verwandten sich noch des Notlakens bedienten und die Witwe auch im Trauerjahre außer dem weißen Brusttuche ein weißes Kopftuch zu tragen pflegte. Witt trurt deper as swatt, so drückte man vor etwa vierzig Jahren diesen Gegensatz in der Heide aus. Mit der Zeit wurde das Notlaken ganz verdrängt, und seit langen Jahren folgen selbst die nächsten Verwandten nur im schwarzen Kopftuch. Neben der Mode soll der Umstand, daß die Pferde leicht vor den weißen Laken scheuten, zur Abschaffung dieser beigetragen haben.

Eine andere Änderung bestand darin, daß seit den sechziger Jahren das Sarglaken nicht mehr über den Sarg gehängt, sondern beim Betreten des Kirchhofes über die Bahre[1]) gebreitet wurde. Man begann nämlich, auf die bis dahin aus fünf breiten Brettern und einem platten Deckel bestehenden, mit Kienruß gestrichenen und höchstens mit Speckschwarten etwas blank gemachten Särge größere Sorgfalt zu verwenden. Die Särge bestanden fortan aus dem Unterkasten und einem hohen Deckel, sie wurden lackiert und mit Metallschildern geschmückt. So ist der Grund der obigen Änderung ersichtlich: der Sarg, der Lack und die schönen Schilder sollten zur Geltung kommen.

Bemerkenswerter als die überall bekannten Vorzeichen eines Todesfalles (der bohrende Holzwurm, das nächtliche Bellen des Hundes und Schreien der Eule) sind die folgenden: Ein Maulwurf, der im Hause wühlt, deutet auf eine Leiche;[2]) ebenso ein im

[1]) So auch bei den Leichen des Kirchdorfes selbst, nur erfolgte bei diesen, wie wir sehen werden, die Aufbahrung schon im Trauerhause.

[2]) Der Maulwurfshügel ist das Vorzeichen des Grabhügels.

Winter blühender Baum. Wenn frühmorgens einem ein Tropfen Blut aus der Nase fließt, so tritt demnächst ein Trauerfall in seinem Bekanntenkreise ein. Übertriebene Habsucht ist ein Vörlat baldigen Todes: he is so raffig, he mag ok wol bald nog (genug) kriegen. Ein dreimaliges Klopfen zeigt einem Kranken den nahe bevorstehenden Tod an; es ist die Vorbedeutung des Klopfens, durch das der Sargdeckel geschlossen wird (Moisburg).

Dem Toten wurden von den beiden Totenfrauen (Anklîrsch, aus Anklederſch zusammengezogen = Ankleiderin) Gesicht, Hals und Hände gewaschen. Dann nähten sie ihn mit einem langen Faden in das bis unter die Arme reichende Notlaken; unter dem rechten Arm wurde angefangen und die Nadel unter dem rechten Fuß im Leinen befestigt. Über das Notlaken zogen sie das Totenhemd. Das Gesicht wurde mit einem in Branntwein getränkten Lappen (Brannwins-lappen) vor Verwesung geschützt, der Mund durch Bibel und Gesangbuch, die man unter das Kinn legte, geschlossen gehalten. Nachts wachten zwei Mädchen der Nachbarschaft und schützten die Leiche vor Ratten und Mäusen; ausgestreute Buchweizengrütze unterstützte sie hierbei. Über der Leiche hing, vermittelst einer auf zwei Stuhllehnen gelegten Stange, das Liklaken, um die Eintretenden vor einem plötzlichen Anblick und seinen Folgen zu schützen. Sargbretter, gewöhnlich eichene, hatte man oft schon zu Lebzeiten sägen lassen und als Not-hult[1]) zurückgelegt. Während der Tischler den Sarg und die Mützennäherin den Sterbekittel (Doden-kiddel) herstellten, besorgten die Totenfrauen die Einladungen: Peters Mudder lett grüßen, Ji müchen ehr doch de Ihr andon un Mandag Namdag Klock dre mit jüm ehren seligen Vader to Begraf (Begräbnis) gahn. Gleichzeitig wurden die in Aussicht genommenen Träger des Sarges besonders eingeladen, ebenso bei den nächsten Verwandten die Frauen (mit up den Dodenwagen to sitten). Der Sterbekittel bestand aus weißem Batist oder Shirting. Der Stoff hatte die Breite des Sarges; er wurde gefältelt und so über die Leiche gelegt und

[1]) Aus diesem wurde der Sarg in dem Trauerhause selbst hergestellt; der Tischler erhielt doppeltes Tagelohn. Wollte niemand „sich zum Sterben hergeben", so wurde das Notholz auch wohl gelegentlich einer Aussteuer zu Möbeln verarbeitet.

festgesteckt; der Ausschnitt am Halse und der Sargrand waren mit ausgezacktem Batist oder Shirting besteckt oder benäht. Bei Kindern und jungen Mädchen wurde der Sterbekittel mit künstlichen Blumen, bei den Kindern außerdem mit bunten (roten, blauen oder grünen) Schleifen versehen; auch erhielt das Kind eine der Blumen in die Hand. Bei Erwachsenen kamen Schleifen aus schmalem, schwarzem Atlasband an den Kittel. Als Kopfschmuck wurde den Frauen die Abendmahlshaube, den Männern eine weiße Zipfelmütze mitgegeben. Der Tischler half den Totenfrauen die Leiche in den Sarg legen. Von den zuletzt benutzten Gegenständen[1]) wurde die neue Waschschale zertrümmert, das Branntweinsläppchen, der Kamm und der Schwamm kamen mit in den Sarg und fanden unten zwischen den Hobelspänen ihren Platz; ein anderer Teil der Hobelspäne war zum Stopfen des Kopfkissens verwendet worden. Ungeziefer, das sich etwa bei der Leiche fand, gab man in einer Federpose oder einem Glase mit; andernfalls wurde es im Hause unausrottbar.[2]) Lag das Trauerhaus im Kirchdorfe, so wurde die Leiche auf der Diele aufgebahrt;[3]) das Holen der Bahre fiel zwei Nachbarn zu. Das Liklaken blieb auch jetzt über der Leiche liegen; erst wenn die Freundschaft dem Toten die Hand zum Abschied geben wollte, wurde es fortgenommen. Bis dahin hatte der Deckel daneben gelegen und zwei Leuchter mit brennenden Lichtern getragen. Während der Tischler den Sarg schloß, wurden die Lichter von einer Totenfrau zurückgestellt, um auszubrennen. Vor der Beerdigung erfolgte eine einfache Bewirtung der Gäste, gewöhnlich der Freundschaft in der Nebenstube, der übrigen in der Wohnstube;[4]) nach dem Begräbnis wurde das Trauerhaus nicht wieder aufgesucht. Nach der Leichenfeier, die

[1]) Profane Wiederbenutzung hätte die Ruhe des Toten gestört, das war anscheinend der Grund des Zertrümmerns oder Mitgebens. Auch die Strohwiepen, auf denen der Sarg eines Außendörfers gestanden hatte, wurden auf der Heimfahrt weggeworfen oder verbrannt, und hierfür führt man noch heute als Grund an, daß andernfalls der Tote umgehen würde.

[2]) In Moisburg herrscht ein ähnlicher Glaube: wer von einem Toten Ungeziefer bekommt, wird es erst dann wieder los, wenn er eine Laus (Erblaus, Arw-lus) einem anderen Toten in einer Federpose mit ins Grab giebt.

[3]) Die Leiche eines Außendörfers dagegen wurde, wie wir sahen, erst beim Betreten des Kirchhofes auf die Bahre gesetzt.

[4]) Ebenso im Braunschweigischen, Andree S. 317.

bei offenem oder geschlossenem Sarge gehalten wurde, trug man den Sarg zur Großen Tür hinaus, derselben Tür, durch die der Tote einst bei der Hochzeit unter Musik seinen Einzug gehalten hatte. Hinter dem Sarge wurde aus einer Schale Wasser ausgegossen. In ganz alter Zeit durfte nach der Behauptung einiger ergrauter Einwohner die Leiche erst begraben werden, nachdem sie zuvor während eines Sonntagsgottesdienstes in der Kirche gestanden und „nochmals eine Predigt angehört" hatte.

Wenn die Leiche freundliche Züge gezeigt hatte, so war das ein Zeichen, daß sie bald ein Familienmitglied nachholen würde. Die Fenster des Zimmers, in dem der Tote zunächst gelegen hatte, durften nicht sofort geöffnet werden, sonst würde er zurückgekehrt sein.

Wie die Tracht der Begrabenden, ist auch die der Begrabenen von der Zeit nicht unberührt geblieben. Die Sitte des Einnähens und des Sterbekittels ist fast ausgestorben. Die Erwachsenen werden im schwarzen Anzuge begraben. Auch hier hat das Schwarz als modische Trauerfarbe um sich gegriffen.

Auf den schmucklosen Erdhügel kam ein niedriger, viereckiger Leichenpfahl (Pahl); jede Fläche war etwa 11—12 Centimeter breit, oben lief der Pfahl nach einer Hohlkehle in einen spitzen Kegel aus. In das Holz war eine kurze Inschrift in altertümlichen Buchstaben eingeschnitten. Allmählich setzte man die bekannten höheren und breiteren Pfähle mit geringerer Dicke und mit schwarzer Inschrift auf weißem Grunde. Auf der Vorderseite standen die Daten, auf der Rückseite gewöhnlich ein frommer Vers oder Spruch; bei Kindergräbern war über ihm gern eine rote Blume angebracht. Empfindungen persönlicher Art auf dem Leichenpfahl zu äußern, liebte der verschlossene Niedersachse nicht; auch die in Vers und Prosa sich oft aussprechende Hoffnung auf ein Wiedersehen zeigt kaum persönliche Färbung. So hat denn auch wohl nur selten oder nie ein Grabdenkmal von dem gesprochen, was den Hauptinhalt eines Bauernlebens zu bilden pflegte. Die Arbeit, die redlich sich mühende und es sich sauer werden lassende, sie war die Grundlage des Bauernlebens auch in den hier geschilderten Gegenden, und mehr noch als die im ganzen einheitliche Arbeit des Mannes die vielseitige, mit dem Leben des Hauses und des Volkes inniger verwachsene Arbeit der Frau. Daraus erklärt sich, daß unsere

Darſtellung des Volkstums die Frau und ihr Wirken ſo beſonders betonen mußte. So mag denn dieſe Darlegungen auch ein altes Lobeswort auf das Schaffen der Frau beſchließen. „Und reget ohn' Ende die fleißigen Hände", ſagt der Dichter von der deutſchen Frau. In der Lüneburger Heide heißt es:

Frogensarbeit is behenn' (handlich, klein),
Awer dorüm (trotzdem) ahne Enn'.

Regiſter.

A

Abbauer 158, 172, 184, 217 u. Anm. 2
Abbrennen d. Hauſes 3, 38, 252 f.
Abendmahl, Beſuch d. A. 251.
Abendmahlstracht 128 f., 137, 143 f.
Abendzeit = Abendeſſen 225
Ablobungsſchein 160
Abort 216
Abzählreime 24 f.
„Adam hatte ſieben Söhne", Reigen 31
Adamsbaum, Näharbeit 47
Adel 160 f., 177, 216, 217, 245 f.
Ahorn 206
Ähren (Orakel) 43, vgl. 248
Alkoven 204
Altar 178, 182
Alte Land 82, 83, 194
Altenteil u. Altenteiler 11, 96, 97, 102, 111, 159, 162 f., 191, 203, 204, 206, 222, 254 f.
Ältermann 175 f., ſiehe Brautvater
Altkloſter, Ortsname 46
Altvater 162
Anbauer 59, 158, 172, 184, 217 u. Anm. 2
Andacht 222, 225
Anerbe u. Geſchwiſter 159
Anrede 64, 184
Apfel, Sinnbild der Fruchtbarkeit 176, auf d. Traualtar gelegt ebd.
Appel, Ortsname 233
Appelbeck, Papiermühle 46
Armband 127
Armenfürſorge 176, 180
Artlenburg, Ortsname 135
Arznei 247
Aſchenmöhm (Frau Holle) 43
Atlasmütze 53, 128 f.
Aue, Flußname 58
Aufgebot, das (vor d. Hochzeit) 163 f.
Aufzug (b. Weben) 115, 116, 117, 118
Augenkrankheiten, Volksmittel 38, 238
Ausgang d. Braut, ſ. Braut. A. d. Bräutigams 177
Ausſteuer 86, 155, 160 ff., 163, 168 ff., 257, 259, 261, Anm. 1

B

Backen, vgl. Brotbacken
Backhaus 215, 216—220
Backkammer 220
Backofen 87 f., 94, 157, 216, 218—220, im Kinderſpiel 20
Baken d. Flachſes 94
Ballſpiel 34, 38
Bamudder, Hebamme 2
Bandjude 151.
Bank 103, 201, 205. Bank u. Hochſitz 206
Bannen, ſ. Schnüren
Banſe 76, 215
Bardengau 160
Bardowieck 83, 85, 132, 143, 207
Barfußlaufen 20
Bartholomäi 238
Bauer 65, 66, 73, 74, 77, 79, 97, 192, 221, 223, 228, 232, 248, 250, 251, 254. Ein-

teilung d. bäuerlichen Bevölkerung 216 f.
Bauerlehne 217
Bauer(n)bier 152
Bauernregeln 74
Bauersöhne 55
Bauertöchter 55
Baum, gabelförmiger, heilkräftig 8. Abgabe f. d. Fällen von Bäumen 245. B. im Winter blühend 261
Baumzucht 208
Beerenpflücken 45
Begräbnis 255—63
Beiderwand 80, 81, 103, 120, 171. S. Kleidung
Beleuchtung 196—198
beminschen, sik = sich beweiben 157
Bendestorfer Mühle 239
Bergen, Ortsname 176, 257
beschreien 175
Besen 63, 79, 201
Besprechen 240
Bestmelk 204
Betglocke 222
Betkinder (Konfirmanden) 53
Bett, s. Butze
Bettlaken 92, 94, 120, 183
Bettler 176
Bettnässen 7
Bevensen, Ortsname 43
Bibel 261
Bibelklewer, gummierte Bildchen 53, Anm. 2
Bienen 81, 224, Anm. 2
Bienenkorb bei der Pfingstfeier 40, aufs Haus gesetzt 157. 212
Bienenrecht 57
Bienenzaun 216
Bier 174, 230 f.
Bila', Teil d. Lade 56
Bilderbogen 46, 205
Bindebaum 69
Binderjacke 74 f., 123 f.
Binsen (als Dochte) 196, 197
Bispingen 58
Blankmützen 137, 138, 250
Bleckede, Ortsname 87, 100
Bleichsucht 7
Blocksberg 43
Blumen 21, 39, 40, 171, 182. Künstliche Bl. 164, 168, 174, 175, 262. Bl. auf Schachteln 135, auf Tellern 198, rote Bl. auf Kindergräbern 263
Blumenpflege 207
Blut 240, 261
Bock, Spiel 35 f.
Bockhorst, Ortsname 190
Bockrad 98
Bockspringen 36
Boden u. Bodenräume 76, 199 f., 208, 212, 215, 220
Bokwetenjungens Junggesellen, mit Buchweizen ausgelohnt 81
Börnen, Tränken 76, 193, 214
Börte 198 f., 204 f.
Bostschoet, Brustschuß 7 f.
Bötersheim 160, 162
Brache 68
Braken, Brechen d. Hanfes 87 f., d. Flachses 94
Brandbaum 207
Branntweinflasche (Eingraben d. B.) 152. 187, 246
Braut (beim Braken) 88. 154 ff., 158 ff., 164, 171. „Ausgang" im Elternhaus 175 f. Auswerfen von Äpfeln u. Birnen 176. Trauung, weitere Hochzeitsfeier 177 ff.
Brautbutter 88, 180
Brauthemdgeld 160
Bräutigamsjungfern 174 f., 176, 179
Bräutigamsvater (älterer Verwandter d. B.) 176, 177, 178, 179
Brautjungfer 3, 172, 174, 176, 177, 178, 179, 181, 202
Brautkleid 129
Brautkranz, s. Krone
Brautkuh 162, 171
Brautlaken (Spinngewebe) 156
Brautschatz 155, 160, 161
Brauttracht 139 f.
Brautvater (älterer Verwandter d. Braut) 175, 177, 178, 179
Breiter Stein (Bredensten) 25
Bremen 85
Bremervörde 43
Brennwasser 248
Brietlingen 121
Brinksitzer 59, 158, 184, 217 u. Anm. 2

Broche 126f., 163
Brokat u. Brokathaube 133, 135, 137, 172, 174, 183, 250
Brot im Volksglauben 139, 156, 232
Brotbacken 87, 215, 232f.
Brotwasser 222
Bruch, Heilung d. B. 8
Brückenspiel 26
Brümmel, Knabenspielzeug 22
Brunnen 212f.
Brusttuch, s. Kleidung
Bucco, Bischof, im Kinderliede 13f.
Buchbinder 46
Buchenlauge, s. Holzasche
Buchweizen 74, 81, 227
Buchweizengrütze 222, 226, 228
Buchweizenhonig 231
Buchweizenklöße 183, 223, 224
Buchweizenmehl 118
Buchweizenpfannkuchen 226, 227
buddeln, mit d. Flasche nähren 4
Bükholt 120, 199, 249
Buntweben 122, 123
Burenreih, Bauerntanz 15
Burmal, s. Gemeindeversammlung
Butter 234—6
Butterblumen 21, 29
Buttermilchwarmbier 227
Buttern 199
Butze, Schlafgelaß 1, 198, 200, 203f., 205, 206, 208, 209, 218, 219
Buxtehude, Schafmärkte 65

C

Celle 39, 43, 144, 257
Charakter = eigensinniges Wesen 155
Christus, s. Osterglaube 56
Cylinderhut 53, 143, 175

D

Dach u. Dachstroh 79, 193, 211, 212
Dênsten, Dienstboten 55
Dichtung: s. Dorfreime, Kinder, Rätsel, Spinnlieder. Ferner 168, 173, 187
Dickdrahtmuster 122
Diele 77f., 94, 152, 153, 176, 179, 181, 188, 192, 195, 196, 200, 201, 208f., 212, 214, 219, s. Lehmdiele
Diemen, Haufe gehauener Heide- oder Grasplaggen 66f.
Dingen, Name eines Herdes 193f.
Dohnen stellen 36
Dohren 96
Doknadel, s. Broche
Donnerkraut 207
Döntjen 192
Doppelnamen 4
Dorf 36ff., 88, 174, 185, 188, 252f.
Dorfreime 110
Dorfteich 249
Drechsler 99
Drehorgel 110
Dreifuß 193
Dreikamm (Wollstoff) 121, 144
Dreimaster 142
Drinkelputt, Topf zum Trinken 75
Drömt, dat = die Aufzugsenden 117, vgl. 116, 118 u. 229
Druhewald, Name e. Waldes 58
Dünger 59f., 60, 61, 64, 69, 73f., 214
Düwels, d. bösen Geister 38

E

Egge 68
Eheberedung 161
Ehebett 162, 169, 170, 177
Ehegatten, gegenseitige Anrede 184
Ehen, gemischte 155f.
Ehestiftung 161, 162, 177
Ehrenkleid 161, 162, 169, 175
Ehrentänze 180f. E. d. Zimmerleute 187
Eichen 74, 208
Eichsfeld 259
Eiersammeln 39, 41, 152
Eierspeisen 226
Eija, Wiege 12
Eilen, Ährenzacken 77
Eimer 213f., 216
Eimi (Rätselspiel) 52
einheiraten 163, 177, 184
Einschlag (b. Weben) 117f.
Eisbahn 36
Elbmarsch, s. Winsener E.

Emmen Ortsname 40, 260
Elbe 73
Engel 42
Erblaus 262
Erbfolge 163
Erbſen 74, 156, 227
Erbſilber 240
Erbtuch 9
Ernte 69, 74 f., 226, 251
Erntefeſt 152—4
Eſcherlaken 121
Eſel, ſ. Kinder, uneheliche
Eſſen (Benennungen d. Mahlzeiten, die Küche der Heide) 221—30
Eteldok, Tuch mit Eſſen 75, 222
Eulenloch 201
Everſtorf 243
Ewe, Mutterſchaf 63

F

Fachwerk 185
Faller(ſch), Gevatter(in) 2
Fallſucht 239 f.
Farben: bunte 123, dunkle u. hellere 129. F. d. Kronenbänder 139. Rot am Kiſtenwagen u. Hochzeitstag 168, 175, auf d. Leichenpfahl 263. F. d. Teller 198. Anſtrich d. Zimmers 202 u. 203, d. Wagenleitern 69, d. Ruhebank 204. F. d. Sterbekittels 262, ſiehe Schwarz, Weiß.
Färben u. Färbetopf 94, 123, 124
Faſch, Faſt, weiße Schwämmchen 9
Faſtnachtsabend 152
Febelur, Vivel'amour, Spiel 20
Feder im Volksglauben 248
Federvieh 77
Feld 250, 253
Feldhüter 250
Feldſcherer 236
Feldſteine 191, 209
Felgen 68
Fenſterln 157
Feſttage, erſte 127, zweite 137
Fett (Volksglaube) 243
Feuer, Beſprechen d. F. 240, d. laufende F. 241 f.
Feueranmachen 192
Feuerboden 191
Feuerſtätte, ſ. Herd
Feuerſtülper 190, 192
Fibel 46
Finger, Bezeichnungen d. F. 17
Finkenſtein, Spiel 24
Fintel, Ortsname 90, 216, 217
Fiſchermeier 41 f.
Flachs 74, 76, 86, 90, 93 f., 120, 253
Flett, Teil d. Hauſes 99, 110, 112, 121, 145, 183, 188 f., 191, 192, 193, 195, 196, 198 f., 199, 200, 201, 202, 208, 209, 210, 212, 220, 228, 250
Flieder 74, 237
Flöten 22
Flunkerkapotten (Hüte) 124
Forhem, Überjacke, Sonntagsjacke 142 f.
Formeln 2, 56, 245 („beindick oder armdünn"), 261
Frauen: regieren am letzten Jahrestag 44, am Sonnabendabend 80. — 74, 76, 90, 96, 97, 102, 111, 207, 213, 220—64
Frê, Heirat 157
Freiwerber 157 f.
Freſ', Teil d. Abendmahlstracht 128
Freundſchaft = Verwandtſchaft 181, 182, 245, 250, 253 f., 262
Friſur 99, 130, 133, 139, 202
Fruchtfolge 68
Frühzeit = Frühſtück 222
Fuchs aus d. Loch 23
Fuhrmann 55, 81
Fukerhahn, Kartenſpiel 20
Ful Ei, Spiel 23
Fürfack = Flett 196
Fußbank 195, 205

G

Gabel 183, 206
Gallenwek, St. Galluswoche 74
Gallustag 228
Gang (Webeausdruck) 112 f., 115
Gänſeaugenmuſter 121
Gänſefedern 170, 171, 204, 245
Gänſehüten 20, 208
Gänſezucht 244 f.
Garbe 77, 79

Garn, Färben d. Wollgarns 94 f., Kochen d. G. 111 f., s. Haspeln, Scheren, Weben
Garnwickel 18
Garnwinde 118
Garten 207
Gastfreundschaft 152, 225, 248, 252
Gattertür 188
Gaw', Geldgeschenk 6, 176
Gebäck, besseres 233
Gebälkkonstruktion 209 f.
Gebet = Deklamation 166, 186, vgl. Betkinder 53. Im kirchlich-religiösen Sinne 7, 186, 222, 223, 243, 250
Geburt 1 ff.
Geisterglaube 38, 172
Gelach, Spinnstube 102
Geld 83 f., 250
Geldgeschenk 173, 180, 187, s. Gaw'
Gemeinde, Entwicklung d. G. 57 f.
Gemeindeversammlung 57, 164, 250 f.
Gemeindewald, s. Markgenossenschaft
Gemüse 74, 228
Genossenschaften, s. Holzgenossenschaften
Genoveva 46, 56
Gensler, Jakob 257
Geräte, landwirtschaftliche 68 ff.
Gerichtsstand 217
Gerste 230
Gesangbuch 7, 53, 127, 139, 261
Geselligkeit 253 f.
Gesinde 55 ff., 195, 221, 251, s. Knecht, Magd
Gest = Bärme 226
Gesundheitspflege 247, s. Heilmittel
Getreide 69, 74, 208, 212, 215, 216, 220, s. Hafer, Roggen
Gevattern 2 f., 6
Gewitter 207
Gicht 241
Giebel 186, 192
Giffel, große Holzgabel 50
Glasscheiben, gemalte 186
Gliederreißen 8
Glinschen, Dahingleiten über d. Eis 36
Glückwünsche 180
Gô, Mark 57
Goethe (Anklang eines Sprüchwortes) 236, Anm. 1
Göhrde 40
Goldbecker Mühle 238 f.
Gottesgeld, Mietsgeld 56
Grapen 191, 199, 213
Grasessen 38
Grashof 208
Grauen, Ortsname 250
Grenzmarke 189
Grenzverrückung 57
Großmudder Schötteldok, Spiel 23
Grüner Donnerstag 38, 53, 127, 228
Gürtel 125 f.

H

Haar 241, rotes H. 154, s. Frisur
Haarschneiden 64
Haarwirbel 9, 237
Habsucht im Volksglauben 261
Hackels, Häckerling 66, 79
Hafer 81
Hafergrütze 222, 229
Hagen (Hecke) 44, 249
Halbhöfner 161, 172
Halbwolle 120, 142
Halvesbostel 40, 81, 164, 243
Hamburg 16, 73, 83, 85, 246, 257
Hamburger Bier 230 u. Anm. 1
Hammel, bei d. Pfingstfeier 39 f.
Handarbeitsunterricht 46
Handeln u. Händler 135, 247
Handtuch 121 f., 198
Handwerker 91, 163, 170, 186 f., 228, 233, 234, 247, 261
Handwerksbursche 110, 247
Hanf 76, 81, 86—93, 94, 120, 121, 253
Hanstedt 130
Harn, b. Färben benutzt 94, als Bindemittel f. d. Lehm 64
Haselnüsse 243
Haspeln 97, 101 f., 169
Hattspann, Herzbeklemmung 9, 237
Hauben 83, 86, 103, 172, 250, 262, siehe Kopftracht
Haubenbänder 83, 133, 136 ff., 138

Haus: D. H. u. ſ. Einrichtung 188—220, ſ. Häuslingshaus
Hausbau 159, 214, ſiehe Husbörn
Haus- u. Schutzbrief 205
Haushaltsgeld 246
Hauslauch 207
Häusling u. Häuslingsfrau 59, 66, 74, 90, 110, 111, 158, 172, 184, 217, 232
Häuslingshaus 216 bis 220, 255
Hausmittel, ſ. Heilmittel
Hausnamen 183 f.
Hausrat 198 f.
Hauswirtſchaft 82 f.
Hebamme 2, 3, 4, 8
Hecheln 92
Heck, dat = die Einfahrtspforte 168
Hede 86, 88, 90, 91, 92, 102, 121
Hedwige = heiße Wecken 233
Heide, als Teil d. Mark 58 f. Sand-, Moorheide 66 f. — 61, 69 f., 215, 217
Heide = ungetauftes Kind 6
Heidebeſen 63
Heidebürſte 63, 235
Heidehauen 66 f., 73
Heidendreck, der Stuhlgang Ungetaufter 2
Heidhümpel, Heidehaufen 69
Heidlehn, z. Heidehauen 66
Heidmark (Teil d. Lüneb. Heide) 121
Heidſchnucken 61
Heilmittel 207, 208, 236 bis 242, ſiehe auch Volksglauben
Heimweh 182
Helgoländer (Hütte) 124
Helljäger 44
Hellſeherei 43, 242 f.
Hemd 47, 80, 97, 120, 122. Von der Braut geſchenkt 172. Volksglaube 248
Herd 79, 94, 183, 200, 218—20, 246. Tanz um ihn bei d. Hochzeit 183. Geſchichte d. H. 189—95
Hermannsburg 81, 127, 129, 251, 257
Heu 69, 74, 76, 200, 201, 208, 212
Hexen 8, 37, 43, 239
Hexenkrut, Bärlapp 9, 240
Hille, d. Raum über d. Kuhſtall 79, 211, 212
Himmelsbrief 205
Hirtenleben 38 f., 60, 63
Hittfeld, Ortsname 2, 88, 248
Hochdeutſche, das: Einflüſſe d. H. 184, 188, 208
Hochzeit 121, 134, 136, 159, 163—83, 233, 263
Hochzeitsbaum 171
Hochzeitsbitter 3, 164 f., 172, 174, 180, 181, 182
Hochzeitsgeſchenke 173 f., 175, Anm. 2, 198, 202, 249
Hocke (zehn Garben) 77
Hof: Übergabe d. H. 159, 199, 254. Einteilung d. Höfe 217
Hof, de lütte = Gemüſegarten 74
Höfner 216, 245
Höftſtänder 112, 121, 189, 198, 200, 209 bis 211
Holden: Verehrung d. H. 208
Holland u. Seeland, Spiel 23
Holle, Frau H. 43
Hollenbeck, Ortsname 208
Hollenſtedt 25, 81, 135, 140, 159, 168, 208, 215, 217, 251, 260
Hollinde, Ortsname 208
Hollunder 208
Holting, Gemeindeverſammlung 57
Holtorf 208
Holvede, Ortsname 81, 208
Holz: Holz geliefert 57 f., 215
Holzaſche 111, 120, 204, 248
Holzgenoſſenſchaften 57 ff., 171, 215 u. Anm. 1, 259 f.
Holzintereſſenten 59
Holzordnungen 57
Honigbier 231
Hopfen 230
Horn, Kuhhorn 59, 250
Hufeiſen, Annageln d. H. 38
Hühner 224, 244
Hühnerglaube 244
Hük, de = das Zäpfchen 237

Hund, im Volksglauben 8. Dull Hund, Kinderspiel 23
Hundenamen 45
Hûr, Miete 66
Hürden 62
Husbörn, Richtfest e. Hauses 185 f.
Hut 248, Anm. 1, 251, 257, s. Kopftracht

J

Imker 55, 81
Industrie u. Tracht 82 f.
Infoërn, dat = Stallfütterung 62
Irrlicht, vom Erdlicht verschieden 243
Jagd 57
Jakobsdag, Jakobi 74
Jarfskauken, von der Braut u. d. Kranzjungfern gespendet 176
Jesteburg 135
Johannistag 8, 9, 74, 237, 238, 240, 241
Jürden (dull J.), Spielzeug 22
Jus primae noctis 160

K

Kaffee 225
Kalender 46
Kaltes Fieber 8
Kamin 195
Kamm (b. Weben) 114, 117
Kammerdok, Batist 151
Kammern 200, 206, 209, 219
Kammfutteral 202
Kanjês, Kind Jesus 42
Kanjêskoken Weihnachtskuchen 42
Kantiljen 137
Kanzel, von d. K. poltern 164
Karfreitag 38
Karlstein (nach Karl d. Gr. genannt) 246
Kartenorakel 25
Kartenspiel 20
Kartoffeln 76, 81, 88, 195, 203, 221, 222 f., 225, 226
Käse 235
Kasper 48
Kasseltüg, Taufkleid 3
Kattenkês, Dolden d. Malve 21
Katzenfüttern 156, 224
Kaufmann 46, 65, 129, 135, 202, 231, 247
Keller 199, 234, 235
Kessel 111, 175, 190, 191 f., 195, 200, 225
Kesselhaken 79, 189, 190, 191, 193
Ketten (sülwerne Kern) als Schmuck 126 f., 139
Kettenreim 15
Kiek, z. Wärmen d. Füße 4, 73, 195 f.
Kienspan 191, 192, 196
Kiepe 71
Kiepenbauer 246
Kinder: 1 ff. Lieder u. Reime 11 ff. Kleidung 17 f. Spiele 16—36, mit Gesang und Tanz 25 ff. Feste 36 f. Schule 45 f. Rätsel 48 f. K. im Sprüchwort 9, 18. Uneheliche K. 160
Kinderlied, melodische Einförmigkeit d. K. 33 f.
Kindtaufe, s. Taufe
Kindtaufsleute, s. Gevattern
Kirche u. Volksleben: S. Geburt, Taufe, Kirchgang, Konfirmation, Hochzeit, Begräbnis. Ferner Abendmahl, Andacht, Betglocke, Bibel, Gebet, Gesangbuch, Küster, Pastor, Pfarrhaus, Pflicht, Postille, Siebenstern, Sonntag, Volkssitte
Kirchenbesuch 249
Kirchensteuer 217
Kirchgang d. Mutter 7, 8
Kirchhof 38
Kirchspiel u. Tracht 85 f.
Kirchtracht 127 f., 134, 136 f., 138, 143 f.
Kirchwagen 69
Kissen 171, 172. D. „große K.“ (Stück d. Aussteuer) 3 f., 10, 170
Kiste = Brautkiste 162, 169
Kistenpfand 161, 162, 169
Kistenwagentag 168
Kiwitt, Knabenspielzeug 22
Kleiderordnungen 84
Kleiderschrank 170, 172
Kleidung 1, 17 f., 53 f., 75, 80, 122—44. Kl. u. wirtschaftliche Verhältnisse 83 f., 129 f., 135, 138, s. Begräbnis

Klingbüdelsmütz, Zipfelmütze 17, 143, 262
Klöben, Gebäck 233
Klöße: 223, 225. Grote Klüten 179f. Klütenklock (Betglocke) 222
Knaben: ſ. Kinder
Knabennamen 4
Knecht 55ff., 66, 71, 73, 74, 77, 79, 80f., 88, 97, 103f., 120, 145, 172, 188, 192, 232, 249. Großknecht 65f., 72f., 247. Kleinknecht 61, 65
Knittel, beim Wählen 24, Berufungszeichen 250
Knopfſpiele 34f.
Knüppelsmütz 136, 137, 250
Kochen, ſ. Eſſen
Köchin, Schwarze K. (Reigen) 30. Bei d. Hochzeit 167, 172, 176, 179, 180
Kock, Spiel 35f.
Koffer 56, 120
Kohl 228
Kohtitt, Gummilutſcher 4
Kokenplaten, Kuchenplatten 153
Kolik 238
Kolſchal, Kaltſchale 43
Konfirmation 53f., vgl. 251
Konfirmationshaube 53, 128f., 137
Kopfnadeln 127
Kopftracht 124, 129 bis 139. K. d. Männer 130, 143
Kornbehälter 79, 201
Kornboden 79, 90, 201, 230
Köſt = Hochzeit 164
Kötner 158, 216, 217 u. Anm. 2, vgl. 252
Kragen 120, ſ. Kleidung
Krähenfuß (Bärlapp) 9
Krämpfe 9
Krankheit, geht in Baum oder Strauch über 8, vgl. 240f.
Kranz 21, 40, 41, 58, 164, 174. Kr. d. Braut 139, 156
Kranzmädchen 186f., vgl. 179
Kreiſel 22
Kreuzweg 43
Kringelkranzreigen 29
Krone d. Braut 139 bis 142
Kronsbeeren 226
Kros (Bierkrug) 145, 198, 231
Kruck, Brett mit Stiel zum Schneeſcharren 62, vgl. 232, an d. Haſpel 101
Krüſel 191, 192, 196f., 205
Küche 195, 198
Kuchen 42, 233
Küchenlieder 172f.
Kuckuck 21, 230
Kuckucksſtuhl 21
Kufferdag, weißer Sonntag 56
Kugelfangſpiel 18f.
Kuh, eiſerne 255
Kuhſtall 200, 209
Kuhhirte 45, 57—61, 65, 80, 97
Kuhnamen 45, 52
kunkeln = heimlich handeln 247
Küſter 177, 178, 251f.
Küſterſchule 53
kütbüten = heimlich handeln 247

L

Lade 56, 90, 170, 198, 201, 206
Laken (Tuchſtoff, aus Wolle gewebt) 84, 121, 138, 144, ſ. Bett-, Notlaken
Lampen, brennende 156
Landflachs 80, 86
Landſchaftsbild 208
Landſtraße 144
Landwirtſchaft 65
Lange, Heinrich, Paſtor, Verf. d. Hollenſtedter Weistums (um 1533) 215
Langeloh, Ortsname 96
Latein: Einflüſſe d. L. 6, 24
Lauch 221, 226
Lebenslichter 180, 181
Lebensorakel 21
Legde, unbenutzt liegendes Land 68
Lehmdiele 64, 117, 188, 215
Lehnſtühle 170f., 172, 173, 180, 181, 204, 205
Lehrer 46, 53, 174, 180, 192
Leichenpfahl 263
Leierkaſtenmann 110
Leinen 79, 80, 86ff., 120f., 169, 170, ſiehe Kleidung
Leinenhütte 120

Leinenſchatz 170, 179, vgl. 202
Leſebuch 46
Lichtmeß 111
Liebe 154f., 156
Liebensorakel 25, 156
Lieder, ſ. Spinn-, Tanz-, Wiegenlieder
Lifband, Gürtel 125
Lifhaken, Filigranſchloß 125
Liklaken, ſ. Sarglaken
Liſt (Webeausdruck) 114
Löffel, hölzerne 171, 183, 199, 206
Loeft, dat = Verlobung 158, 159f.
Lohnverhältniſſe 80f.
Löper, Spielkugel 18, 35
Luffen, Gebäck 233
Luhe, Flußname 58
Luke 218, 220. Im Volksglauben 9, 212
Lulei, Faullenzer 63
Lüne (Kloſter) 129
Lüneburg (Regierungsbezirk), ſik lünborgſch dregen 86
Lüneburg (Stadt) 84, 85, 86, 132, 134f., 141f., 172, 230
Lürade 135
Lure 1

M

Mädchen, ſ. Kinder
Mädchennamen 4f.
Magd 55ff., 73ff., 80, 81, 97, 98ff., 120, 145, 172, 188, 192, 213, 222, 228, 232, 249, 250. Großmagd 71f., 76ff., 87, 111ff., 247. Kleinmagd 76f., 79, 111, 222
Magen 237f.
Mähgeräte 70
Mahljahre 162
Mahltit, de grote 179, 187
Mahlzeiten, ſ. Eſſen
Mahr 242
Maibraut 41f.
Maibuſch, Birkenreiſer 40
Maifeier 40
Malve 21
Männertracht 142f.
Mantel 4, ſ. Schenilje
Mardel, Spielkugel 18
Maria, Mutter Maria, Mädchenſpiel 26f., 135
Marienkäfer 21
Markgenoſſenſchaft 57f.
Markgrenzen 57
Markt 151f., ſ. Schafmarkt
Marſchacht (Ober-, Nieder-M.) 214
Marſchbauern, ſtadiſche 70
Martini 20, 79
Martinsabend 39
Maſt 57
Maſtdarmaustritt 8, 238
Maſtzeit 76
Maulſchelle, Gebäck 233
Maulwurf 260
Meddel, e. Gras 74
Melken 76, Anm. 2, 121, 242
Melodien im Kinderlied 33f., vgl. 63
Meſſer 183, 206
Meſſerſpiele 60
Met 231
Mietsgeld 56
Milchfieber 8
Milchſchrank 204
Milchwirtſchaft 199, 204f., 225, 227, 234 bis 236
Mitgift 83f., 155, 158, 159, 161f., 172, 221
Mitternachtsſtunde 38, 43
Modiſche Einflüſſe 82f., 125, 129f., 132, 138f., 139
Modetracht 82f.
Möhm (Muhme) = Mutter 184. Vgl. Sög-m., Naſlansmöhm
Moisburg, Ortsname 9, 43, 46, 161, 240, 241, 259, 261, 262
Mond 241
Moor 71f., 212, 243
Moppe, Kopfbedeckung 1, 3, 17, 130f., 138
Morgengabe 172
Morgenſtern (Giebelverzierung) 186
Morgenzeit, erſtes Frühſtück 77, 221, 226, 227, 255
Mudder Gripſch, Hebamme 2
Müden, Ortsname 257
Munſter, Ortsname 257
Muſik und Muſikanten 110, 186, ſiehe Hochzeit und Tanzmuſik
Muſikantentiſch 145, 147
Muſikinſtrumente 145

Mützen 99, 130, 250, ſ. Kopftracht und Männertracht
Mützennäherin 1, 133
Myrte 139
Myrtenkränzchen am Cylinder 175

N

Nabelſtrang 8
Nachbarſchaft 178, 181, 188, 228, 252f., 255, 261, 262
Nachgeburt 8
Nägelſchneiden 8
Nähen 38, 46f., 251
Namengebung 3, 4f., 183f.
Napf (Treier) 224
Naſlans-mudder oder Naſlans-möhm, Nachbarsfrau, Begleiterin der Braut bei der Trauung 178, 249
Naturallieferungen 81, 255
Nebelkappe 147
Neckereien 38, 110, ſiehe Spottverſe
Negenlock, Spiel 35
Neubauern 217
Neuhäuſer Elbmarſch 138
Neujahrstag 44
Niederdeutſche Mundart 11
Ninive, d. Herr v. N., Reigen 28
Notenber, Genoſſenbier 79, 152
Notholz 261
Notlaken 256—61
Notweg 256, Anm. 1

O

Obſt u. Obſtbäume 208, 225
Ochſengeſpann 65, 66
Ochſenhirten 60
Ofen 192, 193, 200, 204, 218, 219
Ofenbank 97
Ohrringe 127
Oljohrsawend, Silveſterabend 43
Opfer 40. = Spende 176, 178
Orakel 42f., ſ. Vörlat u. Liebesorakel
Orgel 177, 178
Oſtereier 37
Oſterfeier 36f.
Oſterglaube 37f.
Otter, Ortsname 96

P

Pachtpreiſe 66
Palmarum 53
Pantoffeln 45, 80, 103
Panzen, de lütten, kleine Mädchen 15
Papiermühlen 46
Pappmütze 17, 53, ſiehe Kopftracht
Paſcheier, Oſtereier 37
Paſtor 174, 176, 177, 178, 240, 251f.
Paß (beim Einholen d. Ausſteuer) 168
Paten, ſ. Gevattern
Peduck, Kugelfangſpiel 18f.
Peijaz (Bajazzo) 48
Pentagramm 72
Perlen 135, 140
Pfandrecht 57
Pfanne 206, 221, 222
Pfannkuchen 88
Pfarrhaus 3, 7, 53, 140
Pferde 65f., 70, 217, 233
Pferdegeſchirr 70
Pferdekopf, Mädchenhut 75, 124, 152, am Schwingblock 91, am Webetau 117, am Giebel, beim Richtfeſt geſchenkt 186, am Rehmen 189
Pfingſtfeier 36, 38f.
Pfingſtglaube 38
Pfingſtknabe 38f., 42
Pfingſtochſe 40
Pflicht, Abgaben an Pfarrer u. Küſter 251f.
Pflug 68
Phaethon 182
Pickern, Spiel 35
Pickfarw', ſwatte P. 97
Pimpahl, Spiel 35
Pingsbötel, Pfingſtknabe 39
Plaggen 58f., 60, 61, 66f., 212
Platen, Schürze 124
Polterabend 172
Por Ärmels, Kattunjäckchen 1
Poſe, Knabenſpielzeug 22, zur Aufnahme von Ungeziefer 262
Poſtille 46, 80
Prager, d. herumziehenden Muſikanten 110
Prinzmetall 125
Proewen = Präbende 251, 254

Puffer = Buchweizenpfannkuchen 226, = Topfkuchen 233
Puppe 18, 171
Puppenspiel 48
Pustblom, Löwenzahn 21
Puttlock, Spiel 34f.

R

Rätsel 48f., 110
Rätselspiel 52
Raubkammer, Teil d. Lüneb. Heide 55, 63, 68, 81, 189, 225, 226, 241
Rauch, d. R. d. Herdes 183, 192f., 212, 220, 230
Rauchfleisch 222, 223f., 230, 247
Rauchhaus 192
Rauchhuhn 246
Rauschgold 175, 202
Realgemeinde 59
Rechenunterricht 46
Regesbostel 240
Rehmen, de, d. Balkenwerk über d. alten Feuerstätte 189—192, 195
Reif, schadet d. Schafen 62
Reigen 26f., 33, 145, 146, 151
Reiheschule, Reihetisch 46
Reiten 70
Richtfeier, s. Husbörn
Rick (Reck, Querstange) 44, 120, 249
Ringen 36
Rocken 92f., 110, 111, s. Spinnrad
Roggen 74, 77, 79, 182
Roggenfeinmehl 118
Roggenkorn (Volksglaube) 156
Rölkentee 238
Rose, Besprechen d. R. 240
Rosen = Gartenblumen 207
Rosengarten, Forsthaus (bei Harburg) 246
Rost (Anhitzen auf d. R.) 229
Rüben 228, Anm. 1
Ruhebank 204
Rump, Kleidungsstück 122, 123, 125
Rundstück 233

S

Saatzeit 65, 66, 77, 79
Sachsenroß 48, 198
Salat 227
Salbei 208
Salz 8, 139, 182, 240, 242
Sämereien 207
Sarg 243, 255—63
Sarglaken 255—7, 259, 260, 262
Sattelhof 217
Sauerampfer 20
Säugen 11, 183
Saugflasche 4
Schachtel, für Hauben 134f.
Schafe, Einhecken d. Sch. 62, 64
Schäfer 55, 61—65, 77, 80, 81, 97
Schäferkarre 62
Schafmarkt 65
Schafmist, heilkräftig 238
Schafschaufel 61
Schafschere 64
Schafschur 64
Schafstall 61, 65, 94
Schafzucht, s. Schäfer
Schap, Tannapfel 21
Schatolle (Schetull) 169, 172, 201f., 205
Scheessel 146, 157
Schenilje (Mantel) 170, 249
Scheren d. Garns 112f.
Scheune 76, 152, 215, 216
Schießbüchsen 22
Schilleratsen, Wandschmuck 205
Schimmelreiter 42f.
Schinken 230
Schinkenteller 75, 199
Schippern, Werfspiel 36
Schlachten 193, 199, 227, 228—30
Schlafgelaß, s. Butze
Schlitten 36
Schmucksachen 56, 125f.
Schneeballen 36
Schneverdingen 97
Schnitzwerk 205
Schnüren (b. Mähen) 75
Schornstein 192
Schreibunterricht 46
Schreien, Mittel gegen d. Schr. 8, 9
Schriftsassengüter 217
Schuhe und Schuhwerk 45, 62, 76, Anm. 2, 80, 81, 125, 143, 191, 247

Schulbücher 46
Schule 45f., 60, ſ. Lehrer, Küſter, Konfirmation
Schürken, Zahnkrämpfe 9
Schürze 76, 79, 151, 157, ſ. Kleidung
Schüſſel, Brotſchaufel 50, 232
Schut', Schürze 76, 121
Schwangerſchaft 7
Schwarz als Trauerfarbe 258—60, 263
Schwarzſauer 183, 229f.
Schwefelſticken 192
Schweinehirt 58
Schweinemaſt 58, 81
Schwibbogen, Teil eines Herdes 79, 193f.
Schwingen d. Hanfes (Flachſes) 90f.
Sehnenverrenkung 7
Senſe 70, 74f.
Seſſelſtrick, z. Schärfen der Senſe 70, 74
Sichel 66, 74
Siebenſtern 43
Siebmacherin 247
Silveſterabend 42, 43f.
Sippe, ſ. Ehrentänze u. Freundſchaft
Slaviſche Trauertracht 258f.
Slef, Kochlöffel 199, vgl. 235
Slick, Nachgeburt 8
Sludderbüx, Schlotterhoſe 64, 88, 92, 121, 142
Smitten (Webeausdruck) 114
Snippmütz, ſ. Kopftracht
Snurrkaſel, Knabenſpielzeug 22
Sögmöhm, Säugemuhme (bei d. Taufe) 4
Soldat 110
Soltau 97, 230, 231, 257
Sommerküher 61
Sonnabend: beſondere Arbeit 79f., 102, 110, 205
Sonne 8, 37, ut de Sünn braken 88
Sonntag 80, 111, 249 bis 51, 253
Sonntagstracht 125, 134, 136, 137, 143f.
Spangen 125, 143
Sparren 210f.
ſpazieren 250
Speicher 152, 216
Speimi (Rätſelſpiel) 52
Spiegel 202
Spiele, ſ. Kinder
Spielzeug 18f., 22
Spieß (der Hochzeitsbitter) 174, vgl. 165
Spindelbaum 229
Spinnelwark = Hanf u. Flachs 99
Spinnen 44, 46f., 48, 76, 79, 94, 99, 192
Spinngewebe (grot Brutlaken) 156
Spinnlieder 11, 103ff., 144
Spinnrad 98—101, 171
Spinnſtube 97, 102—110
Spökkieker, ſ. Hellſeherei
Spottverſe 6, 39, 63, ſ. Dorfreime
Springen, als Ausdruck der Freude 27
Sprunk (Webeausdruck) 114, 117, 118
Spulen z. Spinnen 97, 100, 102, 111, zum Scheren 112, 119, zum Einſchlag 117, 118, 119
Spulenblock 97
Spulrad 96f., 117
Staatswagen, der 175
Stab als Zeichen der Herrſchaft 177
Stade (Regierungsbezirk) 67, 69, 86, 123, 124, 129, 156, 157, 238
Ställe 79, 200, 209, 215f., 218, 219
Stallzeug 121
Standesamt 177, 178
Starsbeck, Papiermühle 46, 239
Staubmühle 94
Stecknadeln 53, 125f., 128, 150
Steinbeck, Ortsname 58
Steinmauer 212
Stern: der Orgel 178, Anm. 1. Zierde des Giebels 186, d. Rehmens 189
Stiefelgeld 160
Stiller Freitag 38, 127
Stirnband 130—3
Storch 160
Strebkatzenſpiel 25
Streitfedern 245
Strich (an der Haube) 134, 136ff., 249
Stricke, z. Einfahren 69
Stricken 38, 48, 61, 63, 96, 97
Strohhalm 244, 248

Strohkranz 40. Als Unterſatz 190, 191, 225
Strohwiepen, nach der Beerdigung verbrannt 262
Strümpfe 18, ſ. Stricken
Stuben 199, 200, 201 bis 207, 218, 219
Stuten, Semmel 42, 233
Stuvenwald 246
Suderburg 138
Sülze, Ortsname 257
Suppe 222, 227, 228, 231
Suppenkraut 74, 222
Sympathiemittel 7 f., 38, 239—42

T

Tacitus (Anklänge an die „Germania") 171, 208
Tagelöhner 66, 75, 90
Tageszeit, hohe T. im Volksglauben 74
Taille, ſpitze 125
Tanz 110, 120, 125, 143, 145 f., 158, 174, 175, 176, 179, 182, 183, 186 f., ſ. Ehrentänze
Tanzlieder 14 f., 25, 144, 147—51
Tanzmuſik 56, 134, 144 f.
Taſchentuch 53, 127, 168, 175, 187, 249
Tau, der 75
Tau, dat = Gerät 111
Taufbecken 178, vgl. 205
Taufe 2 f., 73, 121, 253
Taufmoppe 3
Taufzeug 3 f.
Tauſendgüldenkraut 238
Teller 198, 199
Teufel, vgl. Düwels 43
Thomastag 43
Tiſch 205 f.
Tiſchtuch 97, 122, 201, 206, 222
Tod, auf d. T., Gegend d. Lüneb. Heide 96
Tod, Vorzeichen u. Volksglaube 260 ff.
Tollhundsbutter 238
Torf 58 f., 69, 71 f., 192, 215
Torfſtecher 72
Toſtedt 96, 216
Totenfrau 261
Totenhand 241
Totenhemd 259, 261
Totenkittel 261 f., 263
Totenlicht 8
Totenverehrung 38
Tracht, ſ. Kleidung
Trägheit, entehrend 154
Tranfunzel 197
Trauer, Tücher f. Tr. u. Nichttrauer 83
Trauerjahr 260
Trauermützen 138
Trauung 163, 177 ff., 249
Trinkgeld 76, 169, 180, 247 u. Anm. 1
Trinkſitten 248
trohattig = treu 155
Tücher 103, 187, ſiehe Kleidung
Tunke 223 f., 226
Türen d. Hauſes 188 f., 200, 218, 219. Große T. 168, 176, 179, 183, 212, 214, 263. Kleine T. 192, 207, 212
Tuſchfrê, Tauſchheirat 158
Twick, e. Gerät 67

U

Ullersmann, ſ. Ältermann
Ülzen 31
Ungeziefer, d. Leiche mitgegeben 262
Unterröcke 124 f.
Upundalſprunk, höchſte Freude 27

V

Vater, niederdeutſche Formen d. Wortes 184
Verden 14
Vergodendeel, Erntefeſt 152 f.
Verkoppelung 59 f., 65, 129, 217
Verlobung 157, 158 ff., 163, 164
Verlobungsringe 159
Verſchreibung, ſ. Eheberedung
Veſperzeit 224
Vieh 179, 208 f.
Viehhandel 247
Viehhüten 45
Vierlande 82, 83, 194
Vögel (ausgepuſtete Eier) 153, 205
Vogelfang 36
Voigt im Kirchdorf 250
Volk = Geſinde 224
Volksglaube: 7 f., 36 ff., 74, 139, 156, 178, 180, 181, 182, 185, 186, 189, 207, 208, 232, 244, 248, 259—63, ſ. Heilmittel u. Vörlat
Volkslied, ſ. Lieder
Volksmedizin, ſ. Heilmittel

Volksſitte, kirchliche 250. Kirche u. V. 258
Volkstracht, echte und unechte 81 f., 129
Vollhöfner 172
Vollmeier 217
Vollſpänner 217
Vörlat (Vorbedeutung, Vorgeſicht) 7, 9, 43, 44, 156, 178, 186, 241, 243, 248
Vullbuksawend, Weihnachtsabend 42

W

Wachs 231 f.
Wagen 68 f., 76, 171, 175, 182, 212, 214
Wahrenholz, Vogtei 257
Wald, ſ. Markgenoſſenſchaft
Waldhörner 22
Wandſchmuck 54, 205
Warmbier 183, 231
Warzen 207, 241
Waſch, auf d. Kopf getragen 85
Wäſche 193, 199, 248 f.
Waſſer 248. Heilkräftig 37 f. Kochendes Aufwaſchw. 156. Schneidendes W. 238. Brühwaſſer heilkräftig 238. Ausgießen von W. hinter d. Sarg 263
Water-warmber, Suppe 2
Weben u. Webſtuhl 76, 77, 111—22, beſ. 115 f., 162
Weberſchiffchen 118, 119, 120
Weichſelzopf 242
Weide, Anrecht an die W. 57, 58 f., 60, 68, 217
Weiden, gemeinſames 58 f., 60
Weiden (zu Knabenſpielzeugen gebraucht) 22, zum Binden 68, 199, 211
Weidenbaſt 41
Weidenbügel, an der Wiege 11
Weidenſtecken 20
Weiderecht 58, 59, 66, 81
Weihnachtsfeier 36, 42
Weihnachtsglaube 38, 42
Weistümer 57 f., 215
Weiß als Farbe der Abendmahlstracht 129, als volkstümliche Trauerfarbe 258—60
Weißer Sonntag, falſche Erklärung 53, 56
Weißes Laken (b. Wahrſagen) 42
Weißſauer 230
Welle, Ortsname 96
Wellern, das (des Bodens) 188, 191
Wendland (= Wendenland), hannoverſches 132, 136, 143, 258
Werg, Rohrhalm mit W. zum Saugen 4
Wermut 238
Weſterbeck, Ortsname 41
Weſterbecker Moor 43, 138, 143, 144
Weſtergellerſen 140
Wettaufſtehen 38 f., 40
Wettaustrieb 40
Wettebraken 88
Wetterglaube 38, 193
Wettheimtrieb 40
Wettringen 60
Wettſpinnen 102
Wickelbänder 1
Wiege 3, 9, 10 f.
Wiegenlieder 11 f.
Wiemen = Stangengerüſt d. Hühner 182, 212, zum Räuchern 192
Wieſen 73 f., 217. Als Mitgift 84
Wietzendorf 257
Wilde Jagd 44
Wildnis, Teil d. Mark 58 f.
Windbrüche 57, 215
Windbüx, ſ. Sludderb.
Winſen, a. d. Aller 58
Winſener Elbmarſch 85, 138, 143, 214, 256
Wirbel (d. Kopfes), ſ. Haarwirbel
Wirtſchaftliche Verhältniſſe 182, ſ. Kleidung
Wiſtedt 96
Wochenbeſuche 2, 121
Wochentage: bevorzugt oder gemieden 74, 167, 186, 241
Wöchnerin 1 f., 204
Wocken, ſ. Rocken, in d. W. ſammeln 253
Wockenblätter 93
Wodan 44
Wohlesboſtel 260
Wohnſchein 164
Wolf u. Gans, Spiel 18
Wolle 63 f., 80, 94 f., 96 f., 97, 102, 120 f., 231, ſ. Kleidung

Wollhandel 64f.
Worfeln 79
Wurfspiele 60
Wurst 228f.
Wurzeln 74, 228

Z

Zähne 7, 8f., 241
Zahnweh 38
Zaun 212
Zäunen e. Hauses 188
Zehnte 245
Zeitungen 202, 251
Zinngerät 198
Zuckertitt, Zuckerlutscher 4
Zunderlade 192
Zunge, Lösen d. Z. 8
Zutrinken 181, 182
Zwerge 241
Zwillinge (Twesselte), Heilkraft e. Mutter von Zw. 7, vgl. den gabelförmigen(twelten) Baum 8
Zwirn 80
Zwölften, die 44

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.

Arldt und Flamm, Die Funkentelegraphie. Mit 75 Abbildungen. Brosch. Mk. 1.80.

Dühring, Dr. **Eugen**, Logik und Wissenschaftstheorie. Denkerisches Gesamtsystem verstandessouveräner Geisteshaltung. 2. durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Brosch. Mk. 10.—, gebd. Mk. 12.—.

Haacke, Dr. **W.**, Vom Strome des Seins. Blicke auf unser künftiges Weltbild. Brosch. Mk. 1.50.

Höffding, **Professor** Dr. **H.**, Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Brosch. Mk. 4.—.

Lange, Dr. **C.**, Über Gemütsbewegungen. Eine psycho-physiologische Studie. Brosch. Mk. 1.80.

Lütgenau, Dr. **F.**, Darwin und der Staat. Preisgekrönte Arbeit. Brosch. Mk. 3,20, gebd. Mk. 4.—.

Rheinhard, Dr. **W.**, Schönheit und Liebe. Ein Beitrag zur Erkenntnis des menschlichen Seelenlebens. Brosch. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

Kropotkin, **Fürst Peter**, Gegenseitige Hilfe in der Entwickelung. Brosch. Mk. 8.—, gebd. Mk. 10.—.

Rau, **Heribert**, Das Evangelium der Natur. Ein Buch für jedes Haus. 8. Auflage. Mit 90 Abbildungen. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50.

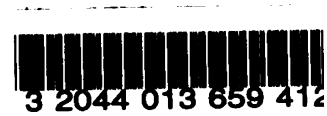
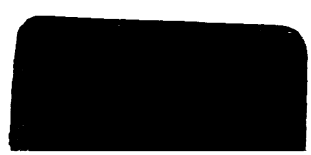
— —, Beethoven, Ein Künstlerleben. Kulturhistorisch-biographischer Roman in zwei Bänden. 4. Auflage. Brosch. Mk. 7.50, gebd. Mk. 9.—.

— —, C. M. von Weber, Ein Künstlerleben. Kulturhistorisch-biographischer Roman in zwei Bänden. 2. Auflage. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50.

Roßmäßler, Der Mensch im Spiegel der Natur. Mit über 100 Abbildungen. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50.

Schneider, Dr. **J.**, Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 31 Tafeln. Brosch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.50.

— —, Des Volkes Kraft und Schönheit. Mit 111 Abbildungen. Brosch. Mk. 10.—, gebd. Mk. 11.50.


3 2044 013 659 412